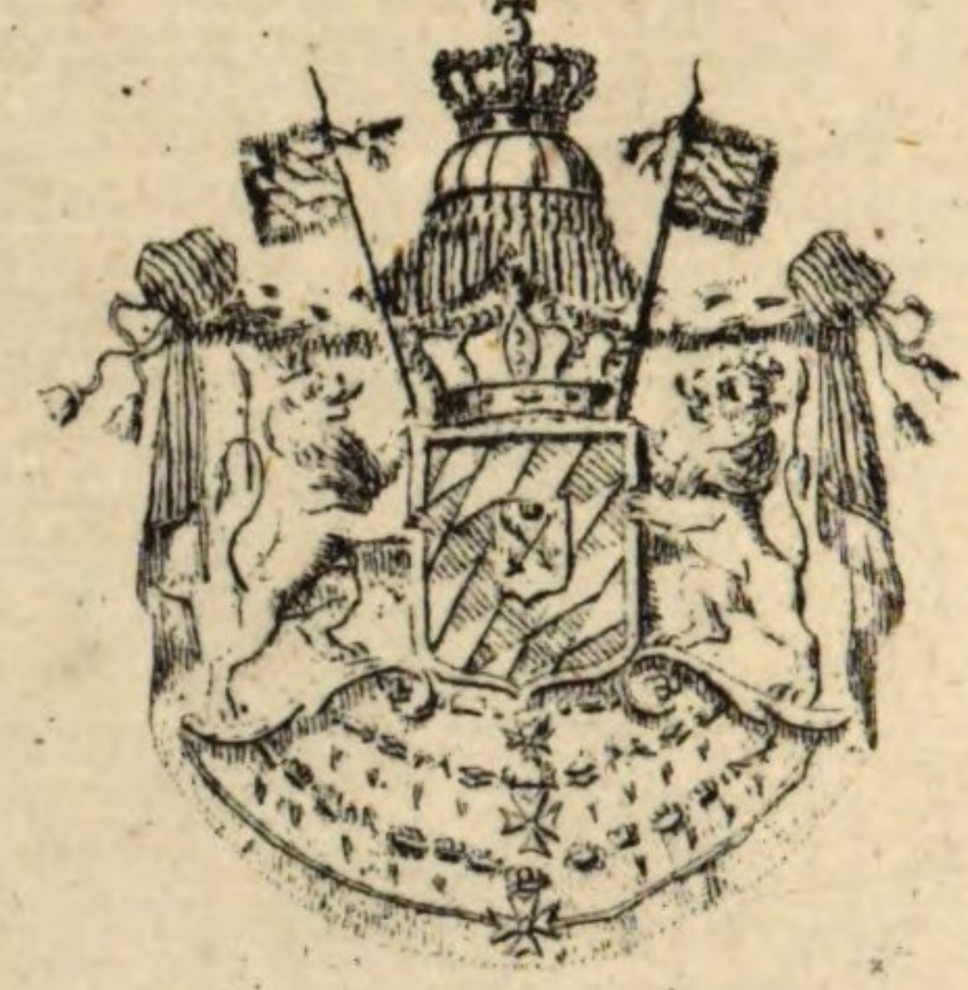
H. un. 24
C. F. Beck
Werner.
H. un. 24. d (8



BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<366052795200 15

<366052795200 15

Bayer. Staatsbibliothek

Karl Friedrich Beckers

Weltgeschichte.

Sechste Ausgabe,

neu bearbeitet

von

Johann Wilhelm Loebell.

Mit den Fortsetzungen

von

J. G. Woltmann und K. A. Menzel.

Achter Theil.

Mit Königl. Würtembergischem, Großherzogl. Mecklenburgischem und der freien Stadt Frankfurt Privilegien.

Berlin,

verlegt bei Duncker und Humblot.

1830.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt des achten Bandes.

Neuere Geschichte. Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges. 1492—1618.

(Fortsetzung.)

V. Die Franzosen.

Seite

1. Karl VIII. (Reg. 1483—1498) 3
2. Karls Zug nach Neapel 9
3. Ludwig XII. (Reg. 1498—1515) 15
4. Eroberung Mailands und Entwürfe auf Neapel (1499—1507) 17
5. Ligue von Cambray (1508—1510) 28
6. Die heilige Ligue und Ludwigs Tod (1511—1515) 31
7. Franz I. (Reg. 1515—1547) 35
8. Karl von Bourbon 42
9. Bayard (geb. 1475, gest. 1524) 45
10. Franz I. Gefangenschaft und Befreiung (1525—1526) 70
11. Fernere Kämpfe mit Karl V. (1527—1544) . . 74

Seite

12. Johann Calvin (geb. 10. Juli 1509, gest. 27. Mai 1564) 85
13. Heinrich II. (1547—1559) 101
14. Franz II. (1559—1560) 105
15. Karl IX. (Reg. 1560—1574) 113
16. Die drei ersten Bürger- und Religionskriege (1562—1570) 118
17. Die Bartholomäusnacht (1572) 133
18. Die letzten Zeiten Karls IX. (1573—1574) . . . 148
19. Heinrich III. (1574—1589) 154
20. Heinrich IV. (1589—1610) 174
21. Ludwig XIII. (Reg. 1610—1643) 198

VI. Die Engländer.

1. Heinrich VII. (1485—1509) 202
2. Heinrich VIII. (1509—1547) 212
3. Eduard VI. (1547—1553) 231
4. Maria (1553—1558) 235
5. Elisabeth (1558—1603) 245
6. William Shakspeare (geb. 1564, gest. 23. April 1616) 284
7. Jakob I. (1603—1625) 289

VII. Die Niederländer.

1. Die Niederlande unter Spanischer Herrschaft . . 293
2. Der Aufstand wider die Spanische Regierung (1565—1609) 298
3. Die Remonstranten 314

VIII. Die Italiener.

1. Allgemeine Übersicht 318
2. Alexander VI. und Cäsar Borgia (Jener, Papst 1492—1503) 321

Seite

3. Die Verschwörung des Fiesco zu Genua (1547) . 328
4. Sixtus V. (geb. 1521, gest. 1590) 334
5. Kunst und Litteratur 348

IX. Die übrigen Völker.

1. Die Schweizer 369
2. Schweizerische Reformation durch Ulrich Zwingli . 372
3. Skandinavien unter Johann I. und Christian II. (1481—1523) 378
4. Dänemark nach der Auflösung der Calmarischen Union 385
5. Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen . 390
6. Polen und Preußen 406
7. Nicolaus Copernicus (geb. 1473, gest. 1543) . . 414
8. Die Russen 416
9. Die Türken 420

3. Die Errichtung der Stadt Bern (1191) . . . 178
4. Einige V. (Brp.) 13., Brp. 13.) 182
5. Kunst und Literatur 348

IX. Die ehemaligen Bistümer.

1. Die Diözesen 329
2. Geschichtliche Übersicht über die Bistümer . 372
3. Chur unter den Bischöfen L. und Ortlieb II.
(1461—1529) 379
4. Bistümer nach der Auflösung der Eidgenossenschaft 383
5. Einige unter Churer Bischöfe und seine Besitzungen 389
6. Chur und Rätien 395
7. Bistümer Constanz (Gr. 1275) Brp. 1548) . . 415
8. Die Stadt 429
9. Die Diözesen 440

Neuere Geschichte.

Erster Zeitraum.

Von der Entdeckung von America bis zum Ausbruch des dreißigjährigen Krieges.

1492—1618.

(Fortsetzung.)

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

V.

Die Franzosen.

1. Karl VIII.

(Reg. 1483—1498.)

Wie die Könige von Frankreich aus dem Capetingischen Geschlechte während des Mittelalters die geringe Macht, mit der sie begonnen, nach und nach durch Klugheit, List und Glück erhoben hatten, und wie, nach der mehr als hundertjährigen Erschütterung aller Verhältnisse durch den Englischen Krieg, Ludwig XI. die Gründung der königlichen Alleingewalt fast vollbrachte, ist in den früheren Bänden beschrieben. Die Regierung dieses Königs macht in der Französischen Geschichte den Uebergang von der mittlern Zeit zur neuern, die dem Staatswesen andere Grundlagen gab. In dem nunmehr zu beschreibenden Zeitraum brachten erst der Ehrgeiz der Könige, Eroberungen jenseits der Alpen machen zu wollen, dann die sich hier mit politischem Gährungsstoff verschmelzenden religiösen Bewegungen des sechzehnten Jahrhunderts, neue Richtungen in die Geschichte Frankreichs.

Karl VIII., der Sohn und Nachfolger Ludwigs XI., zählte beim Tode seines Vaters (Th. VI. S. 264.) erst dreizehn Jahre. Er war ungewöhnlich klein, mager, ein wenig bucklicht und schielend. Aufgewachsen in der Ein-

samkeit zu Amboise, unter Weibern und gemeinen Leuten, war er so vernachlässigt, daß er noch nicht fertig lesen konnte. Daher ließ er sich noch als König in den nöthigsten Kenntnissen unterrichten, und jetzt zeigte sich's, daß er gar nicht ohne Fähigkeiten war. Besonders reizte ihn die Geschichte, und Julius Cäsar und Karl der Große wurden seine Helden. Im Umgange war er bescheiden, liebreich und gutmüthig, und das Reich hat wenigstens durch ihn nicht gelitten, vielmehr an guten Einrichtungen gewonnen.

Diese schreiben sich jedoch weniger von ihm, als von seiner ältern Schwester, Anna, Gemahlin Peters von Beaujeu, nachmaligen Herzogs von Bourbon, her, die ihm von seinem verstorbenen Vater als Regentin beigesellt worden war, und sich in dieser Stellung mit vieler Klugheit und Mäßigung zu behaupten wußte. Es fehlte nicht an Unzufriedenen unter den Großen, die es unter ihrer Würde hielten, unter der Regierung eines Weibes zu stehen, aber sie wußte sie allmählig alle für sich zu gewinnen. Sie fragte sie um Rath, erhob sie zu Ehrenstellen, befreite alle, welche ihr Vater ins Gefängniß geworfen hatte, und zog Manchen zur Rechenschaft, der sich unter der vorigen Regierung unrechtmäßig bereichert hatte. Zu diesen gehörte auch der habsüchtige Arzt, Jakob Cottier, der einen großen Theil der von Ludwig XI. gezogenen Summen wieder herausgeben mußte.

Um den Beschwerden der Stände abhelfen zu können, schrieb Anna von Beaujeu im Namen des jungen Königs eine allgemeine Reichsversammlung zu Tours aus, die drei Monate dauerte (1484). Bei dieser Gelegenheit kamen Klagen zum Vorschein, die den innern Zustand des damaligen Frankreich von einer traurigen Seite darstellen. Durch

das politische System Ludwigs XI., vermöge dessen er Alles, was er nicht mit Gewalt und Ueberredung erzwingen konnte, mit Geld erkauft hatte, waren ungeheure Summen aus dem Lande gegangen. Die Steuern waren so ansehnlich erhöht worden, daß die Provinzen auf das äußerste darunter litten. Viele Bauern waren ausgewandert, weil sie nicht mehr so viel erwerben konnten, als sie abgeben mußten; andere waren vor Hunger und Elend gestorben, noch andere zogen mit ihren Weibern und Kindern den Pflug selbst, weil sie kein Vieh ernähren konnten. Ganze Strecken schönen Ackerlandes blieben unbebaut liegen. Die Art, wie die Steuern eingefordert wurden, war fast noch drückender, als die Steuern selbst. „Wenn die Glieder einer Gemeine — hieß es in der Vorstellung der Stände — mit vieler Mühe ihren Antheil bezahlt haben, so sind sie noch nicht vor Verfolgungen gedeckt; alsdann hebt man sie auf, und setzt sie so lange gefangen, bis sie auch das noch bezahlt haben, was eine benachbarte Gemeine nicht erlegen konnte, und auch nach Bezahlung dieser doppelten Auflage sind sie noch nicht frei; nun zwingt man sie noch, die Kosten des Sergeanten, des Schreibers und des Kerkermeisters zu tragen, des Schadens nicht zu gedenken, der ihnen und dem Staate durch den Verlust der Zeit und die Unterlassung des Feldbaues zuwächst." Eine andere Klage betraf die schlechte Besetzung der Richterstellen. Diese waren unter dem geldgierigen Ludwig sehr häufig den Meistbietenden verkauft worden, und so sah man die unwürdigsten Menschen im Besitz der wichtigsten Aemter.

Zur Abstellung dieser und noch vieler anderen Unordnungen bezeigten sich der König und die Regentin sehr bereitwillig, und wirklich wurden auch die Steuern be-

trächtlich herabgesetzt. Im Allgemeinen wurde dieser Reichstag zur Zufriedenheit aller Anwesenden beschlossen. Eine Merkwürdigkeit desselben ist beiläufig die, daß jeder Abgeordnete, während seines Aufenthalts in Tours, von seiner Provinz etwa einen Thaler Tagegelder erhielt; dieser reichte also zur Bestreitung der täglichen Bedürfnisse eines damaligen Herrn von Stande bei feierlichen Gelegenheiten hin. Die Regentin konnte indeß mit aller ihrer Klugheit nicht verhindern, daß nicht endlich doch eine Gegenpartei entstand, die dem Hofe förmlich den Krieg ankündigte. An der Spitze derselben stand ihr Schwager, der Herzog Ludwig von Orleans, erster Prinz vom Geblüt, der seiner feurigen Gemüthsart jetzt um so mehr Luft machte, da er unter Ludwigs XI. Regierung sich sehr still zu verhalten, und sich sogar dessen zweite Tochter Johanna, eine verwachsene und äußerst häßliche Person, als Gemahlin gefallen zu lassen genöthigt war. Er selber war von schöner Gestalt und einnehmenden Sitten, der beste Reiter und Tänzer am Hofe, und ein großer Freund der Frauen. Aufgehetzt von ehrgeizigen Freunden entwarf er den Plan, die Regentin zu verdrängen, und sich an ihren Platz zu stellen, der ihm, wie er glaubte, um so mehr zukam, da er, im Fall der junge König kinderlos stürbe, der nächste Thronerbe war. Es fehlte ihm nicht an Anhang unter dem Französischen Adel; besonders unterstützte ihn der alte Feind des königlichen Hauses, der Herzog Franz II. von Bretagne, bei dem er sich meistens aufhielt, und auf dessen älteste Tochter Anna, eine sehr schöne und kluge Prinzessin, er ein Auge geworfen hatte. Mit Franzens Hülfe brachte er wirklich ein Heer zusammen, dem aber ein geübteres bei St. Aubin entgegenrückte. Es kam zur Schlacht, am 28. Juli 1488. Um seinen schlechten Truppen Muth

zu machen, focht er selber zu Fuß an ihrer Spitze, aber das Glück war diesmal auf Seiten der Gerechtigkeit, er ward nicht nur geschlagen, sondern selber gefangen. Man brachte ihn nach Bourges, wo man ihm in einem Thurme drei Jahre Zeit ließ, über seinen Leichtsinn nachzudenken.

Wenige Monate darauf (9. Sept.) starb der Herzog von Bretagne ohne Söhne zu hinterlassen. Seine älteste Tochter Anna erbte das Herzogthum, und um sich im Besitz desselben zu erhalten, wünschte sie sich mit einem Fürsten zu vermählen, der sie gegen die Anmaßungen des Königs von Frankreich schützen könnte. Sie wählte den Römischen König Maximilian, der sich mit größtem Eifer um ihre Hand bewarb, und die Verlobung ward durch den Prinzen von Oranien, der die Person des Bräutigams vorstellte, feierlich vollzogen.

Dem Französischen Hofe schien diese Verbindung der Erbin von Bretagne mit einem Fürsten, der nächstens Kaiser werden sollte, und dessen Sohn, wenn er herangewachsen war, Herr der reichen Niederlande wurde, allzugefährlich, um ihr ruhig zusehen zu können. Ein Französisches Heer war in die Bretagne eingebrochen, jetzt aber wurde beschlossen, daß Karl sich auf friedliche Weise in den Besitz derselben zu setzen suchen solle, und zwar durch Vermählung mit der Erbin, also mit der Braut desselben Fürsten, dessen Tochter Margaretha ihm längst verlobt war (Th. VI. S. 258.). Zur Erreichung dieses Zweckes bediente man sich des gefangenen Herzogs von Orleans, den Karl unter der Bedingung freiließ, daß er zur jungen Herzogin reisen, und sie vermöge der Gunst, in der er bei ihr stand, zur Wiederauflösung der Oesterreichischen Verbindung und zur Heirath mit Karl VIII.

bewegen sollte. Ludwig war wirklich so von Rachsucht fern, daß er die Bedingung erfüllte. Anna wollte anfangs von einem Bruch des schon geschlossenen Ehebundes nichts hören; als aber Karl mit Heeresmacht erschien, und sie in ihrer Hauptstadt Rennes belagerte, und die vornehmsten Bretagner, durch geheime Unterhandlungen für Frankreich gewonnen, in sie drangen, die neue Verbindung einzugehen, fügte sie sich Am 6. December 1491 gab sie dem Könige von Frankreich ihre Hand. Bei der Nachricht, daß Karl ihm zu gleicher Zeit seine Braut entrissen und seine Tochter verschmäht habe, gerieth Maximilian in den heftigsten Zorn und beschloß Rache. Aber es fehlte ihm an Geld und Kriegsvolk, und die Deutschen Stände waren zu keinem Kriege wider Frankreich zu bewegen. Maximilians Bundesgenosse, der König Heinrich VII. von England, landete zwar mit einem ansehnlichen Heere bei Calais, aber es war ihm mit diesem Kriege kein Ernst, und bald ging er einen Frieden ein, der am 3. November 1492 zu Etaples geschlossen wurde, und dem Könige von Frankreich die Bedingung auflegte, an England etwa zwei Millionen Thaler unseres Geldes zu zahlen. Von diesem Bundesgenossen verlassen, konnte Maximilian vollends nichts ausrichten; daher schloß auch er einen Vergleich (zu Senlis, 23. Mai 1493), vermöge dessen er Karl von der Eheverbindlichkeit gegen seine Tochter entband, und dagegen die Grafschaften Burgund und Artois, welche dieser als Brautschatz bestimmt gewesen waren, zurückerhielt.

2. Karls Zug nach Neapel.

Ludwig der Elfte hatte von dem Grafen Karl von Maine mit der Provence auch die Ansprüche desselben auf das Königreich Neapel geerbt, aber, seinem besonnenen und umsichtigen Verfahren gemäß, war er weit davon entfernt gewesen, sie geltend zu machen. Desto lebhafter ergriff sie Karls jugendliches, von Ruhmbegierde und den Vorbildern der Geschichte entflammtes Gemüth. Von der Zeit an, wo Karl den Versuch machte, die Französische Herrschaft über Neapel auszudehnen, stießen die ehrgeizigen Pläne der Europäischen Fürsten in dem zerrissenen Italien weit lebhafter gegen einander als bisher, und die dadurch erregten Kriege bilden in der Geschichte der Welthändel eine neue Epoche.

Aber bei der Eroberung von Neapel blieben Karls Gedanken nicht stehen. Sie sollte ihm zugleich ein Uebergang werden zu der weit größern und glorreichern Unternehmung, die Türken aus Europa zu vertreiben. Ansprüche auf das Griechische Reich konnte ihm Andreas Paläologus, ein Neffe des letzten Kaisers, der in Italien in der größten Dürftigkeit lebte, übertragen; ferner gedachte Karl, sich des Türkischen Prinzen Dschem zu bedienen, welcher den Osmanischen Thron in Anspruch genommen, aber vor seinem Bruder, dem Sultan Bajazeth II. hatte fliehen müssen, und nun zu Rom lebte, wo Papst Alexander VI., von Bajazeth erkauft, ihn bewachen ließ. Welch ein Ruhm für Karl, wenn er Bajazeth besiegen, und vielleicht gar ein Ziel erreichen konnte, dem seine Vorfahren, die in gefährlichen Kreuz-

zügen gegen die Ungläubigen gefochten, vergeblich nachgerungen hatten!

Ferdinand I. von Neapel, der Bastard Alfonsens von Aragonien (Th. VI. S. 303.), wurde vom Adel seines Landes, seiner Strenge und Habsucht wegen, gehaßt. Viele warfen daher ihre Augen auf Frankreich, als ob von dort Erlösung kommen könne, und auch aus anderen Staaten Italiens ergingen Aufforderungen an den jungen König, seine Rechte auf Neapel geltend zu machen. Niemand aber blendete ihn durch lockendere Versprechungen, als der Regent von Mailand, Ludwig Moro, der freilich das größte Interesse dabei hatte, den König von Neapel, als Schwiegervater seines Neffen, Johann Galeazzo, des eigentlichen Herzogs von Mailand, völlig unschädlich zu machen. Denn Ludwig Moro ging, wie schon an einem andern Orte erwähnt ist (Th. VII. S. 177.), mit dem Plane um, diesen seinen Neffen gänzlich zu verdrängen, und sich des herzoglichen Stuhles zu bemächtigen.

Solche günstige Umstände, verbunden mit Karls eignem lebhaften Wunsche, schlugen alle Bedenklichkeiten nieder, welche der Französische Staatsrath dem Könige machte, und der Zug nach Neapel kam wirklich zu Stande. Um das nöthige Geld aufzutreiben, wurden viele Domainen verpfändet, und ein Darlehn von hunderttausend Ducaten von den Genuesern, gegen vierzehn Procent auf vier Monate, genommen. Mitten unter Zurüstungen, dem drohenden Unfall zu begegnen, starb Ferdinand von Neapel im Anfange des Jahres 1494, und hinterließ den Thron seinem Sohne Alfons II., der noch verhaßter war, als er.

Im Herbste desselben Jahres ging Karl, damals vier und zwanzig Jahre alt, an der Spitze seines Adels und eines zahlreichen Heeres, über die Alpen. In Pavia fand

er den unglücklichen Johann Galeazzo zum Tode krank, wie Jedermann glaubte, an Gifte, welches ihm sein tükkischer Oheim beigebracht. Auch starb der junge Herzog gleich darauf, und Ludwig Moro trat nun förmlich an seine Stelle. Während Karl weiter vordrang, hatten seine Unterhändler schon mit dem in Rom lebenden Andreas Paläologus einen ihm sehr erfreulichen Vergleich geschlossen. Andreas trat ihm seine Ansprüche auf das Griechische Kaiserthum gegen ein Jahrgehalt und die künftige Belehnung mit Morea förmlich ab. Voll freudigen Stolzes, in Gedanken schon Kaiser des Orients, zog Karl weiter. Auch Florenz, obschon mit Neapel im Bunde, vermochte nicht, ihm den Durchzug zu verwehren. Eben so wenig Widerstand leistete der Papst. Karl zog in der Neujahrsnacht 1495 mit klingendem Spiele und bei Fakkelschein in Rom ein. Das Römische Volk überreichte ihm die Schlüssel seiner Thore, worauf er sich in den prächtigen Palast S. Marco begab, vor welchem er sein Geschütz aufführen ließ. In der ganzen Stadt wurden Französische Wachen ausgestellt. So lange er darin war, mußte die Gerechtigkeit in seinem Namen verwaltet werden, und er übte daselbst alle Handlungen eines Oberherrn aus. Alexander VI. hatte sich in die Engelsburg geflüchtet, und wartete voller Angst auf den Ausgang dieser Dinge. Dieser hätte für ihn sehr schlimm werden können, denn mehrere mißvergnügte Cardinäle baten den König, ein Concil auszuschreiben, um durch dasselbe die Absetzung dieses schändlichen, fluchbeladnen Papstes zu betreiben. Nur mit Mühe wurde Karl von einigen seiner Räthe, die, wie man glaubt, vom Papste bestochen waren, davon abgebracht. Er schloß dagegen einen Vergleich mit ihm, kraft dessen sich Alexander verpflichten

mußte, ein Bundesgenosse von Frankreich zu seyn, dem Könige seinen Sohn Cäsar Borgia als Geisel zu stellen, und ihm den Prinzen Dschem auszuliefern. Beides geschah, und Karl setzte nun seinen Zug nach Neapel fort. Aber er war noch nicht weit gekommen, als Cäsar listig entwischte, und Dschem starb, nach den Zeugnissen Italienischer und Türkischer Schriftsteller *) auf Befehl des Papstes vergiftet.

Alfons hatte in der Noth seinem Sohne Ferdinand die Herrschaft abgetreten, entweder aus Feigheit, oder in der Hoffnung, daß dieser junge Fürst, der nicht, wie er, den Haß des Volkes auf sich geladen, dasselbe zum Widerstande werde zu begeistern wissen. Ferdinand II. sammelte Truppen und befestigte die Städte; durch feste Stellungen in den engen Päßen wollte er die Französische Macht aufhalten, und sie durch Hunger bezwingen. Aber die Franzosen kamen ihm durch Schnelligkeit zuvor, sie betraten das Neapolitanische Gebiet ohne Widerstand. Am 21. Februar zog Karl in Neapel ein, welches nun sogleich auf Französischem Fuß regiert ward. Der junge König Ferdinand war entflohen. Karl bezeigte sich gegen die Einwohner zwar für seine Person äußerst gnädig und liebreich, setzte die Abgaben um ein beträchtliches herunter, und ergötzte das Volk durch Turniere und Pferderennen, wovon er ein großer Freund war; allein weit weniger war er darauf bedacht, den Uebermuth seiner Soldaten zu hemmen. Diese verführten die Weiber, mißhandelten die Männer, und erlaubten sich Erpressungen und freche Ausschweifungen. Der König verschenkte ganze Städte

---

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. II. S. 277. Roscoe's Leben Leo's X., deutsche übers. Bd. I. S. 214.

und kostbare Landgüter an seine Französischen Lieblinge, die sich ein Vergnügen daraus machten, den Neapolitanischen Adel auf alle Weise zu kränken und höhnisch zu behandeln. Die verdientesten Männer wurden unverzeihlich zurückgesetzt. Noch ehe die Krönung vor sich ging, hatte sich die Freude der Neapolitaner, des Druckes der Aragonischen Fürsten erledigt zu seyn, in heftigen Haß gegen die neue Herrschaft verwandelt.

Die Feierlichkeit der Krönung verzog sich bis zum 12. Mai, weil der Papst die Investitur durchaus verweigerte. Nach langen vergeblichen Bitten ließ sich endlich Karl ohne Investitur krönen, und hielt einen prächtigen Zug durch die Stadt. Die Eitelkeit plagte ihn so sehr, daß er bei dieser Gelegenheit schon den völligen Kaiserornat anlegte, als ob er Constantinopel bereits erobert hätte. Aber die Sache nahm schnell eine ganz andere Wendung. Ueberall war die Furcht vor einer gänzlichen Unterjochung Italiens erwacht, und der Papst, den Karl mit der Absetzung bedrohte, Ludwig Moro, Ferdinand der Katholische, der Kaiser Maximilian und Venedig, standen schon auf, um ihn von allen Seiten anzufallen. Nur einen Theil der Mannschaft ließ er in Neapel zurück, mit dem andern zog er wieder durch Italien heimwärts. Als er durch den Kirchenstaat kam, flüchtete der Papst eilig nach Perugia, wurde aber von Karl nicht verfolgt. Diesem kam, als er im Parmesanischen die Apenninen überstiegen hatte, ein mächtiges Heer von Mailändern und Venetianern entgegen, und nöthigte ihn zu einer Schlacht (6. Juli 1495) bei Fuornuovo, in der er viel Menschen und den größten Theil seines reichen Gepäckes verlor, und beinahe selbst gefangen worden wäre. Als er nach Trino gekommen war, sandte ihm der feige Papst, nach-

dem er von der Schlacht gehört hatte, einen stolzen Befehl, Italien in zehn Tagen zu verlassen und seine Völker aus Neapel zurückzuziehen, widrigenfalls aber, bei Strafe des Banns, in Rom zu erscheinen und sich vor ihm zu verantworten. Karl wies den Gesandten verächtlich ab, und sagte spöttisch, das letztere könne wol geschehen, nur müsse er den Papst bitten, ihn dann auch in Rom zu erwarten.

Karl war noch zu Trino, als er schon aus Neapel die traurigsten Nachrichten erhielt. Seine dort zurückgelassenen Truppen befanden sich in der größten Bedrängniß, indem König Ferdinand II. mit Unterstützung Spanischer und Venetianischer Schiffe zurückgekehrt war, und alle Städte, vor denen er sich zeigte, ihm die Thore öffneten, und ihn wieder als Oberherrn anerkannten. Auch war der Herzog von Orleans in Novara von den Verbündeten eingeschlossen, und ohne Hoffnung, den Platz behaupten zu können, da schon Hungersnoth zu herrschen begann. Es blieb dem Könige nichts übrig, als einen Vertrag mit Ludwig Moro zu schließen, vermöge dessen Novara geräumt und diesem übergeben ward. Hierauf setzte Karl mit den Trümmern seines Heeres den Rückzug nach Frankreich fort. Das Neapolitanische Reich wurde von den wenigen Franzosen, die sich noch darin befanden, im folgenden Jahre (1496) durch Vertrag geräumt. Ferdinand blieb König von Neapel, und nach seinem noch in demselben Jahre erfolgten Tode folgte ihm sein Oheim Friedrich. Körperliche Schwäche und Mangel an Geld verhinderten Karl an einem zweiten Zuge. Schon im acht und zwanzigsten Jahre seines Alters war seine geringe Lebenskraft, zum Theil durch Ausschweifungen, erschöpft; er starb am 17. April 1498, ohne

Leibeserben zu hinterlassen, und der Thron fiel an den Herzog Ludwig von Orleans *).

3. Ludwig XII.

(Reg. 1498—1515.)

Dieser Fürst war sechs und dreißig Jahre alt, als er die Regierung übernahm. Sein jugendliches Feuer, welches ihn sogar zu einer Empörung wider den Hof verleitet hatte, war nun abgekühlt, aber seine liebenswürdigen Eigenschaften hatten sich erhalten, und durch seine Güte machte er sich den Franzosen so werth, daß sie ihn den Vater des Volks nannten. Die unter der vorigen Regierung seine Gegner gewesen, erwarteten eine solche Denk- und Handlungsweise nicht von ihm. Da sie wußten, daß er auf der Liste der Beamten ihre Namen mit einem Kreuze bezeichnet habe, verbargen sie sich und wollten durch einflußreiche Fürsprecher ihre Verzeihung auswirken. Diesen antwortete der König: „das Kreuz, das ich einigen Namen beigefügt hatte, sollte nicht meine Rache, sondern, wie das Kreuz des Heilands, Vergebung und Vergessung der Beleidigungen ankündigen." Einige

*) Folgende Stammtafel erläutert die Verwandtschaftsverhältnisse:

Karl V., der Weise † 1380.

Karl VI.	Ludwig, Herzog v. Orleans † 1407. Gem. Valentina Visconti.	
Karl VII.	Karl, Herz. v. Orl. † 1465.	Johann, Gr. v. Angoulême.
Ludwig XI.	Ludwig XII.	Karl, Gr. v. Angoul. † 1496.
Karl VIII.		Franz I.

Hofleute fragten ihn, ob er sich jetzt nicht an dem Hauptmann La Tremouille rächen wolle, der ihn in der Schlacht von St. Aubin gefangen genommen habe. „O nein, antwortete Ludwig, La Tremouille hat seine Schuldigkeit gethan und seinem Herrn rechtschaffen gedient; der König darf sich nicht mehr der Beleidigungen erinnern, die dem Herzog von Orleans widerfahren sind." Aus Schonung für das schon genug gedrückte Volk, behalf er sich selbst so haushälterisch, daß die Spötter sich über seinen Geiz lustig machten. Einmal, als er zu einem Zuge, von dem bald die Rede seyn wird, ungewöhnlich viel Geld brauchte, sagte er zu seinen Finanzräthen: „Richtet es so ein, daß die Auflagen, die wir etwa machen müssen, meinem Volke nicht zur Last gereichen;" und da man ihm vorstellte, daß die nöthige Summe ohne harte Maßregeln nicht zusammengebracht werden könne, antwortete er mit Thränen in den Augen: „Ich schwöre, daß ichs nicht geschehen lassen würde, wenn mich nicht die Noth dazu zwänge. Gott ist Zeuge meiner Aufrichtigkeit, und nichts, als der Tod, soll mich hindern, es meinen armen Unterthanen zu ersetzen." Nur war alles dieses mehr Weichheit des Gemüths, als Stärke der Gesinnung, und dem lockenden Reize, seine Macht auf Kosten Anderer auszubreiten, widerstand Ludwig so wenig als andere Fürsten seiner Zeit. Der Antrieb dazu kam von einem Manne, den er zu seinem Vertrauten gewählt hatte, der aber besser in den Rath eines Ludwig XI. gepaßt hätte. Dies war Georg von Amboise, Erzbischof von Rouen, dem Ludwig bald darauf vom Papste den Cardinalshut verschaffte. Alles, was in der Folge von Ludwigs XII. kriegerischen Unternehmungen erzählt werden wird, wurde fast allein durch diesen Minister gelenkt.

Das Herzogthum Bretagne war durch König Karls VIII. Vermählung mit der Prinzessin Anna noch keineswegs auf immer an die Krone verfallen. Um es dabei zu erhalten, wollte Ludwig, dessen alte Liebe zu Annen noch nicht erloschen war, diese zu seiner Gemahlin machen. Dazu mußte er aber erst von seiner ihm aufgedrungenen häßlichen Frau geschieden werden. Der Papst, der Ludwigen in Italien gebrauchen wollte, ließ sich dazu bereitwillig finden; er trennte die Ehe unter dem Vorwande des verbotenen Verwandtschaftsgrades. Ludwig heirathete die Wittwe seines Vorgängers, und die geschiedene Königin ging nach Bourges, wo sie in klösterlicher Einsamkeit noch sechs traurige Jahre verlebte. Die Liebenswürdigkeit ihres Charakters erregte die Theilnahme des Volks, welches über diesen Schritt Ludwigs laut murrte.

---

4. Eroberung Mailands und Entwürfe auf Neapel.

(1499 — 1507.)

Karl VIII. hatte der Französischen Politik die Richtung auf Italien gegeben, und da seine Nachfolger denselben Weg verfolgten, so begann damit eine Reihe von Eroberungskriegen in jenem Lande, welche indeß für die Franzosen zuletzt ganz fruchtlos abliefen. Ludwig XII. richtete seine Augen zuerst auf das schöne Mailand, dessen Besitz er mit Recht ansprechen zu können glaubte. Denn seine Großmutter Valentina war eine Tochter des ersten Herzogs von Mailand, Johann Galeazzo Visconti (Th. VI. S. 127.), und als Abkömmlinge derselben sahen die Fürsten aus dem Hause Orleans Sforza und seine Nachfol-

ger als Anmaßer an. Die Frage über das Recht der weiblichen Nachkommenschaft auf ein Reichslehn ließen sie bei diesem Anspruche freilich unerörtert. Um recht vorsichtig zu gehen, machte Ludwig sich zuvor alle seine Nachbarn zu Freunden. Er schloß ein Bündniß mit den Schweizern, von denen er fünftausend in Sold nahm; mit den Venetianern, denen er einige Mailändische Gränzstädte abzutreten versprach; mit dem Herzog von Savoyen, der ihm den Durchzug durch sein Land bewilligte; und mit dem Papste, dessen Sohn Cäsar Borgia er zu hohen Ehrenstellen in Frankreich erhob. Als man die Kosten zu überrechnen anfing, ergab sich, daß die vorhandenen Geldmittel nicht zureichten. Um diesen Mangel zu heben, schlug der Cardinal Amboise ein sehr gefährliches Mittel vor, nämlich die Finanzbedienungen zu verkaufen. Ludwig entschloß sich mit schwerem Herzen dazu, und mit dem Vorsatze, das Unrecht künftig wieder gut zu machen.

Im Herbste 1499 brach das Heer auf. Alles ging erwünscht; Ludwig Moro's Miethstruppen überlieferten bei dem ersten Anblick des Französischen Geschützes die ihnen anvertrauten Festungen. Der Herzog selbst floh mit seinen Schätzen zu Kaiser Maximilian, und in wenigen Wochen war das ganze Land fast ohne Schwertstreich erobert. Am 6. October hielt Ludwig in herzoglicher Kleidung seinen Einzug in die Hauptstadt, welche ihm die aus gediegenem Golde gemachten Schlüssel überreichte. Mit Mailand ergab sich auch Genua, welches schon früher ein Französisches Besitzthum gewesen war. Venedig erhielt Cremona und Länder jenseit der Adda. Doch hatte der entfliehende Ludwig Moro dem Venetianischen Gesandten gesagt: „Ihr schickt mir den König zum Mittagsmahl,

ich versichere Euch, Ihr habt ihn zum Abendbrot." Einem Theil des Venetianischen Senats waren diese Besorgnisse selbst nicht entgangen, allein die Ansicht eines andern Theils hatte die Oberhand behalten, sich nämlich durch Frankreichs Hülfe nur erst auf Mailands Kosten zu bereichern, und dann auf eine Vertreibung der Franzosen, wie unter Karl VIII., durch die einmüthigen Fürsten Italiens zu hoffen. Wirklich schien diese Hoffnung in Erfüllung zu gehen, als Ludwig kaum den Rücken gewandt hatte. Die Französischen Edelleute und Soldaten hausten im Mailändischen gerade eben so unverantwortlich, als sie unter der vorigen Regierung in Neapel gethan hatten, und ernteten auch von ihrem gewaltthätigen, zügellosen Betragen die nämlichen Früchte. Die Mailänder, der fremden Herrschaft überdrüssig, sehnten sich wieder nach ihrem vorigen Herzoge, der unterdeß auch nicht müßig gewesen war, sondern in Deutschland und der Schweiz ein ansehnliches Heer gesammelt hatte, mit welchem er jetzt auf einmal an der Gränze seines Vaterlandes erschien. Die Einwohner nahmen ihn mit Freuden auf, und führten ihm Geld und Lebensmittel zu. Der Marschall Trivulcio, Befehlshaber der Französischen Truppen, konnte sich kaum noch in seinen festen Schlössern halten, und schickte Boten über Boten nach schleuniger Hülfe ab. Wirklich sandte ihm Ludwig eine tüchtige Verstärkung, nebst dem nöthigen Gelde, und nun konnte sich der Marschall wieder ins offene Feld wagen. Man nahm Verrätherei zu Hülfe, einige Tausend Schweizer wurden dem Ludwig Moro abwendig gemacht, und dadurch sah er sich so geschwächt, daß er abermals auf seine Flucht bedacht seyn mußte. Nun setzte Trivulcio einen Preis von fünfhundert Kronen auf seine Ergreifung, und das

reizte einen Schweizer, Namens Turmann, aus Uri *), ihn den Franzosen zu entdecken, als er eben in einer gemeinen Verkleidung unter einem Haufen anderer Schweizer auswandern wollte (10. April 1500.). Trivulcio sandte ihn nach Lyon, und von da ließ ihn der König nach dem Schlosse Loches, in Berry, bringen, wo er zehn Jahre in einem unterirdischen Gewölbe zubrachte, bis der Kummer und die ungesunde Luft ihn tödteten. Allen, die sich in dem letzten Aufstande zu Moro's Partei gewendet hatten, verzieh Ludwig, und erließ den Mailändern den größten Theil der ihnen vom Cardinal Amboise auferlegten Strafe.

Da Ludwig mit so leichter Mühe Herr von Mailand geworden war, so richtete er nun seine Blicke auf Neapel, das sein Vorgänger Karl sich schon hatte zueignen wollen; diesmal galt es aber nur der Hälfte, indem die andere Ferdinand dem Katholischen zufallen sollte, vermöge des schon in der Spanischen Geschichte (Th. VII. S. 131.) erwähnten Theilungsvertrags, den vorgegebene geheime Einverständnisse Friedrichs von Neapel mit dem Sultan Bajazeth entschuldigen mußten. Eben daselbst ist schon erzählt, durch welche List Ferdinand sich in den Besitz seiner Hälfte setzte, und bald darauf auch seinem Bundesgenossen die andere Hälfte der ungerechten Beute entriß. Späterhin knüpfte Ferdinand mit dem vertriebenen, in Frankreich lebenden Könige Friedrich eine Unterhandlung an, durch welche er Ludwigs Verzichtleistung auf

---

*) Auf diesen werfen nämlich die älteren Eidgenössischen Chroniken alle Schuld. Indeß zeigt der Schweizerische Geschichtschreiber Glutz-Blotzheim (Fortsetzung des Joh. von Müllerschen Werks S. 177. Anm. 73.), daß der Verrath ziemlich allgemein gewesen.

Neapel zu erhalten hoffte. Darüber wurde Ludwig so erzürnt, daß er die deswegen an sein Hoflager gekommenen Spanischen Gesandten, nach vielen heftigen Vorwürfen über ihres Herrn Treulosigkeiten, fortwies, und ihnen befahl, Frankreich zu verlassen. Als die Gesandten bei ihrer Rückkehr Bericht abstatteten, und unter andern auch meldeten, daß der König von Frankreich gesagt habe, dies sey nun das zweite Mal, daß er von Spanien betrogen worden sey, rief Ferdinand der Katholische lachend aus: „Er lügt, der Trunkenbold! Ich habe ihn mehr als zehn Mal betrogen!"

So unglücklich aber auch dieser Zug der Franzosen nach Neapel ablief, so schöne Züge von Heldenmuth hat doch derselbe veranlaßt. Der berühmte Bayard, dem in der Folge noch ein eigener Abschnitt gewidmet werden soll, gab hier die ersten Proben seines wahrhaft heldenmüthigen Charakters. Er hatte großen Antheil an dem Ruhme, den sich der Ritter Ludwig von Ars bei dieser Gelegenheit erwarb. Nachdem die Französischen Feldherren in Neapel, zum Theil durch ihre Unvorsichtigkeit und Uneinigkeit, alles verloren hatten und sich durch die Flucht zu retten suchten, rächte dieser tapfere Hauptmann, durch seine fast unglaubliche Gegenwehr, die Ehre der Französischen Nation an den Spaniern. Nach der letzten verlornen Schlacht bei Cerignola, die wider seinen Willen geliefert worden war, hatte er sich mit einer Anzahl tapferer Männer nach Venosa gezogen, indeß der Herr von Alegre den Rest des Heeres nach Gaeta führte. Er verschanzte sich tüchtig in diesem Posten, errichtete Magazine, und brandschatzte das ganze umliegende Land. Die Ordnung, die er unter seinen Truppen hielt, und der Ueberfluß, den er die Einwohner von Venosa mit genießen

ließ, bewogen verschiedene benachbarte Plätze, sich ihm zu ergeben. Täglich kamen Neapolitanische Herren, Feinde der Spanischen Partei, zu ihm, und führten ihm Recruten zu, die er dann sorgfältig übte. Vergebens schickte der Spanische Feldherr Gonsalvo seine besten Hauptleute gegen ihn aus, sie wurden alle geschlagen. Ars sandte seine Mannschaft, in verschiedene Rotten zertheilt, durch das Land. Oft, wenn die Spanier glaubten, er sey auf zehn Meilen entfernt, zeigte er sich plötzlich wieder, und führte einen Haufen Gefangener, oder eine tüchtige Beute an Vorrath oder Gepäck mit sich fort. Zuletzt wagten sie es gar nicht mehr, sich von ihren Besatzungsörtern zu entfernen. Indeß sich der wackere Mann, von seinen drei oder vier festen Schlössern aus, dem Feinde so furchtbar machte, hörte er, daß Alegre mit weit stärkerer Mannschaft zu Gaeta sich ergeben habe. Vor Unwillen stampfte er den Boden mit dem Fuße, und nichts konnte ihn bewegen, der Capitulation beizutreten. Vielmehr schrieb er seinem König, er sey bereit, sich noch sechs Monate gegen die ganze Spanische Macht zu vertheidigen, wenn er ihm dann nur zu Hülfe kommen wolle. Ludwig, der nun schon seine Entwürfe auf Neapel aufgegeben hatte, antwortete ihm, er möchte nur seinen Posten unter so guten Bedingungen, als er bekommen könne, verlassen, und eilends nach Frankreich zurückkehren. Ars verlangte keine Bedingungen. Er redete seinen Leuten herzhaft zu, zog in bester Ordnung aus Venosa, machte kleine Tagereisen, und trieb an allen Orten, durch welche er kam, Brandschatzungen ein. Auf diese Art durchzog er den größten Theil des Königreichs, ohne daß die Spanier es gewagt hätten, ihn aufzuhalten. In derselben kriegerischen Ordnung ging er durch den Kirchenstaat. Der kriegerische

Papst Julius II. war neugierig, einen so außerordentlichen Mann kennen zu lernen. Er lud ihn ein, nach Rom zu kommen und in seine Dienste zu treten; allein Ars, der eben so treu als tapfer war, dankte ihm höflich, und zog, reichlich beschenkt, weiter. Von Rom arbeitete er sich vollends durch Italien hindurch, rückte glücklich in Frankreich ein, und führte seine Mannschaft nach Blois, wo sich der Hof aufhielt. Der König und die Königin gingen ihm entgegen, theilten Geschenke unter die Officiere und Gemeinen aus, ihm selbst aber erlaubten sie, sich nach eigener Willkühr eine Gnade zu erbitten. Ars verneigte sich und sagte, er wünsche sich keine andere Belohnung, als die Zurückberufung seines Mitanführers, des Herrn von Alegre, dessen Einsicht, Tapferkeit und Treue zu sehr verkannt worden sey. Man hatte ihm nämlich den Verlust Neapels Schuld gegeben, und ihn, nebst einigen Anderen, des Landes verwiesen; aber auf die Bitte des wackern Ludwig von Ars ward er wieder zurückberufen, und in alle seine vorigen Würden eingesetzt. Ein desto schärferes Gericht erging über die Beamten, welche die zum Unterhalt des Heeres in Neapel bestimmten Lieferungen unterschlagen hatten. Sie wurden ohne Barmherzigkeit gehenkt. Ungestraft blieb aber der Cardinal Amboise, dem man Schuld gab, dadurch zum Verlust Neapels beigetragen zu haben, daß er einen Theil der Französischen Truppen bei Rom zurückbehielt, um durch diese das Conclave zu bestimmen, ihn zum Papst zu wählen. Überhaupt mußten nothwendig manche verwickelte Verhältnisse entstehen, wenn bei diesen Unternehmungen Frankreichs gegen Italien, das erstere Land von einem Manne, wie Amboise, geleitet ward, der zugleich nach der päpstlichen Würde strebte.

Da das Herzogthum Mailand ein kaiserliches Lehen war, so galt Ludwig in den Augen Europens nicht eher für den rechtmäßigen Besitzer desselben, als bis er die förmliche Belehnung darüber vom Kaiser empfangen hatte. Diese nachzusuchen, trieb ihn nicht sowol die Furcht vor Maximilian selbst, als vor dessen Verbindungen mit Spanien, denn bekanntlich hatte Maximilians Sohn, Philipp, die Tochter Ferdinands des Katholischen zur Gemahlin, und war durch den Tod ihrer Mutter, Isabella, so eben (1504) König von Castilien geworden. Da der Kaiser aber die nachgesuchte Belehnung immer weiter hinausschob, so suchte Ludwig sie endlich dadurch zu erlangen, daß er sie nur für sich forderte und für seine männlichen Nachkommen, deren er für jetzt noch keine hatte, und im Fall sie ganz ausbleiben sollten, für seine Tochter Claudia, die alsdann den ältesten Enkel des Kaisers (den nachmaligen Karl V.) heirathen und noch die beiden großen Herzogthümer Burgund und Bretagne dazu als Mitgabe erhalten sollte. Ein solches Anerbieten mußte den Kaiser und seinen Sohn Philipp wol blenden, um so mehr, da es doch sehr möglich war, daß Ludwig nie einen Sohn bekäme. Ein zu Blois geschlossener Vertrag (1504) setzte die gedachten Puncte fest, und nachdem Maximilian sich außerdem noch 200,000 Livres baar ausbedungen hatte, nahm er im April 1505 dem Cardinal Amboise, als Ludwigs Bevollmächtigten, den Lehnseid ab.

Aber kaum war dies geschehen, so verfiel Ludwig in eine schwere Krankheit, die kaum noch Besserung hoffen ließ. An einen Dauphin war nun nicht mehr zu denken, und drei herrliche Provinzen wären nun verloren gewesen. Die Staatskunst des Cardinals Amboise, die einen Treubruch, wenn er nur Vortheil brachte, nicht scheute,

fand bald Rath in dieser Verlegenheit. Er tröstete Ludwig durch die Vorstellung, daß er an sein Versprechen gar nicht gebunden sey, weil ein König, ohne Vorwissen seiner Stände, so wichtige Provinzen von seinem Reiche gar nicht abreißen dürfe, und von dem Eide sprach er ihn als Cardinal und päpstlicher Legat los. Man machte auch sogleich die nöthigsten Verfügungen, um jene Provinzen dem Nachfolger zu erhalten. Dieser Nachfolger war der junge Herzog Franz von Angoulême, erster Prinz vom Geblüt. Er wurde auf der Stelle mit der Prinzessin Claudia verlobt, der nun Ludwig in seinem Testamente die drei genannten Herzogthümer zum Erbtheil verschrieb. Der Bruch mit Maximilian und Philipp wurde bald noch stärker, als Ferdinand der Katholische sich mit Ludwig aussöhnte, um, wie an einem andern Orte (Th. VII. S. 133.) schon erzählt ist, seinen Schwiegersohn Philipp um die Nachfolge in Aragonien zu bringen. Bald darauf starb aber Philipp selbst, und hinterließ die Niederlande seinem sechsjährigen Sohne Karl. Die Gelegenheit, Frankreichs Gränzen auf dieser Seite nach Ludwigs XI. Art zu erweitern, war günstig genug. Indeß benutzte Ludwig sie nicht, schwerlich aus Gerechtigkeitsliebe, sondern weil der Italienische Krieg seine Finanzen so sehr erschöpft hatte, daß er noch nicht wieder an eine andere Unternehmung denken konnte.

Doch bald veranlaßte ihn ein Aufruhr in Genua zu einer neuen kriegerischen Anstrengung. Die Bürger dieser Stadt wurden am ersten der Französischen Herrschaft und der Bedrückungen überdrüssig, die ihr eigener Adel, im Vertrauen auf den königlichen Schutz, sich gegen sie erlaubte. Plötzlich brach eine Empörung aus (1506), der Adel und die Französischen Herren wurden zur Stadt hin-

ausgejagt, und ein reicher Färber, ein Mann von Einsicht und Muth, warf sich zum Dogen auf. Da man glaubte, daß der kriegerische Papst Julius II., dem nichts mehr am Herzen lag, als die Franzosen aus Italien zu vertreiben, diesen Feuerstoff ausgestreut hatte, so war Ludwig auch für Mailands Treue besorgt, und fand für nöthig, nicht nur ein zahlreiches Heer nach Italien zu schicken, sondern sich auch selbst an die Spitze desselben zu stellen. Die Genueser hatten sich darauf gefaßt gemacht, und schickten ihm ein Heer entgegen, das nur mit großer Mühe besiegt und zerstreut ward. Nach Überwältigung aller umliegenden Schlösser rückte der König vor die Stadt, die sich ihm nun unbedingt übergeben mußte. Die Einwohner, die sogleich entwaffnet wurden, waren voller Schrecken und Bestürzung, und erwarteten das Schlimmste. Am 28. April 1507 hielt der König seinen Einzug in voller Rüstung, über welcher er einen weißen Waffenrock trug, in der Hand ein entblößtes breites Schwert, und rings umgeben von Reitern und von seinen Leibschützen. In der Vorstadt kamen ihm dreißig Senatoren mit geschornen Häuptern und in langen Trauerkleidern entgegen, warfen sich ihm zu Füßen und fleheten um Gnade. In allen Gassen, aus allen Fenstern rief das geängstigte Volk: Barmherzigkeit. Acht Tage lang ließ es der König in peinigender Ungewißheit; dann sprach er das Wort der Gnade aus, und schenkte den Bürgern, mit Ausnahme von neun und siebzig besonders Schuldigen, Leben und Güter. Doch ließ er die Freiheitsbriefe der Stadt vernichten, damit sie die ihr bleibenden Rechte fortan nur als sein Geschenk besäße, und verurtheilte sie zu einer Geldstrafe von 300,000 Ducaten, welche zum Theil zur Erbauung eines Schlosses verwandt

wurden, das den Hafen und einen Theil der Stadt beherrschte.

Frankreichs Macht in Italien schien nun befestigt, nur der Papst befürchtete weitere Unternehmungen, besonders gegen ihn und sein Gebiet. Der ebenfalls besorgte und vom Papste aufgeregte Maximilian setzte die Deutschen Fürsten in Bewegung gegen Ludwig, welcher aber seine Absichten auf dem Reichstage vereitelte und auch bei den Schweizern Maximilian überbot. Venedigs Lage war gefährlich, und die Wahl, sich an Deutschland oder Frankreich anzuschließen, sehr schwer; noch schwerer aber war es, neutral zu bleiben, was dieser Staat eigentlich wünschte. Maximilian forderte Verbindung zu einem Angriff auf Frankreich, und drohete, im Fall der Weigerung, sich mit Ludwig gegen die Republik zu vereinigen. Frankreich verlangte dagegen, daß Venedig den Deutschen Truppen den Durchmarsch nach Italien verwehren sollte. Maximilians Charakter und persönliche Eigenschaften bestimmten Venedigs Entschluß für Frankreich. In der Deutschen Geschichte ist schon erzählt, wie die Venetianer den Kaiser, als er seinen Römerzug machen wollte, zurückhielten und besiegten (Th. VII. S. 179.). Maximilian schloß indeß bald einen Waffenstillstand auf drei Jahre mit der Republik, und ließ ihr, was sie erobert hatte. Doch dieser Waffenstillstand beleidigte Frankreich, weil sich der Kaiser weigerte, den Herzog von Geldern, seinen Feind und Ludwigs Verbündeten, mit einzuschließen, und Frankreich nur unter dieser Bedingung ihn genehmigen wollte. Indem Venedig so einige Vortheile erwarb und einen zweideutigen Freund in der Person Maximilians, gab es einem gefährlichern Feinde, dem Könige von Frankreich, einen Vorwand, die oben erzählte

Prophezeihung des fliehenden Mailändischen Herzogs Ludwig Moro zu erfüllen.

---

5. Ligue von Cambray.

(1508 — 1510.)

Der Vorwand, die Streitigkeiten zwischen Maximilian und Ludwig in den Niederlanden beizulegen, gab Gelegenheit zu einer Zusammenkunft zu Cambray, wo sich, wie in der Deutschen Geschichte schon erwähnt ist, Ludwig, Ferdinand und Maximilian zur gänzlichen Vernichtung Venedigs verbanden. Kleinlicher Neid über den Reichthum und die Macht dieser Republik, persönlicher Haß und Leidenschaftlichkeit führten hier drei Fürsten zu einer Verbindung zusammen, die wegen der politischen Stellung dieser Monarchen gegen einander eben so unnatürlich, als in Bezug auf den Staat, den sie angriffen, ungerecht war. Der vierte Theilnehmer war der Papst Julius II. Eifrig darauf bedacht, die Französische Macht in Italien zu brechen, hatte er doch den Kaiser Maximilian nicht unterstützt, um erst die Entwickelung der Begebenheiten zu erwarten. Jetzt, wo nun die streitenden Parteien in dem Hasse gegen Venedig einen gemeinschaftlichen Mittelpunct hatten, vereinigte er sich mit ihnen, um, erst auf Kosten dieses Staats bereichert, alsdann seine Zwecke durchzuführen. Er verlangte nämlich von den Venetianern Alles zurück, was ehemals zu dem päpstlichen Gebiete gehört habe, und dessen sie sich nach und nach bemächtigt hatten. Frankreich wünschte Mailand das wieder einzuverleiben, womit es Venedigs Hülfe

bei der Eroberung dieses Landes hatte erkaufen müssen. Maximilian wollte gleichfalls Städte, die sonst dem Reiche gehört hatten, wiedererobern und sich wegen der erlittenen Schmach an der Republik rächen. Ferdinand der Katholische verlangte fünf Hafenstädte in Neapel, welche früher an die Venetianer verpfändet worden waren. Endlich traten auch noch der Herzog von Ferrara, der Markgraf von Mantua und der Herzog von Savoyen mit Ansprüchen auf.

Die Abrede war die, daß alle Theilnehmer vom ersten April 1509 an losbrechen und kein Bundesgenosse, ohne Einwilligung der übrigen, abtreten sollte, oder mit den Venetianern einen besondern Frieden schließen dürfe. Trotz dieser Bedingung war der Papst der erste, der den Venetianern den Bund zu einer Zeit verrieth, als er noch ein Geheimniß war, und ihnen versprach ihn zu vernichten, wenn sie gutwillig seine Forderungen befriedigen wollten. Aber die Venetianer, die ein solches Bündniß entweder nicht für möglich hielten, oder dem Papste nicht trauten, wiesen ihn zurück. In heftigen Bannbullen forderte er nun binnen vier und zwanzig Tagen die Zurückgabe aller päpstlichen Besitzungen, während Ludwig schon mit einem Heere in Italien eingerückt war. Das Venetianische wohlgerüstete und wohlangeführte Heer ward bei Agnadello (14. Mai) vom Könige von Frankreich geschlagen, der sich gleich darauf in Besitz der ehemals Mailändischen Städte setzte. In der Schlacht selbst hatte Ludwig Proben von großer persönlicher Tapferkeit abgelegt. Auf die Erinnerung eines Officiers, daß er dem Feuer des Geschützes zu sehr ausgesetzt sey, rief er: „Nichts, nichts! Ich habe nichts zu besorgen, und wer sich fürchtet, darf sich nur hinter mich stellen, es wird

ihm kein Schade geschehen." Nach dem Siege stieg er vom Pferde, und sprach ein Dankgebet zu Gott.

Jetzt rückten der Papst und die Herzoge von Ferrara und Mantua auch ins Feld. Ferdinand besetzte die Seehäfen von Neapel, welche die Venetianer inne hatten. Ganz zuletzt kam Maximilian, der, wie gewöhnlich, erst viele Zeit gebraucht hatte, um Geld und Soldaten zusammenzutreiben. Er gewann Alles wieder, was er in dem letzten Feldzuge gegen die Venetianer verloren hatte, denn diese räumten die Städte freiwillig, weil sie dieselben für den Augenblick nicht vertheidigen konnten und die Theilnehmer der Verbindung zu trennen hofften. Sie suchten deswegen zuerst den Papst zu gewinnen, indem sie darauf rechneten, daß ihm am meisten daran gelegen seyn würde, Frankreichs und des Kaisers Macht in Italien zu brechen. Zwar ließ sich Julius bitten, und die Bedingungen, die er den Venetianern vorlegte, waren hart; aber sie wichen der Noth und opferten hier Einiges auf, um nicht gänzlich zu Grunde zu gehen. So kam die Aussöhnung mit dem Papste zu Stande (1510). Ferdinand war ebenfalls zufrieden, die Seestädte wieder zu haben, und that nichts weiter gegen die Republik. Maximilian hatte zwar die Städte nun auch inne, welche er gewünscht hatte, allein er war zu schwach, sie zu vertheidigen, und verließ sich einzig auf die Hülfe seiner Bundesgenossen. Seine Soldaten waren gar nicht zu bewegen, den Winter über in Italien zu bleiben, erhielten auch ihren Sold sehr schlecht, und verlangten nach Hause. Unter solchen Umständen wurde es den Venetianern leicht, ihm die meisten Städte, die in seine Gewalt gekommen waren, wieder wegzunehmen, worauf er denn nach Hause zog, um seine Beredtsamkeit noch einmal an den Deut-

schen Reichsfürsten zu Augsburg zu versuchen, aber wenig ausrichtete, indem der Papst die Fürsten schon gewonnen hatte. Eben so schnell ging das wieder verloren, was der Herzog von Ferrara und der Markgraf von Mantua gewonnen hatten. Ja der letztere wurde sogar gefangen genommen. Dies waren die Ergebnisse der Ligue von Cambray.

---

6. Die heilige Ligue und Ludwigs Tod.

(1511 — 1515.)

Der Papst, seines Zweckes, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, eingedenk, stiftete aber bald eine neue Verbindung, die ihm zu Ehren die heilige Ligue genannt wurde (1511). Die Mitglieder waren außer ihm, Ferdinand der Katholische, den er nun mit dem Königreich Neapel belehnt hatte, Heinrich VIII., König von England, und die Republik Venedig. Auch hetzte der Papst die Schweizer auf, und bediente sich dabei des Bischofs von Sitten, Matthias Scheiner, dem er den Cardinalshut versprach. Der Kaiser Maximilian blieb indeß dem Könige von Frankreich getreu, und Deutsche und Französische Truppen fingen den Krieg gegen Venedig von Neuem an, und nicht ohne Glück. Der Papst stellte sich indeß selbst an die Spitze seiner Truppen, belagerte das dem Herzoge von Ferrara gehörige Mirandola mitten im Winter, zwang es zur Unterwerfung, und zog mit kriegerischem Pompe durch eine von seinem Geschütz gemachte Bresche in die Stadt. Bald darauf unterlagen die Waffen der Ligue wieder, und nun war Ferdinand der Katholische geschäftig, ihr den Kaiser Maximilian zu gewin-

nen. Er stellte ihm vor, daß er nur für Frankreichs Vergrößerung arbeite, von dem er selbst am Ende würde unterdrückt werden; daß er durch Verträge von den Venetianern das gewinnen könnte, was ihm ein kostbarer Krieg noch nicht verschafft hätte; daß es endlich nur ein Ärgerniß sey, wenn ein Römischer Kaiser mit einem Papste Krieg führe. Diese Vorstellungen machten Maximilian gegen Frankreich lauer.

Ferdinand ließ aber auch Truppen zu den päpstlichen stoßen. Allein sowol diese als die Venetianischen richteten nichts aus gegen einen jungen Helden, den zwei und zwanzigjährigen Gaston von Foix, Herzog von Nemours, dem Ludwig den Oberbefehl in Italien anvertraut hatte, und den man wegen seiner Schnelligkeit den Blitz Italiens nannte. Die Franzosen erfochten unter seiner Führung einen großen Sieg bei Ravenna (11. April 1512), erkauften ihn aber zu theuer durch den Tod ihres trefflichen Feldherrn, so daß Ludwig selbst ausrief: „Wollte Gott, meine Feinde hätten eine solche Schlacht gewonnen." Auch blieb der Sieg ohne Folgen. Julius verfolgte seinen Zweck nur desto eifriger; Ferdinand der Katholische, der mittlerweile Navarra erobert hatte, versprach Unterstützung aller Art; die Schweizer, voll Unwillen über einige stolze Äußerungen Ludwigs, fielen in Mailand ein. Das Französische Heer war zusammengeschmolzen, weil Maximilian, der sich nun von Ludwig ganz getrennt hatte, die tapferen Deutschen Soldtruppen von demselben abrief, der König auch gegen England seine Gränzen schützen mußte. Die Schweizer waren daher siegreich, ganz Mailand empörte sich, Genua schüttelte das Französische Joch ab, und die Franzosen wurden aus Italien vertrieben. Der Papst eroberte Parma und Piacenza, und Maximi-

lian Sforza, Ludwig Moro's Sohn, wurde, nach dem Willen der Schweizer, mit Mailand belehnt.

Indeß gelang es den Franzosen zwar, Venedig auf ihre Seite zu ziehen, aber ohne großen Vortheil für Beide. Denn kaum hatte Ludwig, in Verbindung mit den Venetianern, ein neues Heer nach Mailand gesandt, als der neue Papst Leo X. (Th. VII. S. 186.) den Schweizern ansehnliche Geldsummen sandte, wofür sie über die Alpen kamen, und die Franzosen bei Novara (6. Juni 1513) wüthend überfielen und besiegten. Achttausend Franzosen blieben in der Schlacht, und ihr sämmtliches Gepäck fiel in die Hände der Schweizer.

Auch dies neue Unglück kam Ludwigen nicht allein. Um dieselbe Zeit thaten die Engländer eine Landung in der Picardie, und vereinigten sich mit Maximilians Truppen, die aus den Niederlanden zu ihnen stießen. Der Kaiser nahm an diesem Feldzuge persönlich Theil. Beide Monarchen warfen sich auf die Festung Terouanne in Artois, schlugen die Franzosen in einer Schlacht bei Guinegate (17. Aug.), welche wegen der übereilten Flucht der Französischen Reiterei das Sporengefecht genannt wurde, eroberten hierauf Terouanne, schleiften es, und nahmen dann auch Dornick.

Ein anderer Angriff auf Frankreich aber, der noch in demselben Jahre geschah, ward durch List vereitelt. Der Kaiser Maximilian hatte 16,000 Schweizer erkauft, um in Verbindung mit Deutschen Völkern, welche der Herzog von Würtemberg anführte, das Herzogthum Burgund wegzunehmen. Eben als sie auf dem Marsche dahin begriffen waren, kam der Französische Feldherr La Tremouille mit dem schwachen Reste seines bei Novara geschlagenen Heeres zurück, und erhielt sogleich Befehl,

sich damit nach Burgund zu wenden. Er warf sich in Dijon, sah aber vorher, daß er sich daselbst nicht lange werde halten können. Als ein schlauer Mann wußte er sich zu helfen. Er unterhandelte heimlich mit den Anführern der Schweizer, und versprach ihnen, wenn sie abziehen wollten, gleich jetzt ein gutes Stück Geld, noch weit mehr aber nach einer bestimmten Frist nachzuzahlen, und zur Sicherheit des letztern eine Anzahl der reichsten Bürger als Geiseln auszuliefern. Die Schweizer waren damit wohl zufrieden, denn sie dienten dem Kaiser, der ein schlechter Zahler war, ohnehin mit Widerwillen. Plötzlich also brachen sie, nach Empfang des Geldes und der Geiseln, zum großen Erstaunen und Verdrusse des Herzogs von Würtemberg auf, und gingen nach Hause. Als sie aber in Zürch ankamen, zeigte sichs, daß die mitgenommenen Geiseln Leute niedern Standes waren, die man nur in prächtige Kleider gesteckt hatte. Dieser Betrug hätte den Franzosen in der Folge sehr nachtheilig werden können, denn damals konnte Niemand, der in Italien Krieg führen wollte, der Schweizer entbehren. Ludwig erklärte daher öffentlich, daß sein Feldherr hier ohne seinen Befehl gehandelt habe, und bei dem nächsten Bündnisse der Franzosen mit den Schweizern mußte sein Nachfolger erst die schuldige Summe völlig berichtigen, ehe die letzteren sich auf die neue Freundschaft einlassen wollten.

Ludwig machte nun einen Versuch, seine verbündeten Feinde zu trennen, indem er mit jedem besonders zu unterhandeln anfing. Es glückte ihm auch, sich von allen Seiten Frieden zu verschaffen, und diese erwünschte Muße wollte er zur Wiedereroberung des verlorenen Mailands anwenden, als er plötzlich, mitten unter den Rüstungen zu diesem Feldzuge, am Neujahrstage 1515, im drei und

funfzigsten Jahre seines Alters, starb. Drittehalb Monate vorher hatte er sich erst mit der jungen und schönen Prinzessin Maria, einer Schwester Heinrichs VIII. von England, vermählt (Anna von Bretagne war 1514 gestorben), und der durch diese Verbindung veränderten Lebensordnung und Diät des Königs schreibt ein gleichzeitiger Schriftsteller seinen frühen Tod zu. Die Stelle ist merkwürdig, weil sie einen Begriff von der damaligen Lebensart und Tageseintheilung eines Königs von Frankreich giebt. „Der gute König, heißt es, hatte seine ganze Art zu leben geändert. Denn da er sonst um acht Uhr zu speisen pflegte, so ließ er sich's nun gefallen, um zwölf Uhr zu speisen; da er sich sonst Abends um sechs Uhr niederlegte, so geschah es nun öfters nicht vor Mitternacht."

Ungeachtet der vielen Kriege, die Ludwig XII. geführt hat, ist er doch ein wohlthätiger Regent für Frankreich gewesen. Durch treffliche Anstalten hat er sich um sein Volk verdient gemacht; die übergroßen Steuern setzte er bedeutend herunter. Ganz Frankreich trauerte um seinen Tod, und als bei seinem Begräbnisse unter Trompetenschall ausgerufen ward, der gute König Ludwig, der Vater des Volks, ist gestorben, war dies nur ein Wiederhall einer allgemeinen und aufrichtigen Trauer.

---

7. Franz I.

(Reg. 1515—1547.)

Wir haben den Nachfolger Ludwigs XII., den Herzog Franz von Angoulême (s. oben S. 15. die Stammtafel), schon als Gemahl der Prinzessin Claudia kennen gelernt. Weder der König, noch seine Gemahlin Anna von Bre-

tagne versprachen sich viel von ihm, und als die letztere sich seiner Vermählung mit ihrer Tochter widersetzen wollte, hatte Ludwig gesagt: „Ich sehe wol voraus, daß dieser große Junge alles verderben wird, aber meine Unterthanen haben mich so sehr gebeten, ihn zu meinem Eidam zu machen, daß ich es ihnen nicht habe abschlagen können.“ Als er den Thron bestieg, stand er im ein und zwanzigsten Jahre. Er war ein rascher, feuriger Mann, von festem Körperbau und großer körperlicher Gewandtheit. Seine lebhaften Augen, seine lange Nase und sein gekräuselter Bart *) gaben ihm ein edles, männliches Ansehen. Dem Charakter nach hatte er mit Karl dem Kühnen große Ähnlichkeit, nur daß er ausschweifende Neigung zum Umgange mit Weibern hatte. Er brachte eigentlich zuerst die Damen an den Hof; vorher hatten selbst Prinzessinnen selten einen andern Beruf gekannt, als den der Hausfrau und der Mutter, und wenn sie sich auch einmal auf kurze Zeit zu irgend einem Hoffeste in Paris eingefunden hatten, so waren sie doch bald wieder auf ihre Landsitze zu ihrem Hauswesen und zur Erziehung ihrer Kinder zurückgekehrt.

Franz I. erklärte sogleich beim Antritt seiner Regierung, daß er Alles auf dem Fuße lassen wolle, wie es unter seinem Vorgänger gestanden habe. Die Begierde als Ritter und Held zu glänzen, erfüllte damals seine ganze Seele; darum richtete er sein erstes Augenmerk auf Mailand, das sein Vorgänger so unrühmlich verloren hatte. Die Wiedereroberung dieses Landes sollte der An-

---

*) Er brachte die Mode wieder auf, sich den Bart wachsen zu lassen, und dafür das Haupthaar kurz zu tragen. Sie erhielt sich auch unter den Französischen Königen bis auf Ludwig XIII.

fang seiner kriegerischen Großthaten werden, und um indeß von Norden her sicher zu seyn, schloß er einen Freundschaftsvertrag mit dem jungen Erzherzog Karl (nachherigem Kaiser Karl V.). Um das nöthige Geld zu diesem Feldzuge herbeizuschaffen, schlug der Kanzler Duprat das Mittel vor, noch mehrere Parlamentsstellen zu errichten, und dieselben für Geld zu verkaufen, und als das nicht hinreichte, alle Gerichtsstellen überhaupt verkäuflich zu machen. Das Pariser Parlament machte gegen diese unwürdige Maßregel die nachdrücklichsten Vorstellungen, und registrirte sie endlich, da alles nichts half, mit dem Beisatze: „Auf ausdrücklichen Befehl des Königs." Die Regierung des Reichs während der Abwesenheit Franzens sollte dessen Mutter, die Herzogin Luise von Angoulême, gewöhnlich (weil sie die Tochter eines Herzogs von Savoyen war) Luise von Savoyen genannt, führen; eine Frau von mittleren Jahren, vielem Verstande, und einer höchst leidenschaftlichen Gemüthsart, die in der Folge an manchem Unglück ihres Sohnes, den sie ganz beherrschte, Schuld wurde.

Zu Anfange des Septembers 1515 brach das überaus zahlreiche und prächtige Französische Heer ins Mailändische ein. Der Herzog dieses Landes, Maximilian Sforza, stand mit den Schweizern im Bunde, die sogleich eine beträchtliche Truppenzahl zur Vertreibung der Franzosen über die Alpen schickten. Beide feindliche Heere trafen bei dem Städtchen Marignano auf einander, und es kam zu einer Schlacht, von welcher nachher der Marschall Trivulcio, der doch achtzehn Treffen beigewohnt hatte, zu sagen pflegte, alle vorigen seyen ein Kinderspiel gegen diese gewesen. Die Schweizer, die noch nie bis dahin ein Treffen verloren hatten, fochten wie Löwen für

die Erhaltung ihres alten Ruhms, und die Franzosen, die ihren König selber mit dem Schwert in der Hand in die dicksten Haufen stürzen sahen, wollten eines solchen Anführers nicht unwürdig erscheinen. Zwei Tage (13. und 14. Sept.) dauerte das wüthende Gefecht; die Nacht zwischen beiden brachte Franz meistens auf dem Pferde zu, nur einige Stunden schlief er, in seinen Mantel gehüllt, auf einem Karren, Andere sagen auf der Lavette einer Kanone. Das ungeheure Blutbad endigte sich zuletzt mit der Niederlage der Schweizer, die, voller Scham über ihren verlorenen Ruhm, traurig über die Alpen nach Hause zogen.

Die Früchte dieses Sieges waren sehr glänzend, denn Mailand öffnete nun sogleich dem König die Thore, und Maximilian Sforza, ein schwächlicher und ruheliebender Mann, trat ihm willig alle seine Ansprüche auf dies Herzogthum gegen ein Jahrgeld ab. Sie würden noch glänzender gewesen seyn, diese Früchte, wenn Papst Leo X., der nicht wenig über das Glück des neuen Königs erschrocken war, und wol erwarten konnte, daß er dasselbe noch etwas weiter versuchen möchte, nicht um dies zu verhindern, sogleich ein Mittel ergriffen hätte, das auf Franzens Charakter trefflich berechnet war. Er machte sich selbst auf den Weg, und bat den jungen Sieger um eine Zusammenkunft in Bologna. Hier überhäufte er ihn mit Ehrenbezeigungen, wodurch sich das ehrgeizige Gemüth des Königs so geschmeichelt fühlte, daß er dem schlauen Papste die größten Freundschaftsversicherungen machte, und sogar mit ihm ein Bündniß schloß. Der Papst räumte Parma und Piacenza wieder, sonst waren fast alle Vortheile dieser Verbindung auf seiner Seite. Ferner wurde bei dieser Zusammenkunft das 1516 zwischen Frankreich

und dem päpstlichen Stuhle abgeschlossene Concordat schon verabredet *). Auch die Schweizer wandten sich nun an Franz, und gelobten ihm Treue und Freundschaft gegen ein Geschenk von einer Million Goldkronen.

Fröhlich über diese glückliche Eröffnung seiner Laufbahn, kehrte Franz hierauf nach Frankreich zurück, und ließ seinen Vetter, den Connetable Karl von Bourbon, als Statthalter in Mailand. Eine neue Freude für ihn war die, daß der alte Feind seines Hauses, Ferdinand der Katholische, gerade um diese Zeit (1516), mitten unter Entwürfen ihm zu schaden, starb. Von seinem Nachfolger, dem sechzehnjährigen Erzherzog Karl, schien damals noch nicht viel zu besorgen, vielmehr war es den Niederländern, wegen ihres einträglichen Handels mit Frankreich, so sehr um Frieden mit diesem Staate zu thun, daß Karl von seinen Rathgebern zu einem Freundschaftsbunde mit den Franzosen beredet wurde, der auch noch in demselben Jahre zu Noyon in Isle de France geschlossen wurde (Th. VII. S. 231.). Welche Aussichten für den jungen König zu einer recht glücklichen und glänzenden Regierung!

Aber wir wissen aus der Geschichte Karls V. schon, daß Franz sich durch seinen Ehrgeiz in eine Reihe von Kriegen mit diesem Kaiser verwickelte, die nicht glücklich für ihn abliefen. Vieles ist schon dort erzählt, hier soll

---

*) In diesem Concordate gab Franz alle Vortheile, welche die 1438 zu Bourges erlassene pragmatische Sanction (Th. VI. S. 159) der Gallicanischen Kirche zugesprochen hatte, wieder auf, und ließ sich selbst, auf Kosten seines Clerus, einen Theil derselben übertragen. Daher war der Unwille, welchen der Abschluß dieses Vertrages in Frankreich erregte, sehr groß; das Parlament und die Pariser Universität widersetzten sich der Anerkennung desselben, aber vergeblich.

noch manches Einzelne nachgeholt werden, was Franzen besonders betrifft.

In dem ersten Kriege, welchen beide Monarchen mit einander führten, entschied es sich leicht, wo Franz am besten anzugreifen sey. Wo anders, als in Italien, woraus schon zwei seiner Vorgänger so leicht herausgeschlagen worden waren, und wo man auch jetzt die verhaßten Franzosen nur darum noch hegte, weil man ihnen nicht gewachsen war! Nun, da der Kaiser selber zu ihrer Verjagung die Hand bot, traten der Papst und die kleineren Italienischen Mächte mit Freuden dem Bunde gegen sie bei. Franz erfuhr bald, welche gewaltige Rüstungen der Papst und Karls Statthalter in Neapel, der alte Colonna, machten, und war seinerseits auch nicht müßig. Er brachte ein zahlreiches Heer zusammen, und gab dem Marschall von Lautrec den Befehl über dasselbe. Dem Französischen Heere fehlte Geld. Lautrec weigerte sich schlechterdings abzugehen, wenn man ihm nicht wenigstens 300,000 Goldkronen zur Erhaltung der Truppen mitgebe. Der König, seine Mutter, und der Oberaufseher der Finanzen Semblançai, versprachen ihm hierauf eidlich, daß er in Mailand das Geld vorfinden sollte; als er aber dort ankam, fand er es nicht. Semblançai hatte es zwar pünctlich herbeigeschafft, aber die Mutter des Königs hatte es ihm abgefordert und heimlich zurückbehalten. Franz erwartete frohe Siegesbotschaften aus Italien zu hören; aber Lautrec, der seine Truppen nicht ohne Sold erhalten konnte und von einem mächtigen Feinde bestürmt ward, mußte einen Platz nach dem andern verlassen, und behielt zuletzt nichts übrig als Genua, Cremona und das Schloß von Mailand. Im folgenden Jahre (1522) machte er einen abermaligen Versuch, allein

die Gelder fehlten noch immer. Er konnte sich endlich in Italien nicht länger halten, und führte den kläglichen Ueberrest seines Heeres nach Frankreich zurück. Das ganze schöne Mailand war wieder verloren, Franz Sforza, des abgesetzten Maximilian Bruder, ward mit kaiserlicher Bewilligung zum Herzog ausgerufen, und die kaiserlichen Truppen, nicht minder beschwerliche Gäste als vorher die Franzosen, wurden in die Mailändischen Städte gelegt.

König Franz war über diesen Verlust eben so traurig, als erbittert über den Feldherrn, den er demselben zuschrieb. Lautrec hatte alle Mühe, nur zu einer Unterredung mit dem Könige zu gelangen, der in Erstaunen gerieth, als er den Feldherrn von dem drückenden Geldmangel reden hörte. Semblançai wurde herbeigerufen, und entdeckte den wahren Zusammenhang. Nun stellte Franz seine Mutter zur Rede. Anfangs läugnete sie, endlich gab sie zu, von Semblançai 400,000 Kronen empfangen zu haben, allein das seyen ihre eigenen Gelder gewesen, die sie vom Schatze zu fordern gehabt. Franz wollte die Sache nicht weiter verfolgen, und verzieh dem gekränkten Lautrec. Nicht aber Luise dem Semblançai. Voll boshafter Rachsucht verwickelte sie den würdigen Greis einige Jahre nachher in einen schweren Rechtshandel; er wurde des Unterschleifs öffentlicher Gelder angeklagt, von einer besondern Commission, obschon alle Welt von seiner Unschuld überzeugt war, zum Tode verdammt, und 1527 wirklich an den Galgen gehängt.

8. Karl von Bourbon.

Doch der Verlust Mailands war noch nicht das größte Unglück für Frankreich, an dem Luise von Savoyen durch ihre Ränke Antheil hatte. Der uns aus dem vorigen Bande wohlbekannte Karl von Bourbon war der erste Prinz vom Geblüt, und Schwiegersohn der klugen Anna von Bourbon-Beaujeu, der ältesten Tochter Ludwigs XI., die während der Minderjährigkeit Karls VIII. Regentin gewesen war, und auch jetzt noch in allgemeiner Achtung, nur von der Mutter des Königs gehaßt, in Paris lebte. Ludwig XII. hatte einmal von ihm gesagt: „Ich liebe diesen Prinzen, aber ich wünschte, daß er einen heiterern und weniger verschwiegenen Sinn hätte." Franz I. hingegen liebte ihn nicht, ja er konnte den höhern Geist desselben nicht wol ohne Eifersucht und Haß betrachten. Dessen ungeachtet hatte er ihn zum Connetable, und 1515 auch zum Statthalter von Mailand gemacht, und der Herzog hatte sich in dieser Würde durch tiefe Einsicht, große Feldherrntalente und durch ein würdevolles Betragen auf das rühmlichste ausgezeichnet. Er schien bestimmt, der Stolz seines Vaterlandes und die festeste Stütze der königlichen Macht zu werden, aber der gekränkte Stolz eines Weibes vereitelte alle diese schönen Hoffnungen.

Luise von Savoyen war dreizehn Jahre älter als er, aber doch noch in den Jahren, in denen sich eine Frau allenfalls zur Liebe berechtigt glaubt. Man sagt, sie habe es dem schönen und stolzen Connetable nicht verhehlt, daß sie ihn liebe, Bourbon hingegen seinerseits habe ihr mit stolzer Zurückhaltung und mit Spott begegnet. Dem Herzoge wurden die ansehnlichen Jahrgelder, die er vom

Hofe zog, nun vorenthalten, und nur auf nachdrückliche Vorstellung seiner Schwiegermutter die Auszahlung wenigstens versprochen. Unter einem Vorwande ward ihm die Statthalterschaft von Mailand wieder abgenommen, und 1521, in dem Flandrischen Feldzuge, der Herzog von Alençon ihm vorgezogen. Alles dieses schrieb man der Rache der Herzogin von Angoulême zu, die noch heftiger ausbrach, als Bourbons Gemahlin starb. Sie soll ihm nun förmlich ihre Hand angeboten haben, aber zurückgewiesen worden seyn. Nun besaß der Connetable den größten Theil seiner weitläufigen Güter durch seine Gemahlin, die von einer älteren Linie des Hauses Bourbon abstammte, als er. Die Verstorbene hatte ihm zwar Alles in ihrem letzten Willen vermacht; es entstand aber die Frage, in wie fern sie zu einer solchen Verfügung berechtigt gewesen sey. Luise von Savoyen, mütterlicher Seits mit dem Hause Bourbon verwandt, trat auf und nahm die ganze Erbschaft in Anspruch, und die Geschicklichkeit des Kanzlers Duprat, eines ihrer Günstlinge, leitete das Verfahren so vortheilhaft für sie, daß am Ende desselben dem Connetable fast alle seine Güter abgesprochen wurden.

Bourbon konnte diesen Ausgang vorhersehen, und Rache war sein einziger Gedanke. Die Gelegenheit dazu suchte ihn selbst. Sein Rechtsstreit hatte auch im Auslande Aufsehen gemacht, und besonders Karls V. Aufmerksamkeit erregt. Dieser ließ durch heimliche Abgesandte an ihn sogleich forschen, ob er sich seines Beistandes bedienen wolle, und Bourbons rachedürstendes Gemüth kam den Wünschen des Kaisers schnell entgegen. Er versprach, dem Deutschen Heere, das in Burgund einfallen sollte, sechstausend Mann zuzuführen, und damit

den König im Herzen seines Landes anzugreifen, während Heinrich VIII. vom Norden her und Karl über die Pyrenäen zu gleicher Zeit in Frankreich einbrechen wollten. Alles dies aber sollte erst geschehen, wenn Franz — was er sich vorgenommen hatte — persönlich mit seiner Hauptmacht nach Italien würde gezogen seyn.

Der König hatte nämlich fest beschlossen, Mailand wieder zu erobern, es koste was es wolle. Und wahrlich, es kostete viel. Staatsgüter mußten veräußert, neue Steuern aufgelegt, neue Aemter zum Verkaufen errichtet, ja sogar das königliche Silbergeschirr mußte in die Münze geschickt werden, um die Ausgaben dieses Krieges zu bestreiten. Endlich, da Alles bereit war, ging der König selbst nach Lyon (1523), um sich mit dem Heere zu vereinigen. Aber hier entdeckte er geheime Spuren der Bourbonischen Verschwörung. Er stutzte und ritt selbst nach Moulins, einem Schlosse des Connetable, um diesen zur Rede zu stellen. Als Bourbon von seiner Ankunft hörte, ward er unruhig, und um nicht viel antworten zu dürfen, warf er sich ins Bett, und nahm die Miene eines Kranken an. Der König erwähnte ohne Umschweife des Gerüchtes, das ihn hierher geführt; Bourbon stellte sich unwissend und betheuerte seine Unschuld. Franz glaubte ihm, und ging beruhigt nach Lyon zurück. Da er aber hier noch dringendere Anzeigen von der wirklich eingeleiteten Verschwörung erhielt, so änderte er seinen Plan dahin ab, daß er selbst in Frankreich zurückblieb, das Heer unter der Anführung des Marschalls von Bonnivet nach Mailand schickte, und auf den Connetable ein wachsames Auge haben ließ. Dieser, der sich nun ganz verrathen und in Frankreich nicht mehr sicher glaubte, entfloh eiligst bei Nacht, und kam glücklich bei dem kaiserlichen Heere

in Italien an. Der Verabredung gemäß brachen nun wirklich die Engländer in die Picardie ein, ein Deutscher Heerhaufe verwüstete Burgund, und vom Süden her drängte ein dritter Haufe; aber keiner derselben konnte sich lange in Frankreich halten, selbst die Engländer, die nur noch elf Stunden von Paris entfernt waren, mußten umkehren, und so kam Frankreich, dem in diesem Jahre eine völlige Zertrümmerung und Theilung geschworen war, noch sehr glücklich mit der Verwüstung einiger Provinzen davon.

---

9. Bayard.

(Geb. 1475, gest. 1524.)

Weit unglücklicher war der König im folgenden Jahre (1524), wo er den Feldzug in Italien durch Bonnivet erneuern ließ. Da ging Alles verloren, und auch der treffliche Bayard fiel, den seine Zeitgenossen nur den Ritter ohne Furcht und Tadel nannten. Dieser ausgezeichnete Mann verdient es, daß um seinetwillen der Lauf der Erzählung auf einige Zeit unterbrochen werde.

Pierre du Terrail, gewöhnlich der Ritter Bayard genannt, war der Sohn eines Edelmanns, der ein Schloß und ein mäßiges Gütchen in der Dauphiné besaß. Die Heldentugend schien erblich in diesem Geschlechte zu seyn, denn Großvater und Urgroßvater des Ritters hatten ihr Leben auf dem Schlachtfelde geendigt. Auch Bayard, ein starker, muthiger Knabe, wiewol fast immer von magerem und blassem Ansehn, kannte von Jugend auf kein größeres Vergnügen, als wilde Pferde zu tummeln, und keinen größern Ehrgeiz, als der Bravste unter seines

Gleichen genannt zu werden. Im funfzehnten Jahre nahm ihn sein Oheim, der Bischof von Grenoble, zu sich, und ließ ihn in den Wissenschaften unterrichten. In seinen Freistunden waren wieder Reiten und Fechten seine einzige Erholung.

Nach einigen Jahren treuen Fleißes brachte ihn sein Oheim als Pagen an den Savoyischen Hof. Er war noch nicht lange in Chambery, als er schon wegen seiner ungemeinen Geschicklichkeit in Reiterkünsten berühmt zu werden anfing. Bald darauf besuchte König Karl VIII. von Frankreich den Herzog von Savoyen, und da er ein Freund von solchen Künsten war, so ward ihm der junge Bayard bald bekannt, ja er mußte einmal zwei Stunden lang auf einer Wiese Carousel reiten, woran sich der König gar nicht müde sehen konnte, sondern immer rief: **Piquez, piquez encore une fois!** Der Graf von Ligny, Karls Günstling, glaubte dem Könige dadurch zu schmeicheln, daß er den herrlichen Pagen in seine Dienste nahm, und so kam Bayard nach Lyon. Hier wollte während der Anwesenheit des Königs ein Edelmann aus Bourgogne, Herr von Vaudrey, seine Stärke zeigen, und bat den König um Erlaubniß, mit der Lanze, dem Schwerte und der Streitaxt eine Probe ablegen zu dürfen, und als er sie erhalten hatte, stellte er an einem öffentlichen Platze seinen Schild aus, und forderte jeden waffenkundigen Edelmann heraus, sich mit ihm zu messen. Die stärksten Kämpfer meldeten sich, doch als auch der blasse, kaum achtzehnjährige Bayard seinen Namen aufschreiben lassen wollte, trug man Bedenken, einen so schwächlich scheinenden Jüngling zuzulassen. Aber der König, ein Freund kühner Unternehmungen, munterte ihn selbst dazu auf, und siehe, als das Turnier begann, und nach und

nach die Stärksten besiegt waren, bekämpfte der schlanke Page jenen Riesen mit solcher Geschicklichkeit, daß ihm lauter Beifall zugerufen ward. Die Verwunderung vermehrte sich, als die Kämpfer zuletzt nach der Sitte, mit aufgezogenem Visier vor den Damen vorüberritten, und des Siegers jugendliches und kränklich scheinendes Antlitz sichtbar ward. Der König nahm ihn nun förmlich in seine Dienste, schenkte ihm ein Pferd aus seinem Stalle und etwas Reisegeld, und wies ihm seinen Platz in einer Gensdarmencompagnie an, welche zu Aire in Artois stand.

Auch hier verbreitete sich bald der Ruf seiner Tapferkeit, den er noch dadurch vermehrte, daß er unter den Edelleuten in Aire und den benachbarten Garnisonen kleine Turniere ausschrieb, in denen er gewöhnlich den Preis davon trug. Sein erster Kriegszug war derjenige, den Karl VIII. 1494 nach Italien unternahm, um Neapel zu erobern. In dem dabei vorgefallenen Treffen wurden dem fast allzukühnen Bayard zwei Pferde unter dem Leibe getödtet. Er selbst focht hier zum ersten Male unter den Augen des trefflichen Ritters Ludwigs von Ars, dessen Feldherrnklugheit und Tapferkeit wir schon oben kennen gelernt haben. Auch den Feldzug von 1499 zur Eroberung Mailands machten beide mit. Als im folgenden Jahre die Mailänder das Französische Joch wieder abwarfen, und ihren Herzog Ludwig Moro zurückriefen, und der Marschall La Tremouille das Land noch einmal erobern mußte, zeichnete sich bei diesem zweiten Eroberungszuge Bayard ebenfalls aus. Hier nur ein Zug von seinem an Verwegenheit gränzenden Heldenmuth.

Er hatte erfahren, daß dreihundert Mann von Ludwig Moro's Truppen, unter der Anführung des braven Hauptmanns Cajazzo, in Binasco lägen, einem Flecken

etwa anderthalb Stunden von Mailand. Sogleich besprach er sich mit etwa funfzig seiner Kameraden, die seines Sinnes waren, und sie erhielten die Erlaubniß, ohne Anführer nach Binasco reiten und gegen die dreihundert Italiener ihr Heil versuchen zu dürfen. Cajazzo, der von ihrem Anschlage Nachricht erhielt, rückte ihnen entgegen, und der fürchterlichste Kampf begann. Endlich sammelte Cajazzo seine Leute, und zog sich ermüdet zurück. Da erst ward Bayard gewahr, daß sie sich kaum noch eine halbe Stunde von Mailand befänden. „Halloh! rief er, meine Freunde, meine Kameraden! der Sieg ist unser!" und sogleich griffen Alle die Italiener noch einmal an, die sich indessen aufs Neue geordnet hatten. Auch diesen Angriff hielten Cajazzo's Truppen nicht lange aus, vielmehr suchte sich Jeder, dessen Pferd noch Kraft genug zum Laufen hatte, in die Stadt zu retten. Vergebens rief der brave Cajazzo sie zum Stehen auf, der Tumult ward allgemein, und Italiener und Franzosen stürzten im bunten Gewühl auf das Thor zu. Erst dicht vor dem Schlagbaume machten die letzteren Halt, nur der siegestrunkene Bayard ritt mit hinein, und besann sich nicht eher, als bis er vor dem fürstlichen Schlosse stand. Hier starrte er wie bezaubert vor sich hin, und in Gefahr, von Bürgern, Soldaten und Weibern mit Steinen todtgeworfen zu werden, sah er keinen andern Ausweg, als sich dem Cajazzo zu ergeben. Dieser räumte ihm achtungsvoll seine Wohnung ein, und lud ihn zum Abendessen bei dem Herzog, der aus seinem Fenster den ungleichen Kampf des kühnen Ritters mit angesehen hatte.

„Herr Edelmann, redete Ludwig Moro ihn an, was hat Euch hieher gebracht?" — Die Lust zu siegen, antwortete Bayard. — „Aber glaubtet Ihr denn, Mailand

allein einzunehmen?" — Nein gnädiger Herr, ich glaubte mich von meinen Kameraden begleitet. — „Auch mit diesen wäre ja das nimmermehr möglich gewesen." — Es ist wahr, sagte Bayard bescheiden; auch sind sie klüger gewesen als ich, und dafür sind sie frei, und ich gefangen. Doch immerhin, ich bin ja der Gefangene des bravsten und großmüthigsten Mannes. — Der Herzog erkundigte sich darauf in einem etwas verächtlichen Tone nach der Stärke des Französischen Heeres. — Wir zählen unsere Leute nicht, antwortete Bayard. Allein, was ich Euch sagen kann, ist, daß die Soldaten meines Herrn lauter ausgesuchte Leute sind, vor welchen die Eurigen nicht Stand halten werden. — Der Herzog versetzte darauf etwas empfindlich, der Ausgang werde in Kurzem das Gegentheil zeigen. — Wollte Gott, rief Bayard, es käme morgen zur Schlacht, und ich wäre frei! — „Ihr seyd es, entgegnete der Herzog. Ich liebe euern Muth und eure Standhaftigkeit, und bewillige euch gern Alles, was ihr noch sonst von mir verlangen wollt." Durchdrungen von dieser unerwarteten Güte, warf sich Bayard zu Moro's Füßen, bat, ihm in Erwägung seiner Ritterehre seine stolzen Antworten zu verzeihen, gelobte ewige Dankbarkeit, und verlangte nichts, als sein Pferd und seine Waffen. Cajazzo ließ beides auf der Stelle holen, worauf der Ritter sich empfahl, vor Ludwigs Fenster noch eine Lanze brach, und dann nach kurzem Gruße lustig zum Thor hinaus ritt. Wenige Tage darauf endigte des Herzogs Gefangenschaft, wie oben erzählt ist, den Krieg.

Im folgenden Jahre (1501) begleiteten die beiden treuen Waffenbrüder, Ars und Bayard, den Grafen von Ligny zum Heere des Generals d'Aubigni nach Neapel. Der Feldzug würde so schlimm nicht geendet haben, wenn

der Französische Heerführer nur ein Mann von der Einsicht und Entschlossenheit jener beiden Ritter gewesen wäre. Auch aus diesem Kriege theilen wir von vielen trefflichen Zügen, die Bayards Geist bezeichnen, einige mit.

Ludwig von Ars ritt mit siebzig Mann nach Bisceglia, und hoffte mit Hülfe der Stadt, die ihm ergeben war, auch die Burg jenseits derselben zu erobern, die sich noch herzhaft vertheidigte. Die Spanier thaten einen Ausfall, und streckten auch von den Wällen her mit ihrem Geschütz viele Franzosen nieder, so daß aller Anschein da war, sie würden die Sieger bleiben. Das beunruhigte die Bürger in der Stadt, und schnell traten sie wieder zu der Partei der Stärkeren, und hieben von hinten auf die Franzosen ein. Bayard, dem sein Freund zu lange ausblieb, schöpfte Verdacht, und ritt ihm mit vierzig Gensdarmen und eben so vielen Schützen nach. Er war der erste in der Stadt, hieb sich durch das Volksgedränge einen Weg und stellte sich seinem Freunde Ars an die Seite, der sich schon für verloren gehalten hatte, aber jetzt, bei Bayards Anblick, wieder Athem schöpfte. Drei Stunden schlugen sich die beiden Helden an der Spitze ihrer braven Kameraden herum; ihre Rüstung war allenthalben zerhauen, und ihre Schwerter voller Scharten waren nur noch durch ihre Schwere furchtbar. Eine dritte Schaar Französischer Truppen gab dem wilden Gefecht zuletzt den Ausschlag, und die wackeren Kämpfer kamen ganz erschöpft und triefend ins Lager zurück.

Wenige Tage darauf gab d'Aubigni unserm Ritter die Führung einer halben Compagnie Gensdarmen, und ließ ihn mit derselben Monervino besetzen. Hier gab's nicht viel zu thun, er machte daher allerhand kleine Streifereien. Auf einer derselben bekam er den Hauptmann

Alonzo de Soto=Mayor, einen nahen Verwandten des Spanischen Generals Gonsalvo, gefangen. Er behandelte ihn eben so edel, wie er selbst einst von Cajazzo behandelt worden war, gab ihm ein Zimmer im Schlosse, und verlangte keine andere Sicherheit von ihm, als sein Wort. Doch dies war dem Spanier eben so wenig als seinem Könige heilig; vielmehr benutzte er diese Gelegenheit, zu entfliehen. Zum Glück bemerkte es Bayard schnell, ließ ihm nachsetzen, bekam ihn wieder, und brachte ihn nun in engern Gewahrsam. Endlich kam sein Lösegeld, welches auf tausend Thaler bestimmt war, an. Man setzte ihn in Freiheit, und damit er nicht glauben sollte, man habe ihn aus Eigennutz so fest gehalten, so vertheilte Bayard vor seinen Augen die ganze Summe unter die Officiere und Soldaten seiner kleinen Schaar. Bei seiner Zurückkunft verbreitete Alonzo, er sey von den Franzosen nicht wie ein Kriegsgefangener, sondern wie ein Verbrecher behandelt worden. Bayard, der sich durch diesen Vorwurf an seiner Ehre gekränkt glaubte, bat seinen Befehlshaber um Erlaubniß, den Spanier fordern zu dürfen. Alonzo, der bei seinen Landsleuten im Rufe des tapfersten Officiers stand, nahm die Ausforderung an, unterlag aber im Zweikampfe und ward getödtet.

Bei Gelegenheit einer andern Streiferei erfuhr Bayard, daß ein Wagen mit Geld von Neapel an den Spanischen Heerführer unterweges sey, und vier Meilen von Monervino vorbeikommen werde. Sogleich legte er sich mit zwanzig tüchtigen Reitern zwischen zwei Felsen in den Hinterhalt, und zur Vorsicht schickte er fünf und zwanzig andere Leute, unter der Anführung seines wackern Kameraden Tardieu, auf einen Seitenweg, den der Wagen gleichfalls einschlagen konnte. Zufällig kam der letztere

da vorbei, wo Bayard selbst auf der Lauer stand. Mit dem Kriegsgeschrei: „Frankreich! Hau' ein!" brachen seine Reiter plötzlich hervor, die erschrockene Begleitung ergriff die Flucht, und der Kriegszahlmeister mit funfzehntausend Ducaten fiel glücklich in Bayards Hände. Eben als das Geld auf den Tisch geschüttet ward, kam Tardieu dazu, und verlangte mit Ungestüm die Hälfte. „Mit nichten, sagte Bayard, den dieser Ungestüm aufbrachte, der Fang ist mein, ich bin Befehlshaber von Monervino." Tardieu ging trotzig fort und brachte die Sache an den General. Dieser trat auf Bayards Seite. Nur noch einige Augenblicke blieb Tardieu von seiner Hitze verblendet, dann dachte er an seines Freundes Uneigennützigkeit, und fand von selbst den Grund des scheinbar selbstsüchtigen Betragens desselben. Er ging zu ihm, und bereute sein grobes Auffahren. „Was verschlägt mir's, fügte er hinzu, ob du die Ducaten hast, oder ich; bist du doch mein Freund, und so lange ich bei dir bin, wird mir's am Nöthigen nicht fehlen." — Bewahre mich Gott, versetzte Bayard, daß ich um solchen Bettels willen einen braven Mann kränken sollte. Hier ist das Geld. Nimm die Hälfte. Freiwillig und mit Freuden geb' ich dir, was du mit Gewalt nie von mir erhalten haben würdest. — Hierauf rief er die Besatzung zusammen, und vertheilte die ihm übrig gebliebenen sieben tausend fünfhundert Ducaten unter dieselbe, vor den Augen des erstaunten Kriegszahlmeisters, der sich nur einen Theil der Summe wünschte, um sich loskaufen zu können. Aber der Ritter hörte seinen Wunsch nicht sobald, als er ihn ohne Lösegeld frei ließ, ja ihn sogar in Begleitung eines Trompeters an den Spanischen General nach Barletta schickte.

Bald darauf kam die traurige Zeit, da das Fran-

zösische Heer, zum Theil durch die schlechten Maßregeln des Feldherrn d'Aubigni, der Spanischen Uebermacht weichen mußte. Bei dem Rückzuge hatte Bayard das schwerste Geschäft, die Deckung des Nachtrabs übernommen. Hier that er Wunder der Tapferkeit. Er allein vertheidigte einmal eine halbe Stunde lang, wie Horatius Cocles, eine Brücke gegen eine ganze Schaar von Feinden. Zuletzt wurde er in einen Graben gedrängt, und mußte sich ergeben. Als die übrigen Franzosen in Sicherheit waren, und die braven Reiter ihren Anführer vermißten, rief einer von ihnen, Namens Guiffray, ein Edelmann aus Dauphiné, Bayards Freund und Nachbar: „Kameraden, wer folgt mir? Ich muß wissen, wo Bayard geblieben ist, und sollte es mein Leben kosten!" Alle saßen sogleich wieder auf und ritten zu den Spaniern zurück, die sich sogleich wieder in Schlachtordnung stellten. Als Bayard, der noch unbekannt mitten unter ihnen hinritt, die Franzosen ankommen sah, riß er in einem Nu seinen Nachbar vom Pferde, rang ihm den Degen aus der Hand, hieb um sich und rief: „Haut ein, haut ein! Bayard, Bayard, den die Feinde fahren lassen!" Mit Schrecken vernahmen diese, daß ihr Gefangener der berühmte Bayard sey, und die Verzweiflung trieb sie an, Alles daran zu setzen, um ihn wieder zu erhalten. Allein wer konnte diesem Löwen ankommen? Nach einem blutigen Gemetzel brachten seine treuen Gefährten ihn glücklich wieder ins Lager zurück, wo sie mit Dank und er mit Freudenthränen bewillkommt wurden.

Oben (S. 21.) ist erzählt, wie Alegre sich darauf mit der Hauptmacht in Gaeta, Ludwig von Ars dagegen sich in Venosa geworfen hatte. Bayard hielt sich zu dem Letztern, und hatte also an allen den Heldenthaten An-

theil, die dort von diesem berichtet worden sind. Gonsalvo hielt die beiden Freunde nur für Abenteurer, und forderte sie ziemlich verächtlich auf, sich ihm auf Gnade oder Ungnade zu ergeben. Ihre Antwort war: „Ludwig von Ars und Bayard befinden sich zu Venosa, und erwarten den General Gonsalvo." Man muß indessen sagen, daß eine Uneinigkeit unter den Anführern der Spanier und Neapolitaner nicht wenig dazu beitrug, den beiden Rittern ihre Vertheidigung zu erleichtern. Als sie endlich nach Frankreich zurückkamen, und Ars als Hauptanführer so schmeichelhaft vom Hofe empfangen wurde, erhielt auch Bayard sein Theil von dem allgemeinen Lobe, und die Stelle eines königlichen Stallmeisters, nebst der Anwartschaft auf die erste Compagnie Gensdarmen, welche eröffnet werden würde. Sein Ruf hob ihn indeß weit über seinen Rang hinaus. Als bald nach seiner Zurückkunft die Könige von Frankreich und Spanien eine persönliche Zusammenkunft zu Savona hielten, brachte jeder in seinem Gefolge die Helden mit, auf die er sich am meisten zu Gute that. Ludwig XII. hatte die Höflichkeit, den berühmten Gonsalvo von Cordova in Person zu besuchen, und Ferdinand, der ihm an Artigkeit nicht nachstehen wollte, ging darauf gleichfalls zu den vornehmsten Französischen Officieren herum. Vor Allen fragte er nach dem Ritter Bayard. Ludwig führte ihn zu ihm. Sie fanden ihn bei seinem Freunde Ars. Nachdem Ferdinand ihm einige verbindliche Worte gesagt hatte, wandte er sich an Ludwig XII. und sagte: „Herr Bruder, glücklich ist der Fürst, der solche Ritter hält."

Nach einer ziemlich langen Rast bekamen die muthigen Helden wieder in Italien zu thun, als Ludwig XII. sich 1509 gegen die Venetianer in die Ligue von Cam-

bray einließ. Nach der Beendigung dieses Feldzuges nahm bekanntlich die heilige Ligue (1510) ihren Anfang. Um dem Papste zuzusetzen, schickte Ludwig XII. dem Herzoge von Ferrara, der auch mit demselben im Kriege begriffen war, eine Schaar zu Hülfe, unter welcher sich Bayard befand. Wir wissen, daß Julius II. seine Truppen in Person anführte, und dies machte dem Ritter eine unbezwingliche Lust, ihm selber einen Hinterhalt zu legen. Fast hätte er ihn auch gefangen bekommen, wenn nicht seine ungestümen Gensdarmen ihren Hinterhalt wider seinen Willen zu früh verlassen hätten. So aber kam der Papst noch mit genauer Noth in ein festes Schloß, dessen Zugbrücke er, als er darüber weg war, mit eigner Hand in die Höhe ziehen half. Bayards Verdruß darüber war nicht gering.

Aber etwas mehr als Verdruß empfand er bei folgender Gelegenheit. Der Papst, der mit dem Herzog von Ferrara bald fertig zu werden hoffte, wenn er ihn nur von den Franzosen, und besonders von dem heillosen Bayard trennen könnte, der ihm alle Tage mehr Abbruch that, schickte einen Boten an den Herzog, durch den er ihm Frieden und eine seiner Nichten zur Gemahlin anbieten ließ, wenn er nur die wenigen Franzosen unerwartet aufheben, und sie ihm insgesammt ausliefern wollte. Der Herzog antwortete, er wolle die Sache überlegen, und ihm bald Antwort bringen, bis dahin solle der Bote in seinem Schlosse warten. Mit diesen Worten schloß er ihn ein, und ging zu Bayard. „Ist es möglich, gnädiger Herr!“ rief dieser voll Erstaunen, als er den päpstlichen Antrag vernahm. — Glaubt ihr, ich werde euch belügen? fragte der Herzog. — „Nein, gnädiger Herr, entgegnete Bayard, aber ich bin von Abscheu er-

griffen, und wage es nicht, dergleichen von einem Papste zu glauben." Nach kurzem Gespräch verließ ihn der Herzog wieder, mit dem Versprechen, sich und seine Freunde rächen zu wollen. Er hatte den Boten sogleich durchschaut, und brachte ihn durch ansehnliche Versprechungen dahin, daß er ihm gelobte, in acht Tagen solle der Papst vergiftet seyn. Vergnügt über dies gelungene Geschäft, theilte er dem edlen Bayard sogleich seine Hoffnungen mit, fand aber damit nicht die erwartete Aufnahme. Bayard erschrak fast heftiger als das erste Mal, und als ihm der Herzog vorstellte, daß er ja weiter nichts als das Recht der Wiedervergeltung übe, erklärte er sich dagegen unverhohlen, daß er es für eine Versündigung an Gott erkenne, und daß er selber den Papst warnen wolle, wenn der Herzog kein Mittel mehr wisse, den Vertrag zu widerrufen. Zum Glück war der Bote noch nicht fortgeschickt, daher sagte der Herzog: „Was mich betrifft, so habe ich kein so zartes Gewissen, aber mein Entwurf soll ohne alle Folgen bleiben, wenn ihr ihn mißbilliget. Es wird indessen uns beide gereuen." — Davor wird uns Gott bewahren! rief Bayard. — So ward dann der Auftrag zurückgenommen, und der Papst verdankte gerade dem das Leben, dem er nachgestellt hatte.

Bald darauf übernahm der junge Held, Gaston de Foix, Herzog von Nemours, die Führung der Französischen Truppen im Mailändischen, und zu ihm stieß nun Bayard, den die Aehnlichkeit seiner Gesinnungen bald mit jenem befreundete. Sie gingen auf die Venetianer los, eroberten das Schloß von Brescia, und wollten von demselben aus auch die Stadt bestürmen. Bei dieser Gelegenheit fand Bayard für gut, seine Leute absitzen zu lassen, und um ihnen Muth zu machen, ging er selbst vor-

auf, und führte sie zu Fuße an. Der Herzog bemerkte dies nicht sobald, als er auf ihn zuritt, und ihn dringend bat, sich nicht so sehr auszusetzen. „Mein General, antwortete Bayard, meine Gensdarmen, die sich derselben Gefahr bloßstellen, sind von eben dem Schlage, als ich; wir haben immer zusammen gefochten, und als ihr Anführer muß ich an ihrer Spitze seyn.“ Die Belagerten machten ein fürchterliches Feuer, und behaupteten außerdem noch ihre Verschanzungen mit Streitaxt, Schwert und Lanze. Mit gesenktem Haupte rannte Bayard auf die erste Schanze los. „Auf Kinder! rief er, sie vertheidigen sich gut, aber schlagen müssen wir sie doch!“ Und als er sahe, daß sie wichen, stieß er mit seiner Pike noch den Nächsten nieder, und schrie: „Hinein! hinein!“ Seine Leute, die ihn mitten unter den Feinden arbeiten sahen, stürmten ihm nach. Auf einmal sahen sie seinen Arm gehemmt. Ein wüthender Lanzenstoß in die obere Lende, der so tief ging, daß das Eisen und ein Stück vom Holze sitzen blieb, machte ihn unfähig sich länger aufrecht zu erhalten. Er rief dem Hauptmann Molart, seinem Freunde, zu: „Bruder, führe diese Leute hier, und bekümmere dich nicht weiter um mich!“ Einige Schützen trugen ihn hierauf aus dem Getümmel, legten ihn auf die Erde, und zogen die abgebrochene Lanzenspitze aus der Wunde. Ohnmächtig ward er ins Schloß zurückgebracht. Die Franzosen wurden wüthend, als sie hörten, er sey gefallen. Sie gaben nun Keinem mehr Pardon, und metzelten so lange, bis nichts mehr widerstand, und die Stadt erobert war. Dann zog das Heer in dieselbe ein, und Jeder machte sich Quartier, wo er zukam.

Auch Bayard wünschte in der Stadt zu liegen. Sogleich hoben die Soldaten im Schlosse, die ihn bewach-

ten, eine Stubenthür aus, und machten sie zur Bahre für den Verwundeten. Sie trugen ihn in eins der schönsten Häuser der Stadt. Nach langem Klopfen öffnete eine Dame, zitternd und in Thränen gebadet, die Thür, und ließ sie ein. Bayard, der ihre Angst bemerkte, sagte: „Kinder, bewacht mir dies Haus, daß nirgends ein Schade geschieht. Euren Antheil an der Beute will ich euch schon ersetzen." Nachdem man ihn auf ein prächtiges Bett gelegt hatte, warf sich die noch immer trostlose Wirthin vor ihm auf die Kniee, und bat ihn mit tausend Thränen, nur sie, ihren Gemahl und ihre Töchter vor der Wuth der Sieger zu schützen, und dafür ihr ganzes Vermögen in Besitz zu nehmen, worauf er nach dem Rechte des Krieges Ansprüche habe. „Gute Frau, erwiederte der Ritter, ich wollte, ich könnte die ganze Stadt retten. Ich weiß nicht, ob ich von meiner Wunde genesen werde, aber darauf könnt ihr rechnen, daß, so lange ich lebe, eure Güter und die Ehre eurer Töchter ungefährdet seyn sollen. Laßt doch die Kinder kommen!" Man holte sie aus dem Winkel eines Heubodens hervor, und zugleich mußten zwei von Bayards Schützen fort, um auch den Vater aufzusuchen, der sich in ein Kloster geflüchtet hatte. Wie dankte der Unglückliche dem Himmel, als er sein Haus so wohl berathen sah. Denn fast war es das einzige in der ganzen Stadt, das nicht von Wehklage und Angstgeschrei wiederhallte und von den zügellosen Ausschweifungen der Soldaten verschont blieb. Ungeachtet der Herzog von Nemours in allen Straßen umherritt, so konnte er doch die wilden Leidenschaften der Sieger nicht hemmen. Erst als jede Lust gebüßt, und fast nichts zu plündern mehr übrig war, ließen sie sich willig wieder in Reihe und Glied stellen. Ehe die Häu-

ser bezogen werden konnten, mußten erst die Ermordeten herausgezogen und begraben werden, und da fand sich eine Anzahl von beinahe zwanzig Tausenden! Nur was sich in die Kirchen gerettet hatte, war verschont geblieben.

Der Herzog von Nemours besuchte den kranken Bayard gleich am folgenden Tage, und machte ihm ein Geschenk von achthundert Thalern, als einen kleinen Antheil an der Beute, deren er durch seine Wunde verlustig gegangen war. Kaum war er weg, so schenkte der Ritter das Geld den beiden Schützen, die sein Haus bewachten, und die aus Liebe zu ihm sich gleichfalls der Beute beraubt hatten. Ungeachtet der Großmuth, die er bisher seinen Wirthen bewiesen hatte, konnten diese doch die Besorgniß nicht unterdrücken, daß ein so armer Officier bei seinem Abschiede noch eine Brandschatzung einfordern möchte, die ihre Kräfte überstiege. Sie wurden dazu einigermaßen durch die Unersättlichkeit anderer Officiere berechtigt, die zuletzt gar das Hausgeräth ihrer Wirthe verkauft hatten, um Geld zu bekommen. In dieser Ungewißheit entschlossen sie sich, ihrem Gaste lieber durch ein freiwilliges Geschenk zuvorzukommen, und so überreichte ihm denn die Frau vom Hause am Morgen des Abschiedstages ein Kästchen mit Gold, welches sie mit den verbindlichsten und rührendsten Ausdrücken begleitete. Der Ritter sah es lächelnd an, und fragte, wie viel darinnen sey. „Gnädiger Herr, antwortete sie verlegen, es sind nur zweitausend fünfhundert Ducaten. Ihr verdient unendlich mehr, und wir wollen gern unser Aeußerstes thun, um euch zu genügen.“ Bayard dankte ihnen herzlich, und versicherte ihnen, daß die Pflege, die er in ihrem Hause gefunden, ein weit größeres Geschenk sey, das ihn zu ihrem ewigen Schuldner machen werde. Als endlich

kein Sträuben half, und er doch das Kästchen annehmen mußte, bat er um die Erlaubniß, von ihren Töchtern Abschied nehmen zu dürfen. Sie kamen herbei. Er dankte ihnen für die Theilnahme, die sie ihm während seiner Krankheit bewiesen hätten, drang jeder von ihnen eine Aussteuer von tausend Ducaten auf, und übergab ihnen die noch übrigen fünfhundert zur Vertheilung unter die armen Nonnen der Stadt, welche mit ausgeplündert worden waren. Eben als Aller Augen von Thränen des Danks und der Freude glänzten, trat d'Aubigni herein, den Ritter abzuholen. Als er die Ursache dieser Rührung hörte, sagte er ruhig, „Ja, ja, das ist so seine Art," und diese Gleichgültigkeit war ein größerer Lobspruch für Bayard, als die lauteste Bewunderung von ganz Brescia.

Von dieser Stadt ging er in das Lager vor Ravenna, und wohnte der unglücklichen Schlacht bei, in der die Franzosen, wie wir wissen, zwar siegten, aber ihren trefflichen Anführer, den Herzog von Nemours, einbüßten. Bald darauf ging ganz Mailand verloren, die Truppen wurden zurückgezogen, und gegen die Einfälle der Spanier, Engländer und Deutschen gebraucht. So diente unser Held zuerst in Navarra, dann in Artois, und legte überall so viel Ehre ein, als von dem Rufe seines Namens zu erwarten war.

Noch immer hatte er's indessen nicht weiter, als bis zur Anführung einer Reitercompagnie gebracht, deren Einkünfte er noch dazu dem Herzog von Lothringen ablassen mußte; Ludwig XII. gab ihm zwar gegen das Ende seines Lebens den Titel eines Generallieutenants der Dauphiné, aber gleichfalls ohne Gehalt. Den letztern fügte erst Franz I. hinzu, der überhaupt bei seinem Regierungsantritt den bescheidenen Bayard mehr hervorzog, und

sich in seinem ersten Feldzuge nach Italien seines Raths vorzüglich bediente.

Oben ist erzählt, wie die zweitägige Schlacht bei Marignano dem jungen Könige den Besitz von Mailand wieder verschaffte. Am Abend des ersten Tages war Bayards Rüstung ganz durchlöchert, und zuletzt bekam noch sein Pferd einen Hieb, durch den es seine eiserne Kopfbedeckung sammt dem Gebiß verlor. Das freigewordene Thier, wild gemacht durch die Wunde, trug seinen Herrn nun unaufhaltsam mitten in einen Schweizerischen Schlachthaufen hinein, wo er seinen Tod vor Augen sah, ohne ihm entfliehen zu können. Aber das Glück wollte es, daß man ihn nicht erkannte, und dies war um so leichter, da es schon ganz finster geworden war. Endlich stand sein Pferd, nahe bei den Schweizern, unter einem breitastigen Baume still, der nach Italienischer Sitte mit Weinreben umwunden war. Er stieg vorsichtig ab, warf die schwere Rüstung von sich, ließ das müde Pferd stehen, und schlich leise nach der Seite hin, wo er seine Landsleute vermuthete. Wenn er ein Rasseln hörte, warf er sich nieder, und kroch auf den Händen fort. Nachdem er sich so im Finstern mehrere Stunden lang durch Gräben, Sümpfe und Gesträuch mühsam durchgearbeitet hatte, hörte er endlich zu seiner Freude in einiger Entfernung Frankreich! rufen. Das verdoppelte seine Anstrengung, bis er zuletzt ganz erschöpft bei den Französischen Vorposten ankam. Der Herzog von Lothringen schenkte ihm sogleich ein Pferd, Andere brachten ihm Waffen, und nach einigen Stunden erquickenden Schlafes war er wieder einer der ersten im Steigbügel.

Dieser zweite Tag entschied erst, wie oben gesagt ist, die Schlacht. Der junge König war so freudetrunken

über diesen ersten Sieg, und der herrliche Anblick so vieler Krieger, die für ihn und an seiner Seite so muthig gekämpft hatten, hatte etwas so Erhabenes und Begeisterndes für ihn, daß er in eine Art von poetischer Stimmung gerieth, und nach vielen Danksagungen gegen seine Officiere das Verlangen äußerte, hier auf dem Schlachtfelde in ihrem Kreise nach alter Art zum Ritter geschlagen zu werden. Darauf wandte er sich an Bayard, und sagte: „Ich kenne Keinen in dem Heere, der so allgemein geschätzt würde, als dieser Ritter; ich will die öffentliche Stimme in ihm ehren. Ja Bayard, lieber Freund, von eurer Hand will ich heut zum Ritter geschlagen werden, weil Derjenige, der sich in so vielen Schlachten und Stürmen immer als einen vollkommenen Ritter gezeigt hat, am meisten dazu berechtigt ist, Andere dazu zu machen." Bescheiden blickte Bayard auf die anwesenden Fürsten und Herren, und erwiederte, eine solche Ehre komme nur ihnen zu, und er werde es nie wagen, sie in ihrer Gegenwart anzunehmen. Umsonst; sie selber munterten ihn dazu auf. Noch immer zögerte er beschämt. Ein König, sagte er, sey ein geborner Ritter. „Nichts, nichts, Bayard, rief der König, ich verlange es!" — Nun wolan denn, Sire, entgegnete jener, wenn es mit einem Mal nicht genug wäre, so würde ichs tausendmal thun, um nicht dem unumschränkten Willen meines Herrn zu widerstreiten. Hierauf kniete der König nieder, Bayard zog sein Schwert, schlug ihn mit der flachen Klinge sanft auf den Nacken, und sagte dazu ganz unvorbereitet: „Sire, es sey so gut, als ob es Roland wäre, oder Oliver, Gottfried, oder Balduin, sein Bruder. Wahrlich, Ihr seyd der erste Fürst, den ich zum Ritter schlage. Der Himmel gebe, daß Ihr im Kriege nie die Flucht

nehmet." Das war die glücklichste Stunde in Franzens und Bayards Leben. Schon unter den eben gesprochenen Worten waren dem letztern die Thränen aus den Augen gestürzt; dann blickte er mit kindlicher Freude auf sein Schwert, und rief im herzlichsten Tone: „Auch du, mein lieber Degen, du bist wol recht glücklich, einem so tugendreichen und mächtigen Könige heute den Ritterschlag gegeben zu haben. Dafür will ich dich auch als Reliquie aufheben und vor allen Schwertern ehren; nie will ich dich anders führen, als gegen Saracenen und Mauren."

Nach der Besitznahme von Mailand kehrte der König nebst vielen Anderen nach Frankreich zurück. Bayard ward jetzt von dem Connetable von Bourbon, seinem Freunde, eingeladen, in Moulins, seiner Residenzstadt, ein Weilchen einzusprechen. Schon damals hatte der Connetable über den Hof zu klagen, und nun schüttete er seinen ganzen Unmuth in des wackern Freundes Busen aus, der ihm Trost einsprach, und ihm gelobte, bei einer schicklichen Gelegenheit für ihn zu sprechen. Auch Bourbon wollte ihn dadurch ehren, daß er ihn ersuchte, seinen ältesten Sohn zum Ritter zu schlagen. Wohin der treffliche Mann kam, fand er so viel Ehrfurcht, wie ein König, und so viel Liebe, wie ein Vater, und der Name Bayard hatte in Frankreich beinahe eine heilige Bedeutung erhalten.

Der Ritter brachte nun einige Jahre am Hofe zu, bis König Franz seine ersten Händel mit Karl V. begann. An einem andern Orte (Th. VII. S. 245.) ist schon erzählt, daß Franz den Grafen Robert de la Marc gegen den Kaiser unterstützt habe; Robert wurde aber für seinen unternommenen Angriff von den kaiserlichen Truppen gezüchtigt. Diese kaiserlichen Truppen wurden von einem

Grafen von Nassau und von dem berühmten Sickingen angeführt, und da sie sehr zahlreich waren, so fürchtete Franz, sie möchten wol noch etwas weiter gehen wollen, als bis an Roberts Gränzen. Die ganze Champagne stand ihnen offen, wenn sie nur erst die kleine Festung Mezieres an der Maas im Rücken hatten; diese also zu vertheidigen, mußte Franzens erste Sorge seyn. Das war ein Geschäft für Bayard. So schlecht er die Festungswerke fand, so griff er doch das Werk so lebhaft an, daß in Kurzem schon alles in besserm Stande war; und so wenig er fürs erste absah, wie ein so schlechter Ort sich gegen eine Macht von fünfunddreißig tausend Mann halten wolle, so hatte er doch guten Muth, befeuerte auch seine Leute, und rechnete auf unvorherzusehende Fälle, die demjenigen, der sie klug zu nutzen weiß, allerdings oft das unmöglich Scheinende möglich machen. Ungeachtet nun die Feinde in den ersten Tagen über fünfhundert Kugeln hinein schossen, so zeigte Bayard doch nicht die geringste Furcht deswegen, und seine Soldaten wetteiferten unter einander, ihm eine ähnliche Gesinnung zu zeigen.

Aber nicht bloß mit Tapferkeit, sondern auch mit Klugheit vertheidigte er die Festung. Folgende zwei Kriegslisten von seiner Erfindung beweisen, daß er ein eben so feiner Kopf als starker Held war. Er hatte erfahren, daß die beiden feindlichen Anführer sich veruneinigt hatten, und daß Sickingen den Grafen von Nassau in Verdacht habe, als wolle er der Franzosen absichtlich schonen. Diesen Verdacht zu nähren, schrieb Bayard einen Brief an Robert de la Marc, worin er ihm sagte, wenn der Graf von Nassau noch zu den Franzosen übertreten wolle, wie Robert ihm dazu Hoffnung gemacht, so müsse er es bald thun. Diesen Brief gab er einem dummen Bauer aus

Sedan mit, der ihn mitten durch Sickingens Posten tragen mußte. Alles ging erwünscht, der Bauer ward angehalten, und sein Brief kam richtig in Sickingens Hände. Dieser gerieth in Wuth über des Grafen vermeintes Einverständniß mit dem Feinde, und Nassau über die unverschämte Beschuldigung. Es hätte nicht viel gefehlt, daß sie beide ihre Truppen gegen einander geführt hätten. Bayard benutzte indessen ihren Zwist vorläufig dazu, eine ansehnliche Verstärkung aus Troyes einzunehmen. Dadurch wuchs die Verdrossenheit der Belagerer nur noch mehr, und beide Anführer sehnten sich herzlich nach dem Abzuge. Um sich indessen erst von dem Zustande der Festung genauer zu unterrichten, befahl der Graf von Nassau einem seiner Officiere, der einen Freund unter der Französischen Besatzung hatte, sich von diesem eine Flasche Wein ausbitten zu lassen, und den Boten abzurichten, sich bei dieser Gelegenheit ein wenig in der Festung umzusehen. Bayard, dem die Ankunft des Boten nicht entging, ließ in größter Eil eine Menge leerer Fässer mit Wasser anfüllen, und dann mußte der Officier den Bedienten seines Freundes in den Keller führen. Dieser überzeugte sich nun durch eignes Aufheben, daß die Fässer alle voll seyen, und brachte ganz treuherzig seinem Herrn diese Nachricht. Dadurch noch mehr bewegt, an einem glücklichen Erfolg zu verzweifeln, hob der Graf von Nassau sofort die Belagerung auf (Oct. 1521), und Bayard hatte die Ehre, vier Wochen lang einen Ort vertheidigt zu haben, den mancher andere Feldherr vielleicht der Vertheidigung ganz unfähig geglaubt haben würde. Die schmeichelhaftesten Ehrenbezeigungen und Danksagungen seines Königs waren sein Lohn dafür, ihm so süß, daß er Thränen der Rührung darüber vergoß, und sei-

nem Herrn gelobte, für ihn zu leben und zu sterben. Er erhielt jetzt ein Ordensband, und wurde Capitaine en chef einer Compagnie Gensdarmen.

Die folgenden zwei Jahre blieb er frei von kriegerischen Beschäftigungen, doch erwarb er sich in denselben einen andern Kranz, der ihn nicht minder schön als der Lorbeer kleidete. In Dauphiné, seiner Provinz, die er um so inniger liebte, da sie seine Heimath war, war eine solche Hungersnoth ausgebrochen, daß ganze Familien verschmachteten. Da gab er nicht nur alle seine eigenen Vorräthe her, sondern traf vermöge seiner Klugheit so schnelle und wirksame Anstalten, dem Kornmangel abzuhelfen, daß die Gefahr in kurzer Zeit vorüber ging, und auch den Aermsten wieder Nahrung verschafft wurde. Die Einwohner der Provinz trugen ihn dafür auf den Händen, und sahen ihn ungern scheiden, als der aufs Neue ausgebrochene Krieg ihn 1523 wieder nach Italien rief.

Dies war nämlich, wie oben erzählt ist, das Jahr, in welchem Franz I. zum zweiten Male ein Heer über die Alpen führen wollte, um das verlorne Mailand wieder zu erobern, wovon er jedoch nach der Entdeckung der Bourbonischen Verschwörung abstand. Der Connetable war Bayards Freund; man kann also denken, wie dieser über seinen Schritt betrübt gewesen seyn werde. Jetzt sollte er ihm gegenüber fechten, und den Mann, der Frankreichs Hort hätte seyn können, an der Spitze seiner Feinde sehen. Es ist schon gesagt, daß an des Königs Stelle der Admiral Bonnivet die Führung des Französischen Heeres übernahm. Dieser Mann, ein Günstling Luisens von Savoyen, besaß keine von den beiden Eigenschaften, welche, nach dem Ausspruch eines alten Dich-

ters, den Mann am höchsten zieren, weder eigene Weisheit, noch den guten Willen, die Weisheit Anderer zu benutzen. Die Soldaten, für die er sehr schlecht sorgte, folgten ihm nur mit Widerwillen, und seine Fehler waren so offenbar, daß der feindliche General Prosper Colonna auf den Rath Bourbons, ihn anzugreifen, antwortete, es wäre sehr überflüssig, die Truppen gegen ein Heer zu führen, welches von seinem eigenen Befehlshaber vernichtet würde. Wirklich betrug sich Bonnivet so, daß sich alle seine Officiere über seine Verkehrtheit ärgern mußten. Bayard ward in ein Dorf geschickt, in dem er gar nichts nütze war, und aus dem er sich zuletzt nur durch die Flucht retten konnte. Als im Frühling des folgenden Jahres (1524) Hungersnoth und ein klügerer Feind dem Heere so zusetzten, daß es sich nicht länger in Italien halten konnte, mußte Bonnivet mit der ganzen Macht sein Heil im Rückzuge suchen. Dieser ging durch das bekannte Thal von Aosta in Piemont, einen engen Paß, in welchem die Franzosen von dem nachsetzenden Feinde schrecklich zusammengedrängt wurden. Bayard deckte diesen gefährlichen Rückzug mit seinen Gensdarmen, und that auch hier, wie gewöhnlich, Wunder der Tapferkeit. Auf einmal kam die Nachricht, der General sey in den Arm verwundet. Der Graf von St. Pol mußte hierauf an Bayards Stelle treten, und Bayard ward zu Bonnivet gerufen. „Bayard, sagte dieser zu ihm, ihr seht, wie es um mich steht, ich kann nicht mehr. In eure Hände lege ich die Gewalt, womit mich der König bekleidet hat. Empfangt den Commandostab als Derjenige, den ich für den würdigsten halte. Macht das Unglück wieder gut, wenn ihr könnt.“ — Es ist zu spät, versetzte Bayard, aber in den Tod will ich mit Freuden

gehen. — Und wirklich ging er hinein. Indem er eine Brücke vertheidigen wollte, zu deren beiden Seiten Bourbon kaiserliche Schützen aufgepflanzt hatte, sah er seine besten Gensdarmen, von feindlichen Kugeln getroffen, von den Pferden stürzen. Auch sein liebster Freund, der Hauptmann Vaudenesse, sank neben ihm hinab. Armer Vaudenesse! rief Bayard, und in dem Augenblick erhielt er selbst einen Schuß in den Leib, der ihm den Rückgrath zerschmetterte. „O Jesus! erbarme dich!" schrie er im ersten Schmerz, stützte sich dann auf den Sattelknopf und ritt noch einige Schritte, bis er den Grafen St. Pol fand, dem er die Anführung der Gensdarmen übertrug. Dann ließ er sich von einem Edelmanne aus dem Gedränge führen, und sich vom Pferde heben. Man setzte ihn unter einem Baume nieder, mit dem Rücken an den Stamm gelehnt, und das Gesicht dem Feinde zugewendet; so wollte er's ausdrücklich haben. Jetzt waren die Franzosen alle über die Brücken gegangen, und nach ihnen kamen die Schweizer, im Dienste des Feindes. Diese Menschen, die damals allgemein den Ruf der Fühllosigkeit hatten, hörten doch nicht sobald, daß der Verwundete unter dem Baume der berühmte Bayard sey, als viele von ihnen mitleidig heran kamen, und ihm ihre Dienste anboten. Bald darauf kam auch der Connetable von Bourbon vorüber. Tief erschüttert von dem Anblick des Sterbenden, ging er auf ihn zu, und sagte mit Thränen in den Augen: „O, edler Bayard, wie bedaure ich euch!" — Mit sanfter Stimme erwiederte der Ritter: „Ach, gnädiger Herr, nicht ich bin zu bedauern, ich sterbe als rechtschaffener Mann im Dienste meines Königs. Aber ihr seyd ein Prinz von Französischem Geblüt, und habt euch gegen eure Landsleute, eure Freunde

und euren König bewaffnet." Bourbon seufzte und ritt weiter, nachdem er den Umstehenden befohlen hatte, Sorge für den Sterbenden zu tragen. Unaufhörlich zogen indeß die zahlreichen Feindesschaaren vorüber. Jetzt kam auch der treffliche Pescara, der Todfeind der Franzosen, aber der Geistesverwandte jedes großen Mannes. Der zusammengesunkene Bayard flößte ihm ein größeres Schrecken ein, als der kämpfende gethan haben würde. Er sprang vom Pferde, ergriff seine Hand, und als er sah, daß er nicht fortgetragen werden konnte, ließ er ein Zelt holen und auf der Stelle für ihn aufschlagen, und wollte den Ort nicht eher verlassen, als bis Bayard verschieden seyn würde. Bald entsank dem Scheidenden sein Schwert, dessen Gefäß er still betend wie ein Cruzifix vor sich gehalten hatte, und der feindliche General drückte ihm mit den Worten die Augen zu: „Wir haben das Muster eines wahrhaft großen Mannes, und die Franzosen einen großen General verloren."

Die Nachricht von seinem Tode bewirkte im Französischen Heere eine allgemeine Betrübniß. Jeder trauerte wie um seinen Vater. Man schickte Abgeordnete an die Sieger ab, um sich seinen Leichnam von ihnen zu erbitten, aber der Marquis von Pescara war ihrer Sorgfalt schon zuvorgekommen. Er hatte den Leichnam einbalsamiren, in einen Sarg legen und unter einer prächtigen Begleitung in die nächste Kirche tragen lassen. Von da ward er seinen Freunden verabfolgt. Der Herzog von Savoyen, durch dessen Gebiet der Leichenwagen ging, befahl, daß ihm in allen Städten fürstliche Ehre erwiesen würde; sein ganzer Adel mußte den Zug bis an die Gränze seiner Staaten begleiten. Die Einwohner der Dauphiné liefen ihm schaarenweise bis an den Fuß des Gebirges

entgegen, von welchem er herabkommen mußte, und eine halbe Meile von Grenoble nahm ihn eine feierliche Gesandtschaft aus der Stadt in Empfang, und begleitete ihn in großem Pompe in die Kirche der Minimen, wo er dem großen Altar gegenüber in die Gruft seiner Ahnen gesenkt ward.

---

10. Franz I. Gefangenschaft und Befreiung.

(1525 — 1526.)

Wir kehren jetzt wieder zur Regierungsgeschichte Franz I. zurück.

Voller Freuden, die Franzosen aus Italien verjagt zu haben, entwarfen nun die Verbündeten einen neuen Plan, Franz I. gänzlich vom Thron zu stoßen. Der Kaiser sollte Burgund bekommen, der Connetable außer seinen alten Herrschaften noch die Provence und Dauphiné nebst dem Königstitel erhalten, aber dem Könige von England lehnspflichtig seyn, der sich das ganze übrige Frankreich ausbedungen hatte. Zwar zerschlug sich dieser Plan, weil Bourbon nicht zugeben wollte, daß die Herrschaft über Frankreich wieder in Englische Hände gerathen sollte, aber der Angriff von drei Seiten kam nichts desto weniger noch in demselben Jahre zu Stande. Er lief aber schlecht ab (Th. VII. S. 248.). Erschöpft und fast vernichtet kamen besonders die kaiserlichen Truppen zurück, welche von Pescara und Bourbon nach Marseille geführt worden waren, und der König von Frankreich glaubte, keinen bessern Zeitpunct zur Wiedereroberung Mailands wählen zu können, als wenn er gleich jetzt auf frischer That die Fliehenden verfolgte, die auch in der

That in ihrem gegenwärtigen Zustande einem solchen Feinde nicht gewachsen waren. Aber es ist schon in der Geschichte Karls V. erzählt, wie unweislich Franz sich drei lange Wintermonate hindurch mit der Belagerung von Pavia abquälte, und dadurch seinen Gegnern Zeit, sich zu erholen, ließ. Ja, er beging noch die Unklugheit, eine starke Abtheilung von seinem Heere abzusenden, damit es unterdessen Neapel erobern könnte. Lannoy, der Unterkönig dieses Landes, war darüber zwar besorgt, allein Pescara rieth ihm, nicht Einen Mann nachzuschicken, weil sie schon auf dem Wege Feinde genug finden würden. Und so geschah es auch. Von dem ganzen Heerhaufen bekam kein Einziger Neapel zu sehen.

Am 24. Februar 1525 ward endlich das blutige Treffen bei Pavia geliefert, das sich, wie wir schon wissen, mit der gänzlichen Niederlage der Franzosen und mit der Gefangennehmung ihres Königs endigte. Die ganze Französische Artillerie ging verloren, und achttausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Unter diesen waren die Generale Bonnivet, La Tremouille, La Palisse und der tapfere Ludwig von Ars, Bayards liebster Gefährte. Leider hatte Bonnivet, der schon so Vieles schlimm gemacht hatte, auch an dem Unglücke dieses Tages Schuld, denn vorzüglich auf seinen Antrieb, ganz gegen den Rath aller übrigen Feldherren, hatte der König sich in die Schlacht eingelassen. Während derselben bewies er viel persönliche Tapferkeit, und gegen das Ende, da schon Alles floh, vergaß er sich so sehr, daß er noch immer um sich hieb, als wollte er allein die Schlacht gewinnen. Endlich, da er schon eine Wunde an der Stirn, eine andere an dem Arm, und noch eine in die Hand bekommen hatte, und vom Fechten ganz ermattet war, wollte er seinem Pferde

die Sporen geben, aber in diesem Augenblick ward es unter ihm erschossen. Er fiel zur Erde; zwei Spanier, die ihn nicht kannten, sprangen zu, setzten ihm den Degen auf die Brust und rissen ihm die goldne Ordenskette ab. Da kam der Herr von Pomperant herangesprengt, ein mit Bourbon zugleich entflohener Franzose, der nun dem Kaiser diente. Dieser erkannte den König, und fragte ihn, ob er sich dem Connetable ergeben wolle, der in der Nähe sey. „Was? rief der König. Dem Verräther? Eher sterben! Ist denn kein Andrer, ist Lannoy nicht bei der Hand?" Man holte ihn. Der König gab ihm seinen Degen. Lannoy empfing ihn kniend, und überreichte ihm dafür den seinigen, weil es, wie er sagte, unschicklich sey, daß ein König vor einem Unterthan unbewaffnet stehe. Dann ward er in sein Lager geführt, wo man ihm die Wunden verband. Er ward der Aufsicht des Herrn von Alarcon übergeben, der in der Folge große Vorsicht nöthig hatte, damit er nicht entkäme. Seiner Mutter schrieb er weiter nichts als die Worte: „Madame, Alles ist verloren, nur die Ehre nicht*)."

Wie nun Franz nach Madrid gebracht wurde, und dort den vom Kaiser vorgeschlagenen Frieden einging, ist in der Geschichte des Letztern (Th. VII. S. 252.) schon erzählt. Als ihm die Bedingungen dieses Vertrages vorgelegt wurden, fand er sie so hart, daß er beschloß, sich ihnen nur zum Scheine zu fügen, und wenn er erst frei seyn würde, sie nicht zu halten. Dazu ergriff er ein Mittel, welches deutlich zeigt, daß es ihm, der so viel Rühmens von seiner Ehre machte, nicht schwer wurde,

*) Der Erfolg zeigte, daß er diesen Ausspruch fast hätte umkehren können. Denn es ging durch die Schlacht bei Pavia außer der Siegesehre für Frankreich sehr wenig verloren.

sein Gewissen zu beschwichtigen. Er versammelte nämlich heimlich seine Räthe, erklärte, daß der Friede, den man ihm hier abdringe, ungerecht sey, und daß Schwur und Unterschrift unter diesen Umständen keine bindende Kraft haben könnten. Ueber diese Protestation ließ er eine förmliche Urkunde aufnehmen, und nun unterschrieb und beschwor er den Vertrag. Ja beim Abschiede, als der Kaiser ihm sagte: Jetzt, mein Bruder, da ihr nun frei seyd, sagt mir aufrichtig, ob ihr die Absicht habt, alle Puncte des Friedens zu erfüllen, — antwortete Franz: „Ich verspreche euch, daß ich keinen andern Willen habe, als den, Alles, was unter uns ausgemacht worden, zu erfüllen, und ich nehme dieses Kreuz hier zum Zeugen."

Sobald die Ratification aus Frankreich eingelaufen war, empfahl sich der König, und ritt in Begleitung Alarcons, Lannoy's und vieler Gensdarmen, der Gränze zu. Diese machte der Fluß Andaye. Als man an denselben gekommen war, zeigte sich schon der Marschall von Lautrec am gegenüberstehenden Ufer mit einer Schaar Bewaffneter zu Pferde, und mitten auf dem Strome lag eine Barke vor Anker. Auf beiden Seiten stellten sich die Reiter in eine Reihe, und dann fuhren zu gleicher Zeit, von dieser Seite Lannoy und der König, von jener Lautrec und die zwei Prinzen, die als Geiseln dienen sollten, beiderseits von acht Edelleuten begleitet, an das leere Schiff. Die Auswechselung geschah in einem Augenblick; nach einer kurzen Umarmung seiner Kinder sprang Franz in Lautrecs Fahrzeug und stieg am Französischen Ufer aus. Hier warf er sich auf ein Türkisches Pferd, schwang im Fortjagen die Hand über den Kopf, rief freudig zu wiederholten Malen: „Nun bin ich wieder König!" und eilte im vollen Jagen nach St. Jean de Luz und von

da nach Bayonne, wo ihn seine Familie und der Hof erwartete.

---

11. Fernere Kämpfe mit Karl V.

(1527 — 1544.)

Franz war, wie wir wissen, fest entschlossen, keine einzige von den zugestandenen Bedingungen zu erfüllen, und was seine Söhne beträfe, so hoffte er, wol bei Gelegenheit den Kaiser auf andere Art zu ihrer Auslieferung zu zwingen. Schon im Mai desselben Jahres trat er der heiligen Ligue bei, welche die Kaiserlichen aus Italien jagen sollte (Th. VII. S. 273.), und sein Freund, der Papst, mußte ihn von dem Madrider Eide lossprechen. Aber allen diesen Schritten mit Waffengewalt einen kräftigen Nachdruck zu geben, war der Staat jetzt viel zu erschöpft. Franz mußte also ruhig zusehen, wie des Kaisers Feldherren den Herzog von Mailand der Herrschaft beraubten, Rom plünderten, den Papst gefangen nahmen, und alle seine Bundesgenossen demüthigten. Und als er nachher mit äußerster Anstrengung 1527 doch noch ein Heer aufbrachte, das unter Lautrecs Anführung nach Italien gehen und Neapel erobern sollte, beging er abermals die Unklugheit, sein Werk nur halb zu vollenden. Er sorgte wol für die erste Einrichtung des Heeres, unterstützte es aber nachher nicht mehr, indem er auf die Hülfe der Italienischen Bundesgenossen rechnete, die er doch selbst kurz vorher in ihrer größten Noth im Stich gelassen hatte. Dann vergaß er sich gar so weit, den Freund und alten Bundesgenossen Frankreichs, den trefflichen Genuesischen Seehelden Andreas Doria, empfindlich zu krän-

ken, und ihn dadurch zu veranlassen, daß er zum Kaiser überging, und dessen Truppen in Neapel so viel Verstärkung und Vorrath zuführte, daß es diesen leicht ward, die Franzosen hinaus zu schlagen. Der Kaiser bestätigte dafür der Stadt Genua die Gerechtsame einer Republik; Doria ward Doge, und richtete die republicanische Verfassung nach dem Fuße ein, auf welchem sie bis zu den Zeiten der Französischen Revolution bestanden hat.

Das schöne Französische Heer ward nun theils von den Italienern, theils von Seuchen aufgerieben. Selbst ihr Führer Lautrec unterlag den letzteren (1528), noch im Tode die Sorglosigkeit seines Königs verwünschend. Ein anderes Heer wollte im folgenden Sommer (1529) sein Heil im Mailändischen versuchen, ward aber von Leyva auch sehr bald daraus vertrieben. Abermals besiegt und erschöpft, mußte Franz einen neuen Frieden (zu Cambray) schließen, der für ihn nur eine neue Demüthigung war (Th. VII. S. 283.). Er flüchtete zum zweiten Male zu dem verächtlichen, unwürdigen Mittel einer geheimen Protestation gegen alle öffentlich bewilligte Leistungen *). Nur die zwei Millionen Kronen bezahlte er,

---

*) Garnier, Histoire de France T. XXIV. p. 390., schiebt zwar die Schuld auf den Kanzler Duprat, drückt sich aber doch auch stark darüber aus. Il est bien vrai cependant, sagt er, que le chancelier Duprat, qui dirigeoit toutes les opérations du cabinet, et qui connoissoit beaucoup mieux les formes du palais que les maximes de l'honneur et de la saine politique, persuada au roi de protester contre ce traité, et poussa la précaution, jusqu'à faire protester de la même manière les procureurs-généraux des cours souveraines, où il devoit être enregistré; comme si ces actes furtifs pouvoient annuller des engagemens pris à la face des nations et sous le sceau de la foi publique.

um seine Söhne wieder zu bekommen, auch heirathete er nun des Kaisers Schwester wirklich.

Als das Feuer der Eifersucht einige Jahre unter der Asche geglommen hatte, brach es plötzlich mit Macht wieder hervor. Karl V. zwang den Papst Clemens VII., den er bekanntlich sehr gedemüthigt hatte, mit ihm ein Bündniß zur Beschützung Italiens gegen Frankreich zu schließen. Franz, der wol wußte, wie ungern der Papst dieses that, hoffte, um so leichter ein Bündniß, das er nicht gern sehen konnte, sogleich zu trennen; er gewann daher den Papst durch den Vorschlag einer Heirath zwischen seinem zweiten Prinzen, Heinrich, und der päpstlichen Nichte, Katharina von Medici, und diese glänzende Aussicht für seine Familie lockte den alten Mann so schmeichelnd an, daß er sich spät im Herbst (1533) zur See aufmachte, um mit dem König eine Zusammenkunft in Marseille zu halten. Der Papst hatte seine dreizehnjährige Nichte bei sich, die nun sogleich in Frankreich blieb, über welches sie nachher viel Unglück gebracht hat, was freilich damals nicht vorherzusehen war. Dann schlug Franz auch einen andern Weg, dem Kaiser zu schaden, ein. Er bot den Protestanten in Deutschland, die sich damals in der bekannten ängstlichen Spannung befanden, geheimen Beistand gegen ihn an, wenn sie ihn angreifen wollten. Ja weil doch den Österreichischen Provinzen das größte Ungemach von den Türken zugefügt ward, so trat Franz gar in ein Bündniß mit diesen, ohne sich um den Tadel seiner Zeitgenossen zu kümmern, der freilich nicht fehlen konnte, da man von dem allerchristlichsten König verlangen zu können glaubte, daß er sich nicht den Rücksichten einer eigennützigen und engherzigen Politik zu Liebe mit den Feinden des Christenthums wider den Kai-

ser verbinde, der seinen Stolz darin suchte, die dem großen Europäischen Gemeinwesen und seiner Cultur von den Barbaren drohende Gefahr abzuwenden.

Nicht minder bedenklich wurden seine katholischen Unterthanen bei seinen geheimen Begünstigungen der Deutschen Protestanten. Sie wurden gänzlich mißtrauisch gegen ihn, ob er auch selbst wol noch der Lehre der alten Kirche treu seyn möchte. Franz gerieth darüber nicht wenig in Unruhe. Er suchte sein Volk zu überzeugen, daß er jene Bündnisse bloß aus Rücksicht auf den Staatsvortheil geschlossen habe, und die Ketzer an sich so arg als die Ungläubigen hasse. Er ließ sich's auch viel Mühe kosten, von der Aufrichtigkeit dieser Gesinnungen recht deutliche Beweise zu geben. Als man einmal eine Menge ketzerischer Sätze an die Kirchthüren und auf öffentlichen Plätze angeschlagen fand, befahl er, eine feierliche Procession zur Abwendung des göttlichen Zorns anzustellen, der dem Lande deshalb erregt worden seyn könnte; ja er selber wohnte mit entblößtem Haupte und einer Fakkel in der Hand diesem Aufzuge bei; die Prinzen vom Geblüt trugen einen Baldachin über ihn, hintennach folgte der ganze Adel der Hauptstadt. Dabei rief der König öffentlich mit lauter Stimme: wenn er wüßte, daß eine von seinen Händen von der Ketzerei angesteckt wäre, so wollte er sie mit der andern abhauen, ja er würde seiner eignen Kinder nicht schonen, wenn sie sich dieses Verbrechens schuldig machten. — Dabei ließ er es nicht bewenden, sondern eine Anzahl entdeckter Protestanten öffentlich mit dem Feuertode bestrafen. Ja als ihm angezeigt wurde, daß die Nachkommen der Waldenser (ein höchst arbeitsames und friedliches Völkchen) noch immer in einigen Gegenden der Provence und in der Grafschaft Venaissin

ihr Wesen trieben, befahl er dem Parlament zu Aix, mit aller Schärfe gegen diese Ketzer zu verfahren. Zum Unglück fiel die Vollstreckung dieses Auftrags in die Hände geschworner Feinde jener armen Menschen, die sogleich eine Menge Soldaten gegen die einzelnen Dörfer anführten, viele der Unglücklichen niedermetzeln, andere mit ihren Häusern aufbrennen ließen, und sich nebenher alle Zügellosigkeiten erlaubten, die sonst doch nur in Feindes Landen verübt wurden (1545). Ein Parlamentsrath, Baron von Oppeda, trieb seinen Religionseifer so weit, daß er eine Menge schwangerer Weiber in eine Scheune sperren, ihnen den Leib aufschneiden, die Frucht herausreißen und mit Füßen zertreten ließ. Der König erfuhr diese Abscheulichkeiten zu spät, und übertrug seinem Nachfolger ihre Bestrafung, die jedoch nicht erfolgte. Den Protestanten in Deutschland aber blieben diese Vorfälle nicht lange verborgen, und mit Recht mußten sie mißtrauisch gegen einen Monarchen werden, der ihnen auf alle Weise schmeichelte, und doch ihre Brüder so grausam verfolgte.

Das Jahr 1535 war dasjenige, in welchem der Kaiser seinen berühmten Zug nach Tunis unternahm. Diese Gelegenheit wollte Franz benutzen, Mailand wieder zu erobern. Er richtete aber wiederum nichts aus, und damals (1536) war es, wo der Kaiser den Französischen Gesandten zu Rom vorhielt, wie treulos ihr Herr stets gegen ihn gehandelt habe (Th. VII. S. 312.), und dann den fruchtlosen Einfall in Frankreich that. Franz wollte seinem Gegner nichts schuldig bleiben, und erwiederte ihm die zu Rom gehaltene Rede das Jahr darauf durch ein armseliges und lächerliches Spiel mit den feierlichsten Rechtsformen, welches nur der bis zur Verblendung ge-

reizten Eitelkeit Befriedigung gewähren konnte. In einer öffentlichen Sitzung des Parlaments, bei welcher er selbst zugegen war (lit de justice), trat ein königlicher Anwalt mit einer Anklage gegen „Karl von Österreich" auf, als welcher durch seine Besitznahme von Mailand und seinen Einfall in Frankreich den Frieden von Cambray gebrochen habe, und dadurch folglich aller Vortheile dieses Friedens, namentlich der Unabhängigkeit in Flandern und Artois, verlustig geworden sey. Da er nun also wieder ein Vasall der Krone Frankreich geworden, so sey er als solcher vorzuladen, entweder in Person oder durch Bevollmächtigte in Paris zu erscheinen, und sich gegen die Anklage zu verantworten, daß er die Waffen gegen den König, seinen rechtmäßigen Lehnsherrn, ergriffen habe. Das Parlament genehmigte die Forderung, und es wurde wirklich ein Herold an die Gränze der Picardie geschickt, der den Kaiser mit den gewöhnlichen Förmlichkeiten aufforderte, an einem bestimmten Tage zu erscheinen, und als er — wie sich von selbst versteht — nicht kam, sprach das Parlament das Urtheil, daß Karl von Österreich wegen seines Aufruhrs und boshaften Ausbleibens dieser Lehen verlustig seyn, daß Flandern und Artois wieder der Krone anheim fallen, und daß dies Urtheil an den Gränzen dieser Provinzen unter Trompetenschall öffentlich ausgerufen werden sollte.

Damit aber doch ein so seltsames Verfahren nicht ganz verächtlich schiene, ließ er ein Heer aufbrechen und wirklich in Flandern und Artois einfallen. Die kaiserliche Statthalterin in den Niederlanden, die Königin Maria von Ungern, war in der That auf diesen Einfall nicht gefaßt; sie unterhandelte aber schnell mit ihrer Schwester, Franzens Gemahlin, und Franz, der kaum angefangen

hatte, Krieg zu führen, ging schon wieder, aus Mangel an Gelde, einen Waffenstillstand ein, der aber seine politischen Bestrebungen gegen Karl nicht unterbrach. Noch in diesem Jahre (1537) schloß er ein neues Bündniß mit den Türken. Er wollte in Mailand einfallen, die Türken sollten Neapel überrumpeln, und so sollte der Kaiser auf einmal um alle seine Italienischen Besitzungen kommen. Sultan Soliman hielt Wort, nnd zur bestimmten Zeit landete eine furchtbare Flotte bei Taranto, deren Mannschaft sich verwüstend im Neapolitanischen ausbreitete. Aber Franz ließ aus Mangel an Gelde seinen Bundesgenossen im Stich, der sich gegen ein Italienisches Geschwader, welches Doria befehligte, nicht halten konnte, und sich voll Unwillens über die Treulosigkeit des allerchristlichsten Königs zurückzog.

Da auch der Kaiser um diese Zeit sehr erschöpft war, so folgten nun die Zusammenkünfte beider Feinde zu Nizza und zu Aiguesmortes (1538), und die freundschaftliche Reise des Kaisers durch Frankreich nach Gent (1540), wovon im vorigen Theile (S. 318 — 320.) geredet worden ist. Bekanntlich hatte sich der Kaiser ausgebeten, daß während seines Besuchs kein Wort von Mailand erwähnt werde, aber nachdem des Königs Maitresse, die Gräfin Estampes, Franzen unaufhörlich vorgestellt hatte, daß er dem keine Treue schuldig sey, der ihn selbst (wie sie meinte) einst unköniglich behandelt habe, fing er doch einmal in einer Unterredung, bei welcher die Gräfin gegenwärtig war, im Tone des Scherzes an: „Sehen Sie, mein Bruder, diese schöne Dame? Sie ist der Meinung, daß ich Sie nicht eher aus Paris lassen soll, als bis Sie den Tractat von Madrid widerrufen haben.“ Karl, nicht wenig betroffen, doch schnell gefaßt,

antwortete in demselben Tone: „Wenn der Rath gut ist, so muß man ihm folgen," und lenkte dann gleich auf etwas anders ein. Als ihm darauf am folgenden Tage die Gräfin beim Händewaschen das Handtuch hielt, zog er einen Diamantring von großem Werthe vom Finger, und ließ ihn, wie durch Versehen, auf die Erde fallen. Die Gräfin hob ihn auf, um ihn dem Kaiser wieder zu geben, aber dieser sagte im verbindlichsten Tone: „O Madame, er ist in zu schönen Händen, als daß ich ihn wieder nehmen sollte; ich bitte, behalten Sie ihn, mir zu Liebe." — Sie nahm ihn dankend an, und seitdem war von Festhalten nicht weiter die Rede.

Niemand war über diesen raschen Wechsel der Gesinnungen erstaunter, als der Sultan Soliman. Er schien ihm höchst unnatürlich, und als der vierte Krieg ausbrach (Th. VII. S. 331.), nahm Franz in der That seine Zuflucht wieder zu den Türken, und war sehr froh, daß der Sultan noch einmal mit ihm gemeinschaftliche Sache machen wollte. Denn es kostete dem Gesandten viele Künste, ihn wiederum dazu zu bewegen, und lange mußte er den wohlverdienten Vorwurf hören, Soliman sey der Bundbrüche und der kleinen Künste nicht gewohnt, die überlasse er der Staatskunst christlicher Herren. Endlich doch überredet, hielt er treulich Wort, und sandte sogleich eine Flotte, welche die Küsten von Neapel gräulich verheerte, dann Nizza eine Weile vergeblich belagerte und zuletzt auf Franzens Einladung in Toulon überwinterte. Weil dieselbe aber doch dem Könige einen gar zu bösen Namen in der Christenheit machte, so entließ er sie im folgenden Jahre (1544), ohne einen wahren Nutzen von ihr gehabt zu haben.

So brachte Franz fast seine ganze Regierung in

fruchtlosen Versuchen hin, einen mächtigen Nebenbuhler zu demüthigen, und das Reich um einige auswärtige Provinzen zu vergrößern. Wir wissen schon, wie er 1544 in Gefahr stand, ein kaiserliches Heer gar in Paris zu sehen, und daß nur besondere Umstände den Frieden von Crepy leidlich machten. Nun aber hatte Franz noch 1545 mit Karls Verbündeten, dem König Heinrich VIII., zu kämpfen, der ihn zwei Jahre lang zur See und zu Lande heftig beunruhigte. Nach vielem unnütz verschwendeten Gelde und Menschenblut kam endlich auch mit diesem ein Friede zu Stande (1546). Mit großem Verdruß vernahm Franz die Nachrichten von den glorreichen Triumphen seines Feindes über die Schmalkaldischen Bundesgenossen, und er starb, als der Kaiser eben im Begriffe war, sich der Häupter derselben zu bemächtigen (31. März 1547). Ein ausschweifendes Leben raffte ihn schon im drei und funfzigsten Jahre seines Alters hin.

In den friedlichen Zwischenräumen seiner Regierung hatte Franz den innern Zustand seines Reichs und den Flor der Künste und Wissenschaften nicht außer Acht gelassen. Durch verschiedene Aufmunterungen, die er den Gelehrten gab, hob er den gesunkenen Glanz der Pariser Universität ungemein, und die Hörsäle, die vorher sehr leer gewesen waren, wurden nun wieder stark besucht. Er ließ tüchtige Kenner der alten Sprachen aus Griechenland und Italien kommen, und gelehrte Deutsche verbreiteten unter der Hand die neuen Aufklärungen, welche die Theologie durch Luther und Melanchthon erhalten hatte, durch ganz Frankreich. Indeß sträubten sich die meisten Theologen gegen die neuen Ansichten so sehr sie nur konnten. Die alten Professoren behaupteten vor dem Parlament, es sey um die ganze Religion geschehen, wenn

man Griechisch und Hebräisch lehre, denn dadurch müsse ja das Ansehn der Vulgata sinken. Ja sie trugen kein Bedenken, den für einen Ketzer zu verschreien, der jene Sprachen studirt hatte. Ein Mönch soll gar einmal auf der Kanzel folgenden Unsinn gesagt haben: „Man hat nun auch eine neue Sprache erfunden, die man die Griechische nennet, vor der man sich aber wol zu hüten hat, denn aus ihr entspringen lauter Ketzereien. Ich sehe in den Händen vieler Personen ein in dieser Sprache geschriebenes Buch, man heißt es das neue Testament, das ist voller Dornen und Ottern. Und was die Hebräische Sprache betrifft, so werden Alle, die sie erlernen, sogleich zu Juden."

Auch in der Gerechtigkeitspflege und im Kriegswesen machte Franz I. Verbesserungen; erst jetzt wurde das grobe Geschütz zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, daß man der alten gewaltigen Belagerungsmaschinen, Mauerbrecher u. s. w. ganz entbehren konnte. Mit der Französischen Schifffahrt hatte es bis dahin noch traurig ausgesehen. Eine königliche Seemacht war noch gar nicht da gewesen. Im Nothfall hatte der König die Barken und Galeeren der Kaufleute in Sold genommen, oder Schiffe von den Genuesern oder Portugiesen gemiethet. Erst Franz I. ließ eine beständige Flotte zum Dienste des Staats errichten. Man wagte aber noch nicht, viele Kanonen darauf zu bringen. Doch wurden nun auch schon Französische Entdeckungsreisen nach America unternommen, und Ansiedelungen, besonders in Canada, gemacht.

Fremde Künstler und Manufacturisten fanden gleichfalls in Frankreich eine ehrenvolle Aufnahme. Im Jahr 1536 legten zwei Genueser den Grund zu den nachmals so berühmten Seidenmanufacturen in Lyon. Aus Italien

wurden die berühmtesten Maler, Bildhauer und Baumeister an den Hof gerufen, um die Landsitze des Königs zu verschönern. Franz selber sah gern den Künstlern bei der Arbeit zu, und ermunterte sie durch Belohnungen und schmeichelhafte Lobsprüche. Der berühmte Italienische Maler, Leonardo da Vinci, starb in seinen Armen, und der noch berühmtere Raphael vermachte ihm den kostbaren Stein, auf welchem zwei und zwanzig Figuren geschnitten sind, ein Meisterstück der Kunst, das noch bis zur Revolution zu den Kleinodien der Krone gerechnet wurde. Auch der gelehrte Buchdrucker, Robert Stephanus, der nebst seinem Sohne und Nachfolger, Heinrich Stephanus, viele alte Schriftsteller herausgab, und sie dadurch nicht nur häufiger machte, sondern auch neben-her die Texte kritisch berichtigte, war ein Liebling des Königs, und ward oft von ihm besucht *). Lauter Dinge, die recht löblich sind, aber von vielen anderen Fürsten oft noch weit großartiger geschahen, ohne daß sie deswegen so gepriesen wurden, als der in dieser wie in anderer Hinsicht von den ruhmredigen Französischen Schriftstellern überschätzte Franz I.

---

*) Unter der Regierung des folgenden Königs wurde dieser wackere Mann genöthigt, wegen seiner protestantischen Grundsätze Paris zu verlassen, ja man verbrannte ihn im Bilde, während er als Flüchtling über die Alpen kletterte. Er pflegte daher im Scherz zu sagen, es habe ihn nie so sehr gefroren, als da er in Paris verbrannt worden sey. Von ihm rührt die Abtheilung unserer Capitelverse im neuen Testamente her. Er machte sie auf dem Pferde, auf einer Reise nach Lyon. Sein Sohn arbeitete ein Griechisches Wörterbuch in vier Folianten aus, ein Werk von ungeheurem Fleiße und außerordentlicher Gelehrsamkeit. Sein Setzer, Namens Scapula, war ein Schelm, denn während er daran setzte, machte er ganz heimlich einen Auszug in einem Foliobande daraus, der öfters gedruckt worden ist, und weit häufiger gekauft wurde.

Dieser König versprach überhaupt im Anfang seiner Regierung weit mehr, als sich in der Folge bewährte. Der Beginn seiner Laufbahn strahlt im Glanze jugendlichen Heldenfeuers und ritterlicher Tapferkeit; späterhin aber wurde er durch gänzliche Hingebung an Sinnengenüsse so schlaff, daß selbst die Unternehmungen, in welche ihn sein politischer Ehrgeiz verwickelte, ohne allen Nachdruck betrieben wurden, und durch seine Sorglosigkeit in Stocken geriethen. Im Innern des Landes hatte unter seiner Regierung tiefer Friede geherrscht; der Adel war noch von Ludwigs XI. Zeiten her eingeschreckt und mit den auswärtigen Kriegen zu sehr beschäftiget, als daß er mit Anmaßungen gegen die Krone hätte hervortreten können. Unter den folgenden Regierungen zeigte es sich jedoch, daß dieser Sinn des Adels nur eingeschlummert, nicht vernichtet war. Da dies mit den religiösen Bewegungen, welche die Reformation auch über Frankreich verbreitete, in der genauesten Verbindung stand, so müssen wir nun zuerst von dem Manne reden, dessen Lehren in diesem Lande einen so großen und folgenreichen Eingang fanden.

---

12. Johann Calvin.

(Geb. 10. Juli 1509., gest. 27. Mai 1564.)

Jean Chauvin (latinisirt Calvinus) war zu Noyon in Isle de France geboren. Ueber den Stand seines Vaters stimmen die Nachrichten nicht überein; einige machen ihn zu einem königlichen Procurator, andere zu einem Böttchermeister. Der Knabe ward mit den Kindern eines Herrn von Montmor erzogen, und mit diesen auch

nach Paris geschickt, um dort das Collegium de la Marche zu besuchen, dessen Vorsteher, Mathurin Cordier, nicht nur ein sehr gelehrter Mann, sondern auch ein sehr angenehmer und geschickter Lehrer war. Der junge, sehr fromme, stille, gehorsame und fleißige Calvin erhielt täglich die größten Auszeichnungen auf Kosten seiner Mitschüler. Schon damals mochte sich das Gefühl geistiger Überlegenheit in ihm entwickeln, welches er nachmals weder unterdrücken konnte noch wollte, das aber auch in Heftigkeit und Hartnäckigkeit überging. Eine Lateinische Disputation, in der er durch seine Lebhaftigkeit, Gewandtheit und Gelehrsamkeit aller Zuhörer Bewunderung auf sich zog, verschaffte ihm schon in seinem achtzehnten Jahre eine Pfarrstelle zu Pont l'Eveque. Eine Pfründe hatte er schon in seinem zwölften Jahre bekommen, denn so verschleuderte man damals die übermäßigen Reichthümer der Kirchen.

Indessen blieb er dieser Laufbahn nicht lange treu. Durch einen gelehrten Vetter, Robert Olivetan, zuerst mit der vollständigen Bibel bekannt gemacht, auch schon ein wenig von den Grundsätzen der neuen Reformatoren in Deutschland und der Schweiz unterrichtet, fing sein Glaube an die Wahrheit des katholischen Kirchensystems heftig an zu wanken, und dies erregte ihm eine solche Unruhe, daß er sich lange nicht zu rathen wußte. Eine Zeitlang widerstand noch immer die Liebe zu den früh eingesogenen, so lange als Wahrheit innig umfaßten Meinungen, und es kostete dem heißen Gefühle Mühe, sie als Irrthümer aufzugeben; aber dieser Kampf dauerte nur so lange, als der neue Glaube sich noch nicht ganz in reine Überzeugung verwandelt hatte. Von diesem Augenblick an war es ihm unmöglich, länger katholischer

Geistlicher zu seyn. „Ich konnte meines Herzens wegen nicht bleiben," drückte er sich späterhin darüber aus. Er legte seine Stelle freiwillig nieder, und ging nach Orleans, um die Rechte zu studiren, worein auch sein Vater, der ihm ohnehin von dieser Laufbahn mehr Ehre versprach, mit Freuden willigte.

Mit seinem gewöhnlichen Fleiße brachte er es nun auch in der Rechtswissenschaft in Kurzem unglaublich weit. Er versagte sich alle Vergnügungen, aß sehr wenig, und brachte die halbe Nacht noch über den Büchern zu; ja er verscheuchte alle seine Freunde durch seinen Studireifer, indem er es fast übel nahm, wenn ihn Jemand durch einen Besuch im Arbeiten störte. Seine Lehrer selbst erstaunten über seine raschen Fortschritte, und um ihn recht ehrenvoll auszuzeichnen, boten sie ihm die juristische Doctorwürde von freien Stücken und unentgeltlich an. Er hatte die Bescheidenheit, sie abzulehnen, weil er, wie er sagte, sich erst in Bourges unter dem berühmten, aus Italien dorthin berufenen Rechtslehrer, Andreas Alciatus, weiter ausbilden wolle.

Auf dieser Akademie war damals ein junger Deutscher, Namens Wolmar, aus Rothweil in Schwaben gebürtig, als Professor der Griechischen Sprache angestellt. Mit diesem machte Calvin bald Bekanntschaft, und er ward von demselben dergestalt für das Studium der alten Sprachen und des neuen Testaments eingenommen, daß er darüber die ganze Rechtswissenschaft in den Winkel warf, und von dem heftigen Verlangen entzündet wurde, sich als Verbreiter seiner neuen, richtigern Religionsbegriffe um die Menschheit verdient zu machen. Er fing wirklich an, auf den Dörfern in der Nähe von Bourges im Geiste der neuen Lehre zu predigen, und weil er aus

einem glühenden und überzeugten Herzen sprach, so fand er überall den lebhaftesten Beifall. Man suchte ihn auf alle Art in Bourges zu fesseln, aber der Tod seines Vaters rief ihn nach Noyon, und dann nach Paris, wo er sich sogleich an die dort befindlichen Reformirten aus Zwingli's Schule anschloß, und nicht bloß in den geheimen Zusammenkünften durch Reden ihre Herzen erbaute, sondern auch durch allerlei geistliche Schriften die Verbreitung der neuen Lehre beförderte. Schon in seinem vier und zwanzigsten Jahre hielten ihn die Reformirten zu Paris für einen Hauptpfeiler ihrer Kirche. Die Königin Margarete von Navarra, Franz I. Schwester, selbst eine heimliche Freundin dieser Partei, ließ ihn oft zu sich kommen, und unterhielt sich mit ihm über Gegenstände der Religion. Als indessen die Verfolgungen anfingen, deren in der Regierungsgeschichte Franzens erwähnt ist, konnte ihre Freundschaft ihn doch nicht schützen. Er mußte aus Paris entweichen, und reisete eine Zeitlang zu seinen Freunden umher, bei denen er predigte und Bücher schrieb. Im Jahre 1534 wagte er es zwar noch einmal, nach der Hauptstadt zu kommen, allein er mußte sie, wegen der immer zunehmenden Verfolgungen, eben so bald wieder fliehen. Ungern entschloß er sich, sein Vaterland zu verlassen, „aber, schrieb er unter andern, es mag seyn; denn verdient es die Wahrheit nicht, in Frankreich zu wohnen, so verdiene ich es noch weniger. Gern will ich das Schicksal, das sie hat, auch mir gefallen lassen."

Er kam nach Basel, wo damals der Katholicismus durch Zwingli's Lehre schon völlig verdrängt war. Auch hier fand er Freunde und Gönner in Menge, auch Lehrer, von denen er noch etwas lernen konnte. So z. B. legte er sich hier zuerst auf das Hebräische, und trieb es

mit seinem gewöhnlichen Eifer. Voll des Wunsches, seinen Überzeugungen in seinem Vaterlande mehr Eingang und höhere Billigung zu verschaffen, schrieb er einen „Unterricht in der christlichen Religion" (Institutio christianae religionis), und widmete ihn dem Könige von Frankreich, dem aber seine geistlichen Rathgeber das Buch vielleicht nicht einmal zu Gesichte kommen ließen. Es enthält dieses Werk, welches Calvin in folgenden Ausgaben immer erweiterter und verbesserter erscheinen ließ, ein vollständiges System des christlichen Glaubens nach dem von ihm aufgestellten Lehrbegriffe, und übertrifft die meisten anderen Schriften ähnlichen Inhalts an Tiefe, Scharfsinn, philosophischer Entwickelung und Kraft und Schönheit der Darstellung.

Um seinen schwächlichen, durch übertriebenes Studiren zerrütteten Körper wieder etwas herzustellen, unternahm er 1536 eine Reise nach Italien. Da er von der Neigung der Herzogin von Ferrara, einer Tochter Ludwigs XII., zur reformirten Lehre viel gehört hatte, so machte er ihr einen Besuch, und ward von ihr sehr gnädig aufgenommen. Hatte er aber im Übrigen gehofft, seinen Meinungen in Italien viele Anhänger zu erwecken, so irrte er darin sehr. Er mußte schnell entfliehen, um nur nicht der Inquisition in die Hände zu fallen. Von da blickte er wieder ein wenig in Frankreich hinein, aber auch hier erinnerten ihn die vielen für die Reformatoren errichteten Scheiterhaufen bald, an seine Sicherheit zu denken.

Er kam nach Genf (August 1536), einer Stadt, die sich seit längerer Zeit allmählig die Unabhängigkeit einer Republik verschafft hatte, und wo ein ziemlicher Aufwand getrieben ward. Die neue Lehre war dort kürz-

lich durch zwei reformirte Prediger, Wilhelm Farel und Peter Viret, verbreitet worden. Kaum hörten diese von Calvins Ankunft, als sie ihn dringend baten, bei ihnen zu verweilen, und einmal zu predigen. Er that das letztere, und mit solchem Beifall, daß nach der Predigt das Volk in großer Menge zu seiner Wohnung hinströmte, um ihm seine Zufriedenheit zu bezeigen. Er konnte sich bei diesem Anblick der Thränen nicht erwehren, und mußte Allen versprechen, am folgenden Tage noch einmal zu predigen. Das Ende war, daß man ihn gar nicht fortließ, und ihn als Prediger anstellte. Seine Amtsthätigkeit war nun ohne Gränzen. Er machte häufig kleine Reisen, um die benachbarten reformirten Gemeinen in ihrer ersten Einrichtung zu unterstützen, Lehrer zu bestellen und Streitigkeiten zu schlichten; daneben ließ er auch manches drucken; unter andern nach Luthers Beispiel einen kleinen und einen größern Katechismus. Auch Disputationen hielt er fleißig, in denen er seine Meinung mit der Hartnäckigkeit verfocht, die Männern seiner Art eigen ist, weil sie aus der Energie und Tiefe entspringt, mit welchen ihr Geist in die Wahrheit einzudringen strebt.

Daß aber ein solcher Charakter nicht verfehlen konnte, sich überall Feinde zu machen, ist begreiflich. Die Genfer wichen von den Bernern in einigen äußeren Kirchengebräuchen ab; eine zu Lausanne gehaltene Synode sprach für die Berner, und nun wollte der Genfer Rath, daß ihre Kirche sich nach denselben Einrichtungen fügte. Calvin, Farel und noch ein dritter Prediger, Corauld, widersetzten sich aber diesen Beschlüssen, und wollten die Stadt lieber meiden, als ihre Überzeugung aufgeben (1538). Calvin begab sich nach Basel und von da nach Straßburg, dessen Bürger ihn zum Prediger und Pro-

fessor der Theologie auf ihrer Universität ernannten. Er verbreitete auch hier reinere Erkenntnisse, vernünftigere Gottesverehrung und eine strengere Kirchenzucht, und erwarb sich eine Achtung, die fast an Furcht gränzte. Er wurde bei dieser Gelegenheit auch in Deutschland bekannt, indem er den Religionsgesprächen zu Worms und Regensburg beiwohnte.

Hier in Straßburg dachte er auch darauf, sich zu verheirathen. Ein Freund schlug ihm eine Wittwe, Idelette von Bure, vor. Charakteristisch ist, was er demselben zur Antwort schrieb: „Ich gehöre nicht zu der Classe von Männern, die auch das Laster küssen können, wenn es nur schön ist. Schamhaftigkeit, Redlichkeit und Sorge für meine Gesundheit, das ist die einzige Schönheit, die mir gefallen könnte. Glaubst Du mir dies von dieser Person versichern zu können, gut, so will ich drein willigen. Wo nicht, so mag es ja unterbleiben." Er fand, was er gewünscht hatte, und führte mit ihr — aber leider nur neun Jahre lang — eine glückliche, wiewol kinderlose Ehe.

Unterdessen hatte sich in Genf Vieles verändert. Die Calvinische Partei hatte wieder die Oberhand erlangt, und das Volk sehnte sich ungestüm nach den vertriebenen Predigern. Mehrmals ward er ersucht, wieder zurückzukehren, aber die Straßburger wollten ihn nicht ziehen lassen, bis er sich endlich auf wiederholtes einmüthiges Bitten des Genfer Raths und der Bürgerschaft losmachte, und im Sept. 1541 glücklich in Genf wieder ankam. Man kam ihm meilenweit entgegen, Jeder mißbilligte seine Verbannung und wollte sich von dem Antheil daran lossagen, so daß Calvin im Scherze an einen Freund schrieb: „Wenn ich den Versicherungen der Genfer glauben soll,

so hat Keiner um meine Verweisung gewußt, so müssen mich die Häuser, und nicht die Menschen dieser Stadt vertrieben haben."

Er fing nun wieder an, zu predigen, zu lehren, zu schreiben und gegen die im Schwange gehenden Untugenden zu eifern. Sein moralisches Gefühl ward schon dadurch empört, daß Jemand Zinsen nahm, oder eine Sache theurer verkaufte, als er sie selbst gekauft hatte, wenn sie nicht von ihm verbessert worden war. Um die Genfer sittlicher zu machen, entwarf er strenge kirchliche Gesetze, nach denen jede Unsittlichkeit, die vor dem dazu ernannten Sittengerichte angezeigt wurde, mit einer verhältnißmäßigen öffentlichen Kirchenbuße belegt wurde. Man kann denken, wie besonders die junge Welt sich gegen diese Tyrannei auflehnte; da indessen die alten Leute sehr viel Erbauung daran fanden, und Calvin der Mann nicht war, der ein einmal angefangenes Werk undurchgesetzt hätte liegen lassen, so ergab man sich darein, und die neue Kirchenzucht bestand wenigstens so lange, als ihr Stifter lebte, der freilich von Zeit zu Zeit noch harte Kämpfe deshalb zu bestehen hatte.

Was aber die Abneigung, die seine Strenge ihm bei Vielen zuzog, auffallend milderte, war die ungemeine Gewissenhaftigkeit, Arbeitsamkeit und Uneigennützigkeit, die auch seine heftigsten Tadler an ihm bewundern mußten. Calvin war arm, und wollte es auch bleiben. Ein Anerbieten des Raths, ihm eine Zulage zu geben, wies er mit den Worten ab: „Ich arbeite nicht um des Gewinnstes willen, den ich von Anderen haben will, sondern den man von mir haben soll." Ja als man das Anerbieten wiederholte, drohte er, keine Predigt mehr zu halten, wenn man ihm noch einmal solche Zumuthungen thun

werde. Und doch belief sich sein Gehalt nur auf funfzig Thaler, zwölf Maaß Getreide, zwei Tonnen Weins und freie Wohnung. Ja er gab sogar einmal bei einer Theurung zwanzig Thaler von dieser Einnahme ab, und unterstützte noch manchen Armen im Stillen. — Des Arbeitens war gleichfalls kein Ende. „Ich habe, schreibt er einmal, nicht so viel Zeit, des lieben Gottes Sonne außerhalb meiner Wohnung betrachten zu können, und wenn das so fortgeht, so vergesse ich am Ende noch, wie sie aussieht."

Einen guten Theil dieser Arbeit lud er sich allerdings wol selbst auf, indem er der Streitigkeiten über Sitten und Glaubensmeinungen immer mehrere anfing, und nicht zufrieden war, seine Meinungen zu vertheidigen, sondern Jeden angriff, der nur eine andere Meinung blicken ließ. Es lag ihm wie in der Natur, nichts Falsches oder Halbwahres ungeahndet durchgehn zu lassen; er mußte darüber reden und so lange streiten, bis der Gegner nachgab, und sich wenigstens durch sein Schweigen für überwunden bekannte. Da galt ihm auch kein Ansehn der Person. Ami Perrin, ein Senator und Generalcapitain in Genf, war ein unsittlicher Mensch, und Calvins heftiger Widersacher. Einst erschien er als Pathe bei einem Kinde, welches Calvin taufen sollte. Dieser weigerte sich, ihn dafür anzunehmen, und sagte laut, zu Pathen müßten nur gottesfürchtige und fromme Personen genommen werden, von denen man Hoffnung habe, daß sie für das wahre Wohl der Täuflinge würden sorgen wollen. Trotz des dadurch entstandenen Aufsehens setzte Calvin seinen Willen standhaft durch, und da sich Perrin bei dieser Gelegenheit persönlich gegen ihn vergangen hatte, so brachte er es dahin, daß derselbe gar noch von

der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen wurde, und seine Stelle im Rathe verlor.

Ein andermal hatte sich ein Gerichtsschreiber, Namens Bertelier, durch Ausschweifungen den Bann zugezogen. Er appellirte an den Rath, und dieser bewilligte ihm nach einem halben Jahre wieder den Genuß des Abendmahls. Vergebens stellte Calvin vor, daß an dem Menschen noch keine Besserung zu spüren sey; der Rath wollte bei der Gelegenheit einmal durchgreifen, um sein Ansehn über den kirchlichen Vorstand zu behaupten. Aber Calvin ließ sich einen solchen Eingriff in die geistliche Gerichtsbarkeit keinesweges gefallen. An dem Sonntage, wo Bertelier das Abendmahl genießen wollte, hielt Calvin eine kraftvolle Predigt gegen die Verächter der Sacramente, und rief mit donnernder Stimme von der Kanzel herab: „Eher will ich das Leben verlieren, als daß diese meine Hand dem Unwürdigen das Abendmahl reichen soll!“ Das machte Eindruck, man befürchtete einen Aufruhr in der Kirche, und Berteliers Freunde riethen ihm selber, wegzugehen. Aber Calvin blieb nicht auf halbem Wege stehen, sondern nöthigte den Rath zu dem Versprechen, sich künftig nie wieder in Sachen zu mischen, die vor das geistliche Gericht gehörten.

So handelte Calvin seiner innigen Überzeugung gemäß, daß den Dienern des göttlichen Wortes keine irdische Rücksicht gelten dürfe, wo es darauf ankomme, das Gute zu fördern und dem Schlimmen zu wehren. „Wenn wir Alle, schreibt er einmal darüber, unsere Meinungen verhehlen wollten, wer würde für die Lehre der Wahrheit sprechen? Wie würde die Sache Christi gewinnen? So schämt euch denn, ihr kleinen, furchtsamen Seelen, die ihr aus Furcht, das Irdische zu verlieren,

die Ehre Gottes nicht verherrlichen wollt! Nicht Ehre, nicht Macht, nicht Güter, nicht Menschengunst darf uns scheiden von der Liebe Gottes. Immer schwebe uns das Beispiel unsers Herrn vor Augen. Nie wollen wir vergessen, daß Liebe zur Wahrheit und ihre Bekanntmachung ihn seinen Feinden Preis gab, ihn tausend Kränkungen unterzog, ihn an das Kreuz brachte. Ich Schwacher kann das nicht leisten, was Er that, aber ich kann doch — und will es auch — für die Wahrheit mein Blut verspritzen."

Michael Servetus (Servede), ein Spanier, ein sehr lebhafter Kopf, hatte sich schon früh mit demselben Eifer, wie Calvin, den Sprachen und Wissenschaften ergeben, die zur Aufklärung der auch ihm früh verdächtig gemachten herrschenden Dogmatik führen konnten. Die Bibel war immer sein Lieblingsbuch gewesen, und neben dem Studium der Rechtsgelehrsamkeit und Arzneikunde hatten theologische Untersuchungen noch immer ein großes Interesse für ihn gehabt. Auch die Schriften der Kirchenväter durchforschte er mit Fleiß, und erstaunte immer mehr und mehr über die Abweichung des gegenwärtigen Christenthums von dem ursprünglichen. Eine Stelle als Schreiber bei dem Beichtvater Kaiser Karls V. gab ihm zugleich einen hellen Blick in die menschlichen Verhältnisse. Späterhin zog er nach Paris und hielt daselbst mathematische Vorlesungen, dann griff er einmal wieder die Mißbräuche der Französischen Ärzte mit scharfer Feder an; mit einem Wort, er war nicht nur ein Kopf, der viel umfaßte, sondern der auch nichts umfassen wollte, ohne es zu verbessern, und neue, eigene Ideen hinzuzuthun. In der Theologie hatte er sich ein ganz eigenes System ausgedacht, worin er besonders die Lehre von

der Gottheit Christi, so wie sie von der Kirche allgemein angenommen und auch von den Reformatoren nicht angefochten ward, bestritt, so daß er auch zu den Antitrinitariern gerechnet wird.

Seine Streitlust verwickelte ihn in mancherlei Händel, und brachte ihn endlich auch dahin, Paris zu verlassen. Er ging auf eine Zeitlang nach Charlieu, wo er die Arzneikunst ausübte, und dann nach Lyon. Hier trieb er seine theologischen Untersuchungen mit solchem Eifer, daß er mit den aufgeklärtesten Gelehrten seiner Zeit, und unter anderen auch mit Calvin in Briefwechsel trat. Aber dieser konnte sich unmöglich mit einem Manne verständigen, der in einer der wichtigsten Grundlehren des Christenthums bei einer abweichenden Meinung verharrte, und so legte der Briefwechsel nur den Grund zu einer heftigen Erbitterung zwischen Beiden.

Servet, der unterdessen nach Vienne gezogen war, hatte keinen größern Wunsch, als dem Christenthum die Gestalt zu geben, die es nach seiner Meinung ursprünglich gehabt hatte. Er hatte sich zu dem Ende schon lange insgeheim mit der Ausarbeitung eines Buchs beschäftigt, von dem er sich große Wirkungen versprach, wenn es nur mit guter Art verbreitet werden könnte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen fand er endlich einen Buchdrucker, der es 1552 unter dem Titel: „Wiederherstellung des Christenthums," heimlich druckte. Servet war darüber so voller Freuden, daß er mehrere Tage lang nichts essen noch trinken mochte. Das Buch machte allerdings Aufsehen, und ward von der Geistlichkeit überall verboten. Es wurde entdeckt, daß Servet der Verfasser sey, es erfolgte eine Untersuchung wider ihn, und er wurde ins Gefängniß geworfen. Calvin hielt es für seine

Pflicht, die gemachte Entdeckung durch die Briefe Servets, welche er in Händen hatte, zu bestätigen; ob auch die Anklage desselben, wie Einige behaupten, durch ihn angestiftet sey, ist zweifelhaft. Indeß entsprang Servet noch aus dem Gefängnisse, und machte sich eilig auf den Weg nach Italien.

Auf dieser Reise kam er durch Genf. Da er sich in einer ganz reformirten Stadt vollkommen sicher glaubte, so gedachte er, hier mehrere Tage auszuruhen. Aber kaum war seine Ankunft bekannt worden, als ihn die Obrigkeit, auf Calvins Antrieb, ins Gefängniß bringen ließ. Was Calvin zu diesem Verfahren bewog, giebt er selbst an. „Ich gestehe frei, schreibt er, es für meine Pflicht gehalten zu haben, einem mehr als verstockten und unverbesserlichen Menschen nach meinen Kräften Einhalt zu thun, und seine fernere Schädlichkeit zu hindern. Täglich verbreitet sich die Bosheit weiter, überall quellen neue Irrthümer hervor, und Personen, denen Gott die Macht dazu gab, lassen es sich nicht angelegen seyn, seines Namens Ehre zu befördern. Denn wenn die Papisten die Abweichungen von ihrem Aberglauben so heftig ahnden, so müssen sich christliche Obrigkeiten schämen, bei der Vertheidigung unerschütterlicher Wahrheiten so wenig Muth zu beweisen." — Calvin hatte die feste Überzeugung, daß von der Erkenntniß dieser Wahrheiten das Heil der Seele abhinge; er begab sich daher selbst mehrere Male in den Kerker zu dem Gefangenen, um ihn auf andere Gedanken zu bringen; als aber Alles vergeblich blieb, hielt er sich für berechtiget, anzunehmen, daß Servet ein verworfener Mensch, und bei ihm nimmermehr an Besserung zu denken sey. Gerade so urtheilte auch Theodor Beza — einer der größten reformirten Theo-

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

logen und Calvins Freund und Biograph — von Servet. Er nennt ihn ein Ungeheuer, ausgestopft mit Gotteslästerungen und Bosheiten, das den Himmel und die Erde durch seine Reden und Schriften verpestet habe.

Nachdem vorher noch das Gutachten der übrigen reformirten Kirchen in der Schweiz über Servets irrgläubige Lehren eingeholt worden war, verurtheilte ihn der Rath zu Genf wegen seiner Ketzereien, besonders wegen seiner Lästerungen gegen die Dreieinigkeit und die Kindertaufe, lebendig verbrannt zu werden. Calvin und seine Amtsgenossen bemühten sich vergebens, eine Milderung dieser grausamen Todesart zu bewirken. Servet wollte es zuerst gar nicht glauben, daß man in einer reformirten Stadt mit einem Andersdenkenden so verfahren könne, aber als man ihm die traurige Gewißheit bestätigte, verlor er vor Schrecken fast die Besinnung. Dann raffte er sich wieder auf, und berief sich auf die Gerechtigkeit seiner Sache, dann wieder flehte er um Gnade und Barmherzigkeit; umsonst. Calvin ging noch an seinem Todestage zu ihm ins Gefängniß, und suchte ihn zu bekehren. Servet betheuerte ihm dagegen mit Thränen, daß er sich durch seine Gründe nicht überzeugt fühlen könne, und bat ihn noch beim Abschiede für die etwanigen Kränkungen um Verzeihnng, die er ihm unwissend zugefügt haben könnte. Zu Denen, die bis zuletzt bei ihm blieben, sagte er: „Ich fürchte mich nicht vor dem Tode, aber ihn als ein Verbrecher leiden zu sollen, das zerreißt mein Herz. Jesu, mein Heiland und Erlöser, tröste mich, wie du einst getröstet wurdest. Der Drache, den ich bekämpfen wollte, überwältigt mich.“

Man führte ihn hierauf in zahlreicher Begleitung vor das Rathhaus, und las ihm dort noch einmal laut

mit den gewöhnlichen Gebräuchen sein Urtheil vor. Angstvoll fiel er auf seine Kniee, und bat, wie er es schon bei der Verkündigung des Urtheils gethan hatte, man möchte ihn doch nur mit dem Schwerte hinrichten. „Wenn ich geirrt habe, setzte er hinzu, so habe ich aus Unwissenheit geirrt. Meine Absicht ist nicht zu tadeln, ich glaubte die Ehre Gottes zu befördern, und meine Überzeugungen zum Vortheil der Wahrheit bekannt machen zu müssen. Habe ich aber geirrt, so erreicht ihr ja eure Absicht schon mit meinem Tode, sey auch die Art desselben, welche sie wolle." Alles war vergebens; er ward zum Scheiterhaufen abgeführt, zu welchem man unglücklicher Weise ganz frisches und feuchtes Holz genommen hatte. Sitzend auf einem niedrigen Block, und angeschlossen an einen hinter ihm stehenden Pfahl, sah er nun den Scheiterhaufen mit Mühe anzünden, und, fast gebraten an dem langsamen Feuer, das gar nicht recht auflodern wollte, quälte sich der Unglückliche über eine halbe Stunde, während er unaufhörlich schrie: „Jesu, du Sohn des ewigen Gottes, erbarme dich mein!" bis zuletzt das umstehende Volk, von Mitleid ergriffen, ihm brennende Holzbündel auf den Leib warf, die ihn endlich nach unsäglichen Schmerzen erstickten (27. October 1553).

Calvin betrieb Servets Hinrichtung ohne Zweifel aus reinen Absichten, aber der Vorwurf lastet auf ihm, daß er hier die reformirte Kirche nach dem traurigen Wahne handeln ließ, welcher Irrlehrer mit Feuer und Schwert bekämpfen will. Auch waren nicht wenige Reformirte mit diesem Verfahren unzufrieden, sie besorgten mit Recht, die Katholiken würden nun behaupten, daß sie bei ihren Verfolgungen der Protestanten nur ihre eigenen Grundsätze wider sie geltend machten. Luther hatte

über diesen Punct ganz anders gedacht, und geäußert, es sey genug, wenn falsche Lehrer von der Obrigkeit des Landes verwiesen würden. Gegen Servet war man indeß seiner Schmähungen gegen die Lehren der Reformatoren wegen so aufgebracht, daß selbst der sonst so milde Melanchthon an Calvin schrieb, er trete seinem Urtheil über Servet völlig bei, und die Obrigkeit zu Genf habe gerecht gehandelt, daß sie diesen Gotteslästerer hinrichten lassen.

Calvins Ruf hatte eine Menge Studirender nach Genf gelockt; viele Religionslehrer der reformirten Kirche waren schon von ihm gebildet worden. Im Jahre 1558 brachte er es dahin, daß der Grund zu einer förmlichen Universität gelegt ward. Beza erhielt das Rectorat, er selbst blieb Professor der Theologie. Auch durch andere Einrichtungen suchte er noch die Aufrechthaltung der Religiosität in dieser Stadt zu sichern. So z. B. wurden die Prediger angewiesen, ihre Pfarrkinder in den Häusern fleißig zu besuchen, über ihre häuslichen Angelegenheiten zu wachen, ihren Seelenzustand zu prüfen, ihnen zu rathen u. s. w. Aber er sorgte für eine Menge auswärtiger Gemeinden durch schriftliche Rathschläge nicht minder eifrig, als für die seinige, und sein Briefwechsel erstreckte sich durch halb Europa. In dieser immerwährenden Geschäftigkeit fand er sogar das erprobteste Mittel gegen seine immer zunehmende Kränklichkeit, und selbst als er nicht mehr die Feder halten konnte, dictirte er noch. Er starb endlich im fünf und funfzigsten Lebensjahre an der Auszehrung, in Gegenwart der vornehmsten Rathsherren und Prediger von Genf, und nicht minder von seinen Mitbürgern betrauert, als, achtzehn Jahre vorher, Luther von den seinigen.

13. Heinrich II.

(1547 — 1559.)

Wir kehren jetzt wieder zur Geschichte des Französischen Reichs zurück, oder vielmehr zur Geschichte der Hof-Factionen, welche sich entspannen, seitdem die Regierung in den Händen eines Mannes lag, der zwar der beste Reiter seines Königreichs war, die Regierung aber so wenig verstand und zu übernehmen Lust hatte, daß er nur froh war, als sich Leute fanden, die für ihn regieren wollten. An solchen fehlte es natürlich nicht, und die Königin, Katharina von Medici, eine boshafte, ränkevolle Italienerin, war herrschsüchtig genug, um selbst nach der Lenkung der Staatsangelegenheiten zu streben. Aber sie konnte diese Begierde erst unter der Regierung ihrer Söhne befriedigen, denn das Vertrauen ihres Gemahls besaß ein anderes, nicht minder schlaues Weib, Heinrichs Geliebte, Diana von Poitiers, Herzogin von Valentinois, eine Schönheit seltener Art, die, fast zwanzig Jahre älter als der König, doch denselben bis an sein Ende wie in einer beständigen Bezauberung erhielt.

Heinrich II. veränderte bei seinem Regierungsantritte nicht nur viele von den Einrichtungen seines Vaters, setzte dessen erste Staatsdiener ab u. s. w., sondern befolgte auch keinen von den Rathschlägen, die ihm derselbe noch auf seinem Sterbebette gegeben hatte. Unter diesen war einer der besten der gewesen, die Guisen nicht zu mächtig werden zu lassen. Claudius Herzog von Guise war der Bruder des regierenden Herzogs Anton von Lothringen. Zwei seiner Söhne haben auf Frankreichs Schicksal den entschiedensten Einfluß gehabt, der älteste, Franz, nach dem

Tode des Vaters Herzog von Guise, und der zweite, Karl, Erzbischof von Rheims und Cardinal, gewöhnlich der Cardinal von Lothringen genannt. Franz I. hatte ganz recht gesehen, daß in diesen Brüdern ein Ehrgeiz lodere, dessen Flamme man nicht sorgfältig genug unterdrücken könne, wenn nicht das königliche Haus selbst darüber in Gefahr kommen sollte. Beide besaßen Talente zum Herrschen, der ältere als Feldherr, der jüngere als Staatsmann, und beide wußten sich der Königin und der Alles geltenden Buhlerin so nothwendig zu machen, daß sie die nächsten am Throne waren. Auch der Connetable von Montmorency, den Franz I. vom Hofe verbannt hatte, erhielt eine vorzügliche Stelle im Vertrauen des neuen Herrschers.

Wir haben in der Deutschen Geschichte gesehen, wie begierig sich Heinrich in die Händel mischte, welche zwischen Karl V. und Moritz von Sachsen ausbrachen, um dem Deutschen Reiche treffliche Städte zu entreißen; daß es der Herzog Franz von Guise war, der Metz so tapfer wider den Kaiser vertheidigte, und daß dieser Krieg während Karls Regierung nur durch einen Waffenstillstand beendet wurde (Th. VII. S. 395, 401 u. 405.). Die Nachricht von diesem Stillstande war ein Donnerschlag für den Papst Paul IV., der den Kaiser mit aller Erbitterung seines heftigen Gemüthes haßte, und ein Verbündeter Frankreichs in diesem Kriege war. Er sandte seinen Neffen, den Cardinal Caraffa, nach Paris, um Heinrich zum Bruch des Vertrages zu bewegen, und mit Hülfe der Guisen und der Herzogin von Valentinois erreichte er seine Absicht. Aber Frankreich hatte in dem wieder ausbrechenden Kriege kein Glück; gegen Philipps II. Spanische und Niederländische, von dem tapfern Grafen von

Egmont angeführte Truppen ging die berühmte Schlacht bei St. Quentin (10. Aug. 1557) und eine zweite bei Gravelingen (13. Jul. 1558) verloren. Doch hatte zu Anfang des letztern Jahres der Herzog von Guiſe den Engländern, deren Königin Maria an dem Kriege ihres Gemahls Philipp Theil nahm, Calais entriſſen, nachdem ſie es zwei hundert und zehn Jahre beſeſſen hatten.

Ein Friede zu Chateau Cambreſis (1559) endigte dieſen Kampf; Frankreich und Spanien gaben ſich gegenſeitig ihre Eroberungen heraus; England ſollte Calais nach acht Jahren wieder erhalten, was indeß nie geſchehen iſt. Und damit ſchloſſen denn für eine geraume Zeit die durch Spaniens und Frankreichs Eiferſucht angefachten Kriege, die viel unnützes Menſchenblut und viel Geld, das gleichfalls beſſer hätte verwendet werden können, gekoſtet hatten. Bei der unüberlegten Verſchwendung des Königs, war der Mangel an dem letztern einmal (1552) ſo groß geweſen, daß der Hof, um die Zurüſtungen zum Feldzuge gegen Karl V. beſtreiten zu können, ſein ganzes Silbergeſchirr in die Münze ſchicken mußte, und die Bürger der „guten Stadt Paris" ermahnte, daſſelbe zu thun.

Während Heinrich II. den Proteſtanten in Deutſchland Hülfe ſandte, verfolgte er, wie ſein Vater, die Franzöſiſchen mit der größten Grauſamkeit. Unter den Urhebern dieſer Verfolgungen war ſeine geliebte Diana von Poitiers, die den Ketzern beſonders abhold war, nicht die letzte. Im Jahre 1549 wurde zu Paris ein Schauſpiel der Art gegeben, das eines Nero würdig war. Nach einer prächtigen Proceſſion in die Kathedrale begab ſich der Hof auf den Greveplatz, und ſah hier unter verſchiedenen Gerüſten Feuer angezündet, über welchen man

überführte Ketzer an Ketten, die in Rollen liefen, bald hinabließ, bald heraufzog, bald wieder hinunterließ, um ihre Qualen zu verlängern. Das Entsetzliche dieses Anblicks machte einen solchen Eindruck auf den König, daß er das Bild desselben lange nicht aus seinen Gedanken verbannen konnte.

Doch dies war nur eine vorübergehende Stimmung. Seiner Überzeugung nach war die barbarischeste Ausrottung aller Ketzer eine ganz gerechte Maßregel, und ihr Glaube das abscheulichste Verbrechen. Die Guisen, die den tapfern Obersten Andelot, der ihnen im Wege stand, gern wegschaffen wollten, redeten dem Könige unaufhörlich vor, daß derselbe auch einer von den Calvinisten sey, und durch sein Beispiel noch Viele im Heere verführen werde. Heinrich, von Natur leutselig und gegen diesen Andelot ganz besonders wohlwollend gesinnt, wünschte, daß er sich deshalb möchte rechtfertigen können, und ließ ihn sogar durch seinen Bruder ermahnen, wenn er an den Hof käme, des Königs Fragen so zu beantworten, daß man ihm nichts anhaben könne. Er erschien, und ward zur Tafel gezogen. Der König machte ihm Lobeserhebungen über seine Verdienste, fügte aber hinzu, man verbreite von ihm allerlei böse Gerüchte, in Ansehung der Religion, er möchte daher einmal öffentlich sagen, was er von der Messe halte. Andelot erwiederte mit edler Freimüthigkeit, er sey von der Gnade des Königs durchdrungen, und wolle mit Freuden tausendmal für ihn sein Blut verspritzen, auch könne Se. Majestät über seine Person und seine Güter nach Gefallen gebieten, nur in Sachen der Religion erkenne er keinen Herrn über sich als Gott, und sein Gewissen zwinge ihn zu der Erklärung, daß die Messe eine menschliche Erfindung sey, welche

Verachtung verdiene. Über diese Antwort gerieth der sonst sanfte König so in Hitze, daß er aufsprang, einen Teller auf die Erde schmetterte, und schwur, daß er den Gotteslästerer mit eigener Hand durchbohren würde, wenn er ihn nicht hätte erziehen helfen.

König Heinrich II. starb nach einer zwölfjährigen Regierung eines schmerzhaften Todes. Bei einem Turnier (seinem Lieblingsvergnügen), auf dem er schon zu allgemeiner Bewunderung viele Lanzen gebrochen hatte, forderte er zuletzt noch den jungen Grafen von Montgommery zu einem Gange auf. Die Lanze des Grafen zerbrach am Harnisch des Königs, worauf das Splitterende des Schafts ihm gerade ins rechte Auge fuhr und bis ins Gehirn drang. Erst elf Tage nach dieser schauderhaften Verwundung erfolgte der Tod (10. Jul. 1559).

---

14. Franz II.

(1559 — 1560.)

Der Dauphin Franz war sechzehn Jahre alt, als sein Vater starb. An Leib und Geiste schwach, bedurfte er weit mehr fremder Leitung, als daß er Andere hätte regieren können. Man hatte ihm eine schöne Gemahlin gegeben, die Tochter König Jakobs V. von Schottland, die nachmals so berühmt gewordene Maria Stuart. Da diese eine Nichte der Guisen war, so wurde der Einfluß dieses Hauses dadurch noch weit bedeutender. Jeder fremde sie störende Einfluß ward hinweggeschoben. Diana von Poitiers ward vom Hofe verdrängt, und ihre Verbindung mit den Guisen, denen sie unter der vorigen Regierung so eifrig gedient hatte, rettete ihr nur ihre

ansehnlichen Schätze. Eben so ward der Connetable von Montmorency auf höfliche Weise entfernt. Katharina von Medici aber, die königliche Wittwe, hatte selbst das größte Interesse dabei, sich die beiden mächtigen Brüder zu verbinden, und so wurde denn der Herzog Franz sogleich zum obersten Befehlshaber über die Heere, und der Cardinal von Lothringen zum ersten Staatsminister ernannt. Um sich mehr Sicherheit und die Gunst des Volks zu verschaffen, stellten sie die alten königlichen Diener wieder an, welche Heinrich II. entlassen hatte.

Aber je größer der Einfluß der Guisen zu werden schien, desto mehr wurde zum Widerstande gegen denselben eine andere Familie aufgeregt, welche wegen ihrer Verwandtschaft mit dem königlichen Hause auch nähere Rechte auf die Regierung zu haben glaubte. Dies war das Haus Bourbon, welches von einem nachgebornen Sohne Ludwigs des Heiligen abstammte, und jetzt das einzige, den Söhnen Heinrichs II. in männlicher Linie verwandte Geschlecht war. Von diesem Hause lebten damals drei Prinzen: Anton, durch seine Gemahlin, Johanna d'Albret, König von Navarra, Karl, Cardinal und Erzbischof von Rouen, und Ludwig, Prinz von Condé. Der erste und zweite dieser Brüder waren von einer solchen Gemüthsart, daß sie nicht viel Kühnes gegen den Hof unternommen haben würden, wenn ihr jüngster Bruder, Prinz Ludwig von Condé, nicht gewesen wäre. Die Guisen fürchteten ihn und hatten Ursache dazu, denn er war ein ehrgeiziger, unternehmender Kopf, ein feiner Hofmann und ein guter Soldat. Um sicherer zu gehen, suchte er noch andere tüchtige Männer an sich zu ziehen, die, wie er, Ursach hatten, mit dem Hofe unzufrieden zu seyn. Zu diesen gehörten besonders der geistvolle und

tapfere Admiral Coligny, dessen Bruder, der schon erwähnte Oberst von Andelot, und der alte verdiente Connetable von Montmorency, der, wie wir bereits erwähnten, seit der neuen Herrschaft gleichfalls sehr kränkend zurückgesetzt worden war.

Die Bourbonische Partei hielt fleißig Zusammenkünfte, und berathschlagte, was zu thun sey. Darin kamen Alle überein, daß die Einmischung der Weiber in die Geschäfte unleidlich sey, und daß der Platz, den die Guisen so unrechtmäßig einnahmen, ihnen entrissen werden müsse. Nur war man nicht einig, ob dies letztere mit Gewalt oder mit List geschehen solle. Coligny, ein erfahrner Mann, rieth zur Mäßigung, und meinte, man müsse die Königin Mutter zu gewinnen suchen. In dieser Absicht ward nun wirklich der König Anton von Navarra nach Fontainebleau abgeschickt, wo der Hof sich damals aufhielt. Er ward aber daselbst so kalt empfangen, daß er froh war, nur wieder unter einem erträglichen Vorwande fortkommen zu können. Nicht einmal eine Wohnung im Schlosse ward ihm angeboten, er mußte bei einem benachbarten Edelmann absteigen. Die Königin Mutter und den zum Voraus gegen ihn eingenommenen König konnte er nicht anders als im Beiseyn der Guisen sprechen, und die erstere wußte ihm durch allerhand Versprechungen und Versicherungen Hoffnungen zu machen, die sie nicht erfüllen wollte.

Diese neue Beleidigung erbitterte die Bourbons noch mehr. Der Prinz von Condé war nun gleich für gewaltsame Maßregeln, Coligny noch immer nicht. Aber er machte den Vorschlag, sich mit den Protestanten zu verbinden, und die Sache der Religion mit dem Staatsvortheil der Bourbons zu vereinigen. Dies fand Beifall.

Die Reformirten, deren Anzahl in Frankreich sich seit Franz I. Regierung außerordentlich vermehrt hatte, wurden auch jetzt auf das heftigste verfolgt. Man stellte dem schwachen Könige vor, er könne den letzten Willen seines Vaters gar nicht besser erfüllen, als wenn er alle diese Ketzer rein ausrotte. So erschien denn ein Edict, in welchem den Reformirten ihre gottesdienstlichen Versammlungen bei Lebensstrafe untersagt wurden. Bei jedem Parlament wurde eine besondere Kammer eingerichtet, die sich bloß mit der Aufsuchung und Bestrafung der Protestanten beschäftigte. Man nannte diese Kammern Feuerkammern (chambres ardentes), weil sie die jenem königlichen Befehl Ungehorsamen ohne Barmherzigkeit zum Scheiterhaufen verdammten. Ein gewisser Inquisitionsrath Mouchi warb ganze Banden von Kundschaftern, die nach ihm Mouchards genannt wurden. Diese durchsuchten die abgelegensten Örter, und sagten die schändlichsten Dinge von den Reformirten aus, die dann einen schmählichen Tod leiden mußten. Unter den Schlachtopfern dieser Zeit verdient der Parlamentsrath Annas du Bourg genannt zu werden, einer der redlichsten Männer, der seines Glaubens wegen, den er muthig bekannte, auf dem Blutgerüste enden mußte.

Unter solchen Umständen konnte es wol einer Anzahl entschlossener Männer nicht schwer fallen, ganze Heere von Menschen zusammen zu bringen, die sich für die Freiheit ihrer Religion mit Freuden bewaffneten. Es wurden Schriften ausgestreut, in welchen die Guisen als die Urheber aller Religionsbedrückungen angeklagt, und alle Reformirten aufgefordert wurden, gegen diese unrechtmäßigen Handhaber der höchsten Gewalt in Masse aufzutreten, und Alle für Einen zu stehen. So wurde Al-

les zu einem Bürgerkriege vorbereitet, nur wünschten die Bourbons doch, ihren Namen nicht so öffentlich zu dem Aufruhr herzugeben, und daher sandten sie geringere Parteihäupter aus, die in ihrem Namen ganz im Stillen in den Provinzen werben mußten.

Eines dieser Parteihäupter, der Hauptmann La Renaudie, ein sehr entschlossener Mann, ward hierauf an die Spitze einer Verschwörung gestellt, die nichts Geringeres zur Absicht hatte, als den ganzen Hof in Blois, seinem Sommeraufenthalte, zu überfallen, die Guisen entweder zu tödten oder in feste Verwahrung zu nehmen, die Königin Mutter ganz von den Regierungsgeschäften zu entfernen, und dem Könige eine gänzliche Veränderung des Staatsraths abzutrotzen. Die Anstalten dazu waren trefflich gemacht; nur hatten sie nicht ganz geheim bleiben können vor der schlauen Wachsamkeit der Königin Mutter und des Herzogs von Guise, und eben als La Renaudie von Nantes aus nach Blois ziehen wollte, hörte er, daß der Hof diesen Ort schnell verlassen und sich nach Amboise begeben habe. Hier traf der Herzog von Guise schnell die nöthigen Maßregeln zur Abwehrung eines Überfalls, benutzte aber zugleich die Gelegenheit, sich mit einer großen Macht bekleiden zu lassen. Er stellte dem bestürzten Könige absichtlich die Verschwörung bedeutender vor, als sie war, und brachte ihn so dahin, daß er ihn zum Generalstatthalter des Reichs ernannte. Die Königin Mutter, welche dieses nicht wünschte, gab es doch zu, da sie gegen das Unternehmen der Verschwornen keine andere Rettung sah.

Diese, die nicht ahnten, daß ihr Vorhaben entdeckt war, rückten auf Amboise los. Ihr Plan hatte darin bestanden, daß eine Anzahl von ihnen unbewaffnet zu

dem König gehen und um Religionsfreiheit bitten sollte. Nachdem sie, wie vorauszusehen war, eine abschlägige Antwort erhalten haben würden, sollten sie sich zurückziehen, und dann die Bewaffneten, welche aus allen Provinzen heranrückten, heimlich und versteckt aus ihrem Hinterhalte hervorbrechen. Allein dieser Plan war nun vereitelt. Nachdem jene Unbewaffneten sich zurückgezogen hatten, überfielen die königlichen Truppen die einzelnen Haufen in ihrem Hinterhalt und nahmen sie gefangen. Der kühne La Renaudie rückte mit dem Rest bis nach Amboise, verlor aber ein Treffen und sein Leben (1560).

Der Hof wußte recht gut, welchen Antheil die Bourbonische Partei an diesen Händeln, die bloß äußerlich auf Rechnung der Hugenotten *) kamen, gehabt hatte. Aber gleich jetzt Gewalt gegen sie zu brauchen, schien nicht zweckmäßig, auch waren, mit Ausnahme des Prinzen von Condé, alle übrige bedeutende Glieder dieser Partei entfernt. Um sich dieser zu bemächtigen, schien verstellte Freundlichkeit das sicherste Mittel. Es wurde daher eine Versammlung der Großen nach Fontainebleau ausgeschrieben, mit dem Vorgeben, daß der Hof die Meinungen über die sichersten Mittel, die Unruhen beizulegen, vernehmen wolle. Die Provinzen sowol als die Person des Königs waren durch Truppen beschützt, um gewaltsame Versuche unschädlich oder unnöthig zu machen.

---

*) Dieser Name, mit dem man in Frankreich die Reformirten bezeichnete, war zuerst in Tours aufgekommen. Hier hatte man ein Mährchen, der König Hugo spuke des Nachts umher, und da nun die am Tage scharf beobachteten Reformirten ihre Zusammenkünfte des Nachts anstellten, so nannte man sie spottweise in Beziehung auf jene Sage Huguenots, Nachtgespenster. Andere sagen, die Benennung rühre von den Orten ihrer ersten Versammlungen zu Nantes her.

Aber die Furcht vor dieser Übermacht hielt den Prinzen von Condé ab, der Versammlung beizuwohnen. Auch war der König von Navarra nicht zugegen; der Admiral Coligny, der erschienen war, las eine Bittschrift der Hugenotten ab, mit dem Zusatz, daß hundert und funfzig tausend Menschen bereit wären, dieselbe zu unterschreiben. Aber er erreichte dadurch weder seine Absicht, bei dem Herzog von Guise Furcht zu erregen, noch bewirkte er mildere Gesinnungen für die Reformirten. Es wurde der Beschluß gefaßt, der übrigen Staatsangelegenheiten wegen zu Orleans die Reichsstände zu versammeln. Hier wollte man den Hauptstreich gegen die Bourbons ausführen, nachdem man Briefe aufgefangen hatte, durch welche sowol die Pläne dieser Partei gegen die Guisen, als ein Entwurf Condé's, sich Lyons zu bemächtigen, verrathen worden waren. Die Bourbons trugen zwar anfangs Bedenken nach Orleans zu kommen, aber der Hof, dessen Absichten durch dieses Ausbleiben vereitelt worden wären, wandte Alles an, sie dazu zu bewegen. Auf einer Versammlung der Stände, hieß es, könnten die nächsten Prinzen des königlichen Hauses unmöglich fehlen, ohne sich ihre Rechte zu vergeben. Dazu kamen die Versicherungen des gutmüthigen und leichtgläubigen Cardinals von Bourbon von den wohlwollenden Gesinnungen des Königs und der Königin Mutter, durch welche sich zuerst der König von Navarra überreden ließ, dann auch der Prinz von Condé, der den Rest seines Mißtrauens durch die Voraussetzung beschwichtigte, daß man im äußersten Fall das königliche Blut schonen würde. So begaben sich denn die Prinzen nach Orleans; auch Coligny, der bei seinen Unternehmungen so zu Werke gegangen war, daß man ihm nichts anhaben konnte. Sie wurden

aber nicht wenig überrascht, als sie die Stadt voll von kriegerischen Zurüstungen fanden, und gleich bei der ersten Zusammenkunft mit dem Könige wurde der Prinz von Condé gefangen genommen. Der König von Navarra wurde nur sorgfältig bewacht. Katharina von Medici wandte alle Künste der Verstellung an, um ganz schuldlos zu erscheinen, und zugleich den Haß, den ein solches Verfahren erzeugen mußte, auf die Guisen fallen zu lassen.

Das Rechtsverfahren ward indeß, trotz des beständigen Widerspruchs Condé's dagegen, eingeleitet, und diesem Prinzen, als einem Majestätsverbrecher, der Tod zuerkannt. Die Guisen, welche diese Entscheidung herbeigeführt, und versichert hatten, daß man mit diesem Einen Schlage das Haupt der Ketzer und der Rebellen abschlagen könne, wollten nun noch gern den König von Navarra, dem man aber doch nichts so Strafwürdiges Schuld geben konnte, und den Admiral in dasselbe Schicksal verwickeln, als der plötzliche Tod des erst achtzehnjährigen Königs (5. Dec. 1560) der ganzen Lage der Dinge eine andere Wendung gab. Die Königin Mutter und die Guisen waren so bestürzt, daß sie nicht einmal für ein ordentliches Leichenbegängniß sorgten. Nur zwei Hofmeister des Königs und der blinde Bischof von Senlis begleiteten den Leichnam nach St. Denis, dem Begräbnißort der Könige, und so wenig man auch den Verstorbenen geachtet hatte, so übel deutete man doch den Guisen diese unanständige Vernachlässigung.

Franz II. hinterließ keine Kinder; sein nächster Bruder Karl, der Thronfolger, war ein zehnjähriger Knabe. An eine Beendigung der herrschenden Spannungen war also nicht zu denken, vielmehr füllen sie die ganze Zeit aus, wo Karl den Namen eines Königs geführt hat.

15. Karl IX.

(Reg. 1560—1574.)

Die Guisen hatten zwar bei der Königin Mutter darauf gedrungen, daß man in der Verwirrung, die des vorigen Königs Krankheit und schneller Tod herbeiführte, den Prinzen Condé hinrichten lassen möchte; aber Katharina bedachte, daß es doch rathsamer seyn würde, zur Hemmung der gar zu großen Macht der Guisen, der sie am Ende selbst unterliegen würde, dem Prinzen das Leben zu erhalten, um sich seiner im Nothfalle als ein Gegengewicht bedienen zu können, und so, in der Mitte zwischen zwei kämpfenden Parteien, die Zügel der Regierung selbst zu führen. Nur war es eine schwere Aufgabe, die Bourbonische so erbitterte Partei zu gewinnen, ohne den Guisen verdächtig zu werden, deren Freundschaft sie doch nicht aufgeben durfte. Indeß gelang es ihr, nachdem der Cardinal von Lothringen sich am meisten dagegen gesträubt hatte, eine Aussöhnung zu Stande zu bringen. Der König von Navarra verlangte zwar Vertreibung der Guisen und Gestattung der Religionsfreiheit für die Hugenotten, aber Katharina brachte es dahin, daß er sich mit der Versicherung begnügte, sie wolle heimlich und nach und nach Beides erfüllen, obschon es ihr damit keineswegs Ernst war, weil sie alsdann ihren eignen Zwecken entgegengewirkt, und die Bourbons zu mächtig gemacht haben würde.

Da unter den Bedingungen der Aussöhnung mit dem Könige von Navarra auch die Lossprechung des Prinzen von Condé war, so geschah diese, indem das Urtheil vom Parlamente feierlich für nichtig erklärt wurde. Der Kö-

nig von Navarra ward zum Generalstatthalter des Reichs ernannt, der Cardinal von Lothringen behielt die Aufsicht über die Finanzen, den Namen der Regentin führte Katharina, die zugleich den Connetable von Montmorency, der auf den Wunsch des Königs von Navarra an den Hof zurückgeholt ward, durch ihre schlauen Künste ganz für sich gewann; er versprach zwischen beiden Parteien neutral zu bleiben, und nur dem jungen Könige zu dienen.

Wer konnte aber wol von einer solchen Vereinigung Ruhe erwarten? Die Guisen fanden sich beeinträchtigt, der Prinz von Condé suchte Rache, das reichte schon hin, neue Zerrüttungen hervorzubringen. Beide Parteien bemüheten sich um den Connetable von Montmorency. Die Bourbonische rechnete auf die Verwandtschaft, die andere auf seine feste Anhänglichkeit an den katholischen Glauben.

Die Königin Mutter befand sich in einer nicht geringen Verlegenheit, da der König von Navarra immer mehr auf die Erfüllung der beiden geheimen Artikel drang. Die Guisen fingen schon an, mißtrauisch gegen sie zu werden; sie versteckten aber ihre Leidenschaften hinter den katholischen Glauben, und nahmen den Schein an, bloß für diesen zu kämpfen. Dadurch lockten sie auch den Connetable von Montmorency auf ihre Seite, und es entstand ein Bündniß zwischen diesem, dem Herzog Franz von Guise, und dem reichen und tapfern Marschall von St. André, welches man das Triumvirat nannte. Desto lauter glaubte sich jetzt die Gegenpartei erklären zu müssen, und der König Anton überreichte auf Anstiften des Admirals von Coligny eine Bittschrift der Protestanten, welche dem Staatsrath vorgelegt wurde. Dieser Schritt hatte ein Edict zu Folge (Jul. 1561), worin zwar die Verfolgungen der Reformirten verboten, aber auch den

letzteren alle öffentliche und geheime Zusammenkünfte untersagt wurden. Um den Admiral, der mit diesem Befehle sehr unzufrieden war, zu besänftigen, schlug Katharina ein Religionsgespräch vor. Es kam wirklich zu Stande, und wurde im September 1561 in Gegenwart des Hofes und einer glänzenden Versammlung von Großen, weltlichen und geistlichen Standes, zu Poissi gehalten, blieb aber, wie alle Gespräche dieser Art, ohne Erfolg. Hauptunterredner von Seiten der Reformirten war der berühmte Beza, Calvins Amtsgenosse. Durch seine Äußerung: „daß Christi Leib vom Brot und Wein im Abendmahl so weit entfernt wäre, als der höchste Himmel von der Erde," brachte er die Gegner in den äußersten Zorn. Im Laufe des Gesprächs kam ein päpstlicher Legat, und in seiner Begleitung der Jesuitengeneral Lainez nach Poissi. Der letztere nannte die Protestanten Schlangen, Affen, Füchse und Wölfe, und meinte, es sey genug, sie an das Tridentinische Concilium zu verweisen. Er erklärte, daß es Verwegenheit gegen Gott sey, den Ketzern freie Religionsübung zu verstatten, und höchst unvorsichtig, solche Gespräche in Gegenwart von Personen halten zu lassen, die leicht verführt werden könnten. Auf diesen Wink ließ Katharina den jungen König nie wieder einer Disputation beiwohnen, welches doch vielleicht viel Unglück verhütet hätte; denn dieser Karl, der so streng im katholischen Glauben auferzogen wurde, war ein sehr offener, lebhafter Kopf, der sich gern unterrichtete und einen feurigen Ehrgeiz besaß, recht ausgezeichnet und nach seiner besten Einsicht zu handeln.

Die Guisen sahen, daß, wenn ihre Entwürfe gelingen sollten, die Verbindung zwischen Katharina und dem Könige von Navarra aufgehoben werden müsse. Und

in der That gelang es ihnen, den schwachen König Anton durch glänzende Vorspiegelungen dahin zu bringen, daß er der reformirten Partei und seinen eignen Brüdern untreu ward, und zu den Triumvirn übertrat. Die Königin war darüber nicht wenig erschrocken, und um dieser Macht das Gleichgewicht zu halten, verband sie sich ihrerseits mit dem Prinzen von Condé und dem Admiral. Eine Frucht dieses Bündnisses war ein im Januar 1562 erlassenes Edict, in welchem zwar den Hugenotten befohlen ward, den Katholiken die Kirchen, deren sie sich in den Städten bemächtigt hatten, zurückzugeben, zugleich aber erlaubt, ihre Versammlungen in den Vorstädten und an anderen Orten zu halten, bis eine allgemeine Kirchenversammlung die streitigen Puncte entschieden haben würde.

Unter diesen Umständen war den Guisen daran gelegen, die Spannung zwischen Katholiken und Reformirten zu erhöhen, und je eher je lieber den tödtlichen Haß, der Beide befeuerte, zum Ausbruch kommen zu lassen, ehe sich die Hitze abkühlte. Dazu gab eine Reise, welche der Herzog Franz von Guise nach Paris machen wollte, um daselbst mit dem Könige von Navarra gemeinschaftlich zur Vertreibung des Prinzen von Condé aus dieser Stadt zu wirken, Gelegenheit. Auf dem Wege kam er mit einem zahlreichen Gefolge durch Vassi, eine kleine Stadt in Champagne, wo eben die Hugenotten in einer Scheune ihren Gottesdienst hielten. Einige von seinen Leuten, die sich der Versammlung genähert hatten, fingen mit den Hugenotten Händel an; es kam vom Schimpfen zum Schlagen, dem Herzog selber flog ein Stein ins Gesicht, und dies erbitterte seine Leute so, daß sie Alles niederhieben, was sich ihnen widersetzte. Gegen

sechzig Menschen wurden getödtet, noch weit mehrere verwundet, unter denen auch der Prediger war; in der Scheune ward Alles umgekehrt, die Kanzel, die Bänke zerbrochen, die Bibel zerrissen. Als darauf der Herzog den Richter des Orts vor sich kommen ließ, und ihm einen scharfen Verweis gab, daß er diese Zusammenkünfte erlaubt habe, und der Richter sich auf das Edict vom Januar berief, legte Guise zornig die Hand an den Degen, und sagte: „Dieser soll das verfluchte Edict zerhauen!"

Die heftigen Katholiken jauchzten über diese That, und priesen den Herzog als den wahren Helden ihres Glaubens. Durch diese Huldigungen noch mehr aufgeregt und zuversichtlicher gemacht, wollte sich nun Guise mit Einem Streiche von seinen Nebenbuhlern befreien, und die Königin Mutter vom Könige trennen. Diese sah die Gefahr, und floh mit dem jungen Könige nach Fontainebleau; Condé verließ Paris, um Truppen zusammen zu ziehen. Aber noch ehe er mit seiner Rüstung zu Stande kam, eilte Guise mit den übrigen Triumvirn und einer Schaar bewaffneter Reiter dem Hofe nach; sie traten zu der Königin Mutter ins Zimmer, sagten ihr ohne Umstände, sie suchten den König, und stellten ihr frei, ob sie ihnen folgen, oder anders wohin gehen wolle. Da Gegenvorstellungen von Seiten Katharinens nichts fruchteten, so thut sie, was sie eigentlich nicht wollte, mit der Leichtigkeit, mit welcher sie sich jeder Lage anzupassen wußte. Sie steigt mit dem Könige zu Pferde, und benachrichtigt noch heimlich den Prinzen von Condé von dem, was geschehen ist, und was geschehen muß. Der junge König weinte vor Angst über die ungewohnte Behandlung so heftig, als ob er ins Gefängniß gesperrt werden sollte. Man kam eilig nach Vincennes, und dann

nach Paris. Die Triumvirn machten bekannt, daß Alles geschehen sey für das allgemeine Beste, und bedienten sich zu allen ihren Unternehmungen des königlichen Namens. Katharina, von den Bourbons im Stich gelassen, mußte sich alle Verfügungen der Guisen gefallen lassen, wenn sie nur am Hofe bleiben wollte, und so konnten diese sie nicht vertreiben, so gern sie's auch gethan hätten.

Der Connetable von Montmorency ließ bei dieser Gelegenheit seinem Hasse gegen die Reformirten freien Lauf. An der Spitze von Soldaten brach er in ihre Versammlungshäuser zu Paris ein, jagte die Prediger fort, und ließ die Predigtstühle, Altäre und Bänke verbrennen, eine Heldenthat, die ihm den Spottnamen Capitaine Brûle-banc zuzog.

---

16. Die drei ersten Bürger- und Religionskriege.

(1562 — 1570.)

Die glänzenden Vortheile, in deren Besitz sich die Guisen jetzt befanden, hatten sie nur durch ihre Schnelligkeit dem Prinzen von Condé aus den Händen gewunden. Mit dreitausend Reitern war dieser schon bis nach Fontainebleau gekommen, als er mit Verdruß hörte, was geschehen war. Er berathschlagte darauf mit dem Admiral, was zu thun sey, nachdem die Sachen so weit gediehen. Endlich rief er aus: „Es ist einmal geschehen! Wir sind schon so tief im Wasser, daß wir entweder durchschwimmen, oder ersaufen müssen." Er flog nach Orleans, welche Stadt er sich schon vorher zum Waffenplatze ausersehen hatte, und lud alle seine Anhänger dahin ein. In öffentlichen Rechtfertigungsschriften erklärte

er, seine Absicht sey bloß, den gefangenen König und dessen Mutter aus den Händen der Triumvirn zu reißen. Diese erklärten dagegen wieder im Namen des Königs, der König sey nicht gefangen, jener aber sey ein Rebell, dem kein rechtschaffener Franzose beistehen müsse. Die Königin erließ nach dem Willen des Staatsraths Briefe, in welchen versichert ward, daß sie und der König in dem Genuß vollständiger Freiheit wären.

So wurde denn zu den Waffen gegriffen. Beide Parteien warben Truppen, suchten die Städte des Reichs auf ihre Seite zu bringen, sahen sich in Deutschland nach Bundesgenossen um. Condé gewann sogar die Englische Königin Elisabeth für sich; doch mußte er ihr versprechen, ihr Calais wieder abzutreten, und, da dieser Ort jetzt noch in der Feinde Gewalt war, ihr unterdeß Havre de Grace einzuräumen; Bedingungen, welche bei dem stets wachen Nationalhaß zwischen England und Frankreich, Viele von Condé's Anhängern aufbrachten, und es auch Katharinen nothwendig machten, sich nun ganz an die katholische Partei anzuschließen. Der Admiral Coligny und seine Anhänger wurden für Rebellen erklärt. Des Prinzen von Condé erwähnte man nicht, als ob er von Jenen wider seinen Willen festgehalten werde.

Für die Reformirten erklärten sich viele Städte, fast die ganze Normandie und der beste Theil des Französischen Adels. An allen Orten brach das Kriegsfeuer aus, und die Parteien griffen einander mit aller der unmenschlichen Wuth an, welche Religions- und Bürgerkriege so furchtbar macht, und uns in ihnen kaum noch die Menschheit erkennen läßt. Die Protestanten schändeten die katholischen Kirchen und die Klöster, verstümmelten die Bilder darin, und brandschatzten die reichen Priester auf das

härteste. Die Katholiken hauseten noch weit schlimmer. Die Jahrbücher einzelner Französischer Städte sind voll von den unmenschlichsten Grausamkeiten, die in dieser Periode verübt worden sind. Ganze Besatzungen, die sich ergeben hatten, wurden dennoch niedergehauen, Anführer und Reiche grausam gefoltert, Weiber und Mädchen mit viehischer Wuth geschändet, Kinder zerfleischt, Greise langsam zu Tode gemartert. Zu Tours wurde der Präsident an einen Baum geknüpft, und ihm die Eingeweide aus dem Leibe gerissen. Schwangere Weiber zog man nackt aus, schlitzte ihnen den Leib auf und schmetterte die Kinder auf die Erde, oder warf sie den Hunden zu fressen vor. Zu Castres schund ein Henkersknecht fünf Männer lebendig, und fraß ihre Lebern. Zu Agen wurden Fünfhundert aufgehängt, zu Cahors verbrannte man beinah eben so viele. Zu Troyes ließ ein Procurator seinen eigenen Sohn aufhängen; ein Bruder ließ seine Schwester verbrennen und ihr zuvor noch brennenden Speck auf die Haut träufeln. In der ganzen Provence hörte man nichts, als die abscheulichsten Mordgeschichten und Grausamkeiten. Über funfzehnhundert Menschen wurden zu Tode gemartert, geblendet, bei den Händen oder Füßen aufgehängt, an Pferdeschweifen geschleift, gesteinigt, ja in Kalköfen geworfen, oder lebendig begraben. Die losgelassene thierische Wuth freute sich ihrer Triumphe, da außer der Befriedigung rachsüchtiger Wuth noch die Überzeugung mitwirkte, daß Alles zur Ehre Gottes geschehe.

Nachdem Condé's Plan, die Royalisten zu überfallen, mißglückt war, rückten diese, durch Schweizerisches Fußvolk und durch Deutsche Reiterei verstärkt, dem Scheine nach auf Orleans los, wandten sich aber dann sogleich auf Blois und Tours, welcher beiden Städte sie

sich bemächtigten. Eben so nahm der Marschall St. André die Stadt Poitiers, ohne vielen Widerstand zu finden. Auch Bourges ward von den Königlichen eingenommen, wodurch sie Orleans von aller Hülfe abgeschnitten hatten. Nun sollte diese Stadt belagert werden; doch die Königin Katharina, die sich selbst im Lager befand, und der König von Navarra waren der Meinung, daß man sich der Engländer wegen zuerst gegen Rouen wenden müsse. Die Belagerung dieses Ortes wurde auch wirklich begonnen, und während derselben der König Anton von Navarra erschossen, ein Fürst, dessen Gemüthsart nicht für diese Händel gepaßt hatte. Im October 1562 mußte sich Rouen ergeben. Auch hier ging es nicht ohne Grausamkeiten ab, und namentlich wurden alle reformirten Prediger zum Tode verurtheilt. Zur Vergeltung ließ man in Orleans zwei geistliche Parlamentsräthe aufhängen.

Condé, durch einen Heerhaufen Deutscher Truppen verstärkt, die ihm Andelot zugeführt hatte, wollte nun Paris überfallen; allein weil er sich auf dem Wege aufgehalten hatte, waren ihm die Königlichen zuvorgekommen und hatten sich schon in die Stadt geworfen. Der Admiral rieth jetzt, lieber nach der fruchtbaren und reichen Normandie zu ziehen, und, durch Englische Hülfe verstärkt, dann etwas gegen die Königlichen zu wagen. Es geschah, aber bei Dreux wurde das Heer des Prinzen von dem durch Spanische Truppen verstärkten katholischen eingeholt, und es kam gleich zur Schlacht. Der Admiral hatte durch seine Geschicklichkeit die feindliche Reiterei schon in die Flucht geschlagen, aber das Schweizerische und Spanische Fußvolk in dem Heere der Katholiken focht so tapfer, daß Condé nicht nur die Schlacht noch verlor, sondern auch selbst gefangen ward. Als man

ihn vor den Herzog von Guise brachte, nahm ihn dieser nicht nur mit aller seinem Stande gebührenden Achtung auf, sondern speisete auch mit ihm an einer Tafel, und da sich in der Verwirrung nach dem Treffen nicht mehr als ein Bett in des Herzogs Quartier befand, so schliefen sie sogar beisammen. Der Marschall St. André ward getödtet, und der Connetable von Montmorency war den Hugenotten in die Hände gefallen.

Guise wandte sich nun nach Orleans, dem Hauptort der Hugenotten, der von Andelot tapfer vertheidigt ward. Die Belagerung ward mit Eifer betrieben, und schon waren die Vorstädte mit vielem Blutvergießen erobert, als ein unerwarteter Vorfall alle Hoffnungen der Guisischen Partei niederschlug. Ein junger Calvinistischer Edelmann aus Angoumois, Johann Poltrot von Merey, war von einem so falschen Religionseifer ergriffen, daß er es für verdienstlich hielt, das Haupt der Katholiken, auf welche Art es sey, aus dem Wege zu räumen. Er nahm also die Gelegenheit wahr, da der Herzog am 18. Februar 1563 Abends unter schwacher Begleitung nach seinem Quartier zurück ritt, und schoß ihm drei vergiftete Kugeln durch die Schulter, worauf sechs Tage nachher erst der Tod erfolgte. Das Parlament verurtheilte diesen Schwärmer, der bald nachher auf der Flucht ertappt ward, mit glühenden Zangen gezwickt und von Pferden zerrissen zu werden; allein durch diese Strafe, die den barbarischen Geist der Zeit bezeichnet, konnte doch der unersetzliche Verlust eines solchen Anführers nicht gemildert werden. Der Hof fühlte das zu gut, und ließ sich daher auf Friedensunterhandlungen ein, um so mehr, da ein bürgerlicher Krieg, wie dieser, nicht nur einen großen Kostenaufwand erforderte, sondern zugleich

die Einkünfte verminderte. Auch wünschte die Königin nichts so sehr, als die Engländer vertrieben zu sehen. Am 12. März ward daher ein Vergleich zu Orleans geschlos- 1563
sen (auch das Edict von Amboise genannt), in welchem den Hugenotten eine beschränkte Religionsübung bewilligt ward, und Condé von der Königin Mutter seine Freiheit wieder erhielt, nebst dem Versprechen, an seines Bruders Stelle in den Staatsrath aufgenommen zu werden. Hierin hielt sie ihm jedoch nachher nicht Wort, als sie ihn nicht mehr brauchte. Coligny, der diese Wortbrüchigkeit voraussah, hatte von einem solchen Vergleiche nichts wissen wollen, sondern vielmehr behauptet, man müsse nach dem Tode des Herzogs von Guise die für die Hugenotten günstige Lage der Dinge mit den Waffen in der Hand benutzen; aber seine Meinung war nicht durchgedrungen.

Der Herzog Franz von Guise hatte drei Söhne hinterlassen, von welchen jedoch auch der älteste noch zu jung war, als daß man ihn hätte fürchten dürfen. Aber der Bruder des Ermordeten, der Cardinal von Lothringen, war doch als Parteihaupt noch übrig, und welch ein hartnäckiger Feind der Hugenotten der Connetable von Montmorency war, wissen wir. Dieser billigte sogar eine geheime Verschwörung, der zufolge zweihundert Protestanten in Paris in ihren Wohnungen plötzlich überfallen und getödtet werden sollten. Zum Glück bekam die Königin Mutter davon Nachricht; sie eilte noch zu rechter Zeit mit dem jungen Könige nach Paris, ließ die vornehmsten Verschwornen des Nachts im Stillen verhaften und vor ihren Häusern aufknüpfen, und so unterblieb für diesmal noch der Mordplan. Doch traf sie diese Vorkehrungen nicht etwa aus Menschlichkeit; nur weil

sie den Staat zu einem neuen Kriege für zu erschöpft hielt, ließ sie den Hugenotten noch eine Zeitlang Ruhe. Für die Bedrückungen derselben, besonders in den Provinzen, war doch genug gesorgt durch den Religionshaß der Katholiken, die fast überall die Mehrzahl ausmachten. Von allen Seiten liefen Nachrichten ein, welche deutlich zeigten, daß der Friede zwischen beiden Parteien nicht von langer Dauer seyn werde.

Katharina von Medici hatte jetzt die Hände nach Wunsche frei, da Franz von Guise nicht mehr war, und sie, um alle Ansprüche der Prinzen vom Geblüte abzuweisen, den König, als er in sein vierzehntes Jahr trat, von den Parlamentern hatte für mündig erklären lassen (1563). Im nächsten Jahre machte sie mit ihm eine Reise durch das Reich, um die Hauptwohnsitze der Hugenotten näher kennen zu lernen. Sie hatte bei dieser Gelegenheit Unterredungen mit den Deutschen protestantischen Fürsten, um den Hugenotten die Hülfe derselben zu entziehen. In Bayonne fand sie des Königs Schwester, die junge Königin Elisabeth von Spanien, die in Alba's und vieler Granden Begleitung dahin gekommen war. Alba, dieser berüchtigte Ketzerfeind, rieth Katharinen, keines Hugenotten zu schonen, und als sie doch wenigstens die Häupter davon ausgenommen wissen wollte, sagte er: „Behüte! Gerade die am wenigsten. Zehntausend Frösche sind nicht so viel werth, als ein einziger Lachskopf (Coligny's Wappen)." Katharina merkte sich diese Lehre, und handelte in der Folge danach.

Unterdessen ward die Spannung im Reiche täglich größer; die Reformirten, überall gedrückt, verwahrten sich wie in Feindes Lande, versorgten sich mit Waffen und Vorräthen, und machten sich täglich auf einen Überfall

gefaßt. So wie sie ihre Freiheiten zu erhalten und auszudehnen strebten, so suchten die Katholiken sie zu unterdrücken; nur die Königin wollte, so viel als möglich, gewaltsame Ausbrüche vermeiden und das Gleichgewicht erhalten, um die Kräfte und Freiheiten der Hugenotten unbemerkt und heimlich zu untergraben, da hingegen der König strenge Maßregeln gebraucht wissen wollte, trotz der Ermahnungen des wackern Kanzlers l'Hopital. Der Hof warb Truppen von den Schweizern und verstärkte die Ordonnanzcompagnien; den Vorwand dazu nahm er her von den damals in den Niederlanden ausgebrochenen Unruhen. Aber die wahre Absicht blieb dem Prinzen von Condé nicht verborgen; er erfuhr einen geheimen Anschlag, wie man ihn in ein ewiges Gefängniß werfen, den Admiral ermorden, in die festesten Städte Schweizerbesatzungen legen, und den Reformirten alle ihre Freiheiten wieder entziehen wolle. Das war genug für ihn. In größter Stille beorderte er seine Anhänger in allen Provinzen, Mannschaft zusammen zu ziehen, und alles war in Bereitschaft, ehe der Hof, der sich diesen Sommer (1567) zu Monceaux aufhielt, ein Wort davon erfuhr. Ja, als sich endlich doch ein — wiewol ganz dunkles — Gerücht davon erhob, und der König einen Kundschafter zum Admiral Coligny sandte, fand man diesen auf seinem Weinberge im Hauskleide mitten unter dem Gesinde mit der Weinlese beschäftigt. Das war am 26. September, und am 28. stand schon der größte Theil des Königreichs in vollen Kriegesflammen. Funfzig Plätze waren wie mit einem Griffe weggenommen, und der Prinz, sammt dem Admiral und den übrigen Hugenottenhäuptern, stand an der Spitze einer zahlreichen Reiterei zu Rozoy, vier Meilen von Meaux.

Jetzt ergriff das Schrecken alle Gemüther. Der Hof, welcher erfuhr, daß die Hugenotten sich nach dem Rathe des Admirals durch einen plötzlichen Überfall des Königs und der Königin Mutter bemächtigen wollten, zog schnell die sechstausend gemietheten Schweizer an sich, und eilte unter ihrer Bedeckung nach Paris. In einiger Entfernung begleitete das Condésche Heer sie stets zur Seite, ohne einen förmlichen Angriff zu wagen. Kaum waren sie in der Stadt, so besetzte Condé von außen die Thore, bemächtigte sich der Brücken und Schlösser an den Heerstraßen, verbrannte die Mühlen und legte es darauf an, die Hauptstadt auszuhungern. Zugleich nahmen die Hugenotten Orleans und andere feste Städte, und in den nahegelegenen Provinzen stand das Volk in Masse auf. Die Lebensmittel fingen an in Paris zu fehlen, doch hatte sich auch das Heer der Katholiken so ansehnlich verstärkt, daß es den Hugenotten weit überlegen war; und der Prinz von Condé mußte aus Geldmangel einen großen Theil seiner Truppen aus einander gehen sehn und sich hierauf nach St. Denis zurückziehn. Jetzt rückt ihm der alte Connetable mit einer weit überlegenen Macht entgegen; es kommt zur Schlacht, auf beiden Seiten fallen tapfere Krieger, und selbst der achtzigjährige *) Montmorency wird tödtlich verwundet (10. Nov. 1567). Die Hugenotten hatten Proben von herrlicher Tapferkeit, und ihr Anführer von großen Feldherrntalenten gegeben.

Katharina war über den Tod des alten störrischen Connetable nicht mißvergnügt. Um sich nicht wieder auf

---

*) Er starb mit großer Fassung. Als ein Geistlicher sich ihm nahete, ihn zu trösten, wies er ihn zurück, und sagte: es wäre doch schlimm, wenn er, der achtzig Jahre lang zu leben gewußt hätte, nicht wissen sollte, eine Viertelstunde zu sterben.

ähnliche Art, als durch ihn oft geschehen war, beschränken zu lassen, besetzte sie seine Stelle nicht wieder, sondern machte dafür ihren Lieblingssohn, Heinrich, Herzog von Anjou, der erst sechzehn Jahre alt war, zum Generalstatthalter des Reichs. Die Hugenotten zogen sich, nicht ohne große Mühseligkeiten, nach Lothringen, und erwarteten daselbst sehnlich die Ankunft des Pfälzischen Prinzen Johann Kasimir, der, gegen eine Entschädigung von hunderttausend Thalern, mit zehntausend Reitern und vier Feldstücken zu ihnen zu stoßen versprochen hatte. Endlich kam er wirklich an, aber in Condé's Kriegscasse befanden sich kaum zweitausend Thaler. Doch so uneigennützig machte die Liebe zur guten Sache, daß Officiere und Gemeine Alles hergaben, was sie bei sich hatten, und so brachte man denn gegen achtzigtausend Livres zusammen, womit die Deutschen vor der Hand zufrieden gestellt wurden. Durch den Herzog von Gonzaga schickte der Papst der königlichen Partei Hülfe, die um so nöthiger war, da der Krieg nicht bloß von dem Prinzen von Condé geführt ward, sondern fast in allen Provinzen entbrannt war. An einigen Puncten hatte die Partei der Hugenotten die Oberhand, und auch Condé, durch die Deutschen verstärkt, zwang die Katholiken, die Belagerung der Stadt Orleans aufzuheben, und rückte selbst auf Chartres los. Die Einschließung dieses nur achtzehn Stunden von Paris entfernten Ortes setzte die Katholiken in große Verlegenheit. Die Königin nahm daher zu den alten Künsten ihre Zuflucht, sie fing Unterhandlungen an. Der Admiral war abermals, und mit Recht, dagegen, aber es kam doch ein Vertrag zu Stande. Jede Partei versprach, die fremden Truppen zurückzuschicken, die Hugenotten, die genommenen Plätze einzuräu-

men. Dagegen wurde ihnen völlige Religionsfreiheit und Sicherheit verheißen. Man nennt diesen Frieden den kleinen Frieden von Longjumeau (23. März 1568).

Weil dieser Friede indeß das gegenseitige Mißtrauen nicht aufgehoben hatte, so wurde er auch von keiner Partei mit aller Pünktlichkeit erfüllt, indem keine alle Vortheile aus den Händen geben wollte. Die Hugenotten hatten die Deutschen Truppen zwar wirklich entlassen, da der rückständige Sold, den sie zu bezahlen außer Stande waren, vom Hofe mit Freuden hergeschossen worden war; dieser aber behielt die Italienischen Truppen unter dem Vorwande, daß von den Reformirten nicht alle festen Plätze zurückgegeben wären. Auch war man weit entfernt, den Hugenotten die Sicherheit zu gewähren, die ihnen der Vertrag versprochen hatte; vielmehr wurden mitten im Frieden empörende Gräuel an ihnen verübt. In einem Vierteljahr wurden ihrer an zweitausend in allen Provinzen des Königreichs hingerichtet, ohne daß die Obrigkeit dem Unfug steuerte. Zu Ligny in Barrois riß der Pöbel einen Hugenotten, der nicht zur Erde fallen wollte, als die Frohnleichnamsprocession vor seiner Thür vorüberzog, auf der Stelle fort auf den Markt, schleppte Holz zusammen, und verbrannte ihn lebendig.

Außer diesen Gewaltthätigkeiten wurden die Bourbons noch persönlich durch eine besondere Treulosigkeit des Hofes gereizt. Man erfuhr aus einem aufgefangenen Briefe, daß alle Anstalten gemacht seyen, den Prinzen und den Admiral aufzuheben, wenn der letztere den erstern, wie verabredet war, zu Noyers besuchen würde. Sogleich eilten beide nach La Rochelle, und riefen auch die verwittwete Königin Johanna von Navarra dahin, die, wie aus jenem Briefe erhellte, gleichfalls mit ihren

Kindern hatte aufgehoben werden sollen. Der Hof und die allgemeine Meinung vermutheten, daß der geheime Entdecker dieser schändlichen Verrätherei der Kanzler l'Hopital seyn möchte, der im ganzen Königreich als ein rechtschaffener und ehrliebender Mann bekannt war. Er ward auch bald darauf seiner Würden entsetzt und vom Hofe entfernt. An seine Stelle trat der Bischof von Orleans, der ein Freund der Guisen und daher für die Zukunft mit größerer Sicherheit zu gebrauchen war.

Der Aufruhr brach nun aufs Neue in allen Provinzen aus. Ein königliches Edict widerrief alle bisher den Hugenotten bewilligten Freiheiten, und erklärte sie für Rebellen. Diesem Edicte sollte mit den Waffen Nachdruck gegeben werden, und die Hugenotten waren nicht minder entschlossen, sich ihm mit den Waffen zu widersetzen. Es ward von beiden Seiten geworben, und alle Heerstraßen wurden lebendig. Alle Herzen pochten vor ungeduldiger Erwartung der neuen Schreckniſſe; hie und da brachen die Feindseligkeiten schon aus. Die Hugenotten strömten schaarenweise nach La Rochelle und anderen Sammelplätzen. Wo sie stark genug waren, verübten sie an den Katholiken auch ihrerseits Grausamkeiten, besonders an den Geistlichen, deren viele getödtet wurden. Ein Anführer der Hugenotten machte sich ein Halsband von abgeschnittenen Mönchsohren.

Zu Anfange des Jahres 1569 war man auf beiden Seiten mit den Rüstungen fertig, und rückte ins Feld. Das Heer der Hugenotten, von Condé und Coligny angeführt, war das stärkere, und rückte ohne Hinderniſſe vor. Aber einige Nachlässigkeiten verderbten Alles. Die Königlichen, von dem Herzog Heinrich von Anjou, oder eigentlich von dem tapfern Tavannes angeführt, über-

raschten die Hugenotten bei dem Städtchen Jarnac an der Charente, auf der Gränze von Limousin und Angoumois, als eben die Soldaten auf den Dörfern umher zerstreut waren. Condé und Coligny rafften die nächsten zusammen, konnten sie aber doch nicht alle sogleich herbeibringen; diese Verwirrung benutzte Tavannes, griff den Prinzen an, der zum Unglück kurz vorher von einem Pferde heftig an den Schenkel geschlagen worden war, und die Hugenotten wichen. Condé, der sie zusammenhalten wollte, stürzte vom Pferde; sein Schmerz am Schenkel hinderte ihn am raschen Aufstehen, und in dem Augenblick sprangen die Feinde auf ihn zu. Noch knieend vertheidigte er sich wie ein Löwe, aber zuletzt mußte er sich dem Herrn von Argence ergeben. Man wollte ihn in das Hauptquartier führen, als ganz unerwartet ein Gardehauptmann des Herzogs von Anjou, der Baron von Montesquiou, herzutrat, und ihm eine Kugel durch den Kopf schoß. So starb einer der trefflichsten Feldherren und der liebenswürdigsten Menschen, in der Blüthe seines Lebens (er war noch nicht neun und dreißig Jahre alt), und der Herzog von Anjou war weit entfernt, den nichtswürdigen Meuchelmörder zu bestrafen (13. März 1569).

So groß der Verlust an diesem Tage für die Hugenotten gewesen war, so waren sie doch noch nicht ganz verlassen. Noch lebte der herrliche Coligny, der mit bewundernswürdiger Geistesgegenwart die Reste seiner zerstreuten Truppen zusammenzog, in allen festen Städten die Besatzungen verstärkte und die Häupter der Partei in Tonnay-Charente versammelte. Hier fand sich auch die edle und kluge Königin von Navarra ein, und stellte der Versammlung ihren ältesten Sohn, Heinrich von

Bearn, einen lebhaften, hoffnungsvollen Jüngling von sechzehn Jahren, vor. Nachdem die Mutter mit der ihr eigenen Würde allen Anwesenden Muth eingesprochen hatte, rief auch der Sohn in edler Begeisterung aus: „Ich schwöre, die Religion zu vertheidigen und bei der gemeinschaftlichen Sache zu beharren, bis entweder Sieg oder Tod uns die gewünschte Freiheit verschaffen wird." Die Verbündeten, entzückt über die neue Hoffnung, die ihnen in diesem Prinzen aufging, riefen ihn, als den ältesten der noch übrigen Bourbons *), zum Oberhaupt aus, und Coligny, der Befehlshaber blieb, gab doch seine Befehle nur im Namen des Prinzen. Coligny zeigte sich fortwährend thätig, klug und tapfer, aber das Glück war ihm nicht günstig. Der Herzog Wolfgang von Zweibrücken, der ihm fünftausend Deutsche Landsknechte und sechstausend Reiter zuführte, starb bald, und Coligny's trefflicher Bruder Andelot war auch schon gleich nach der Schlacht bei Jarnac gestorben. Der Krieg brach nun in Poitou aus. Coligny rückte auf das Lager der Königlichen bei La Roche-Abeille im Limousinschen los, und schlug sie hinaus. Aber der Sieg hatte keine Folgen, die Königlichen ließen einen Theil ihres Heeres in den festen Plätzen, den andern verabschiedeten sie, und bestimmten nur einen Platz, wo sich die Truppen bei einem neuen Befehl würden sammeln müssen. Was sie vorhergesehen, traf ein: Coligny konnte seine Truppen nicht länger im Felde halten. Viele Edelleute verließen ihn, viele Mannschaft verlor er bei der vergeblichen Be-

*) Es lebte zwar noch der Bruder des verstorbenen Königs Anton von Navarra und des Prinzen von Condé, der Cardinal Karl von Bourbon, aber er war ein schwacher Mann, der sich gar nicht in diese Händel mischte.

lagerung von Poitiers, wo des getödteten Herzogs von Guise Sohn, Heinrich, die ersten Proben seiner Tapferkeit ablegte. Die Deutschen, die gewohnt waren, gegen den Winter nach Hause zu gehen, und die ohnehin hier ihre Rechnung nicht fanden, obgleich Coligny, um sie zu befriedigen, ihnen manches Kloster zum Plündern Preis gegeben hatte, ließen sich kaum noch befehlen. In diesem schlechten Zustande überraschte ihn der Herzog von Anjou mit einem frisch verstärkten Heere bei Moncontour in Poitou (3. Oct. 1569), und da die Deutschen in Coligny's Heere auf einer Schlacht bestanden, so ward sie wirklich geliefert, aber zum großen Nachtheil der Hugenotten, die darin mehr als fünftausend Mann verloren. Vorzüglich waren die Deutschen Truppen fast aufgerieben, die mit den im königlichen Heere dienenden Schweizern zu thun gehabt hatten.

Jetzt, ohne Geld, ohne Vorräthe, in einen Winkel des Reichs gedrängt, hatten die Reformirten alle den Muth verloren, und sprachen von Unterhandlungen, nur Coligny nicht. Dieser, erbittert durch ein kurz vorher erlassenes Urtheil des Parlaments, durch das er seines Amts entsetzt, und seiner Güter und seiner Ehre beraubt war (sein Bildniß war an den Galgen geschlagen), gab sich alle Mühe, sie zusammen zu halten, und Heinrich von Bearn, der junge Condé (des bei Jarnac Erschossenen Sohn), desgleichen die Deutschen Grafen von Nassau und von Mansfeld unterstützten ihn darin. Sie vertheilten sich hierauf in die Städte. Einige derselben wurden zwar von den Royalisten erobert, aber die meisten vertheidigten sich doch tapfer. Coligny zog sich nach Languedoc, Auvergne und Gascogne, um sich in diesen gebirgigen Landen zu halten, bis er neue Verstärkungen

aus Deutschland würde an sich ziehen können. Auch hatten die Hugenotten an anderen Orten viel Glück, z. B. an der Seite von Burgund und in Nivernois, wo sie die königlichen Truppen schlugen.

So waren Coligny's Erwartungen und Hoffnungen erfüllt, auch durch die Schuld seiner Feinde. Diese hatten die günstige Gelegenheit, ihn zu vernichten, wenig benutzen können, weil sie unter sich selbst uneins geworden waren. Der Herzog von Anjou wurde krank. An seine Stelle trat der Marschall von Cossé, aber dieser that den Hugenotten so wenig Schaden, daß man gar glaubte, er begünstige sie heimlich. Der Gouverneur von Languedoc, ein Sohn Montmorency's, seit seines Vaters Tode von den Guisen wenig beachtet und daher unzufrieden, hinderte die Hugenotten nicht, sich zu sammeln und zu verstärken. Endlich da der Hof überdies so erschöpft war, daß er den Krieg nicht weiter fortführen konnte, trat er wieder in Unterhandlungen, und so kam zum dritten Male ein Religionsfriede zu Stande, zu St. Germain en Laye (8. Aug. 1570), worin den Hugenotten, wie gewöhnlich, freie Religionsübung, und vier Sicherheitsplätze, La Rochelle, La Charité, Montauban und Cognac, bewilligt wurden.

---

17. Die Bartholomäusnacht.

(1572.)

Nach dem Abschlusse dieses Friedens äußerte der Hof so günstige Gesinnungen für die Protestanten, daß die Wohlgesinnten sich der Hoffnung überlassen zu dürfen glaubten, Eintracht und Duldung werden nunmehr in das

ihrer so bedürftige Frankreich einkehren. Der von seinen Umgebungen leicht gelenkte, aber sich stets nach Selbständigkeit sehnende König wünschte vor Allem der lästigen Vormundschaft seiner Mutter erledigt zu werden, und scheint deswegen Versöhnung der Parteien aufrichtig gewünscht zu haben; Katharina hingegen wollte die Häupter der Protestanten einschläfern, um sie, wenn sie ihr wieder lästig werden sollten, desto leichter ins Verderben stürzen zu können. Während der junge König mit einer Österreichischen Prinzessin, Kaiser Maximilians II. Tochter, Elisabeth, vermählt ward (26. Nov. 1570), bot Katharina dem jungen Heinrich von Bearn ihre eigene, damit unzufriedene Tochter, Margarete von Valois, an, wahrscheinlich in der Absicht, den jungen Fürsten an sich zu ziehen, und, wenn sein muthiger Sinn durch das Hofleben und steten Sinnengenuß gebrochen seyn würde, nach Gefallen zu lenken. Heinrichs Mutter, die kluge Königin von Navarra, zauderte anfangs, gab aber doch zuletzt ihre Einwilligung, und reis'te selbst im Sommer 1571 an den Hof, der sie zu Blois mit der ausgesuchtesten Höflichkeit empfing. Auch der Admiral wurde dringend zu einer Zusammenkunft mit dem Könige eingeladen. Er traute anfangs nicht, als ihm aber gesagt wurde, daß der König auf einen Krieg gegen Spanien sinne, zur Unterstützung der im Aufstande begriffenen Niederländer, und dies einer seiner Lieblingsgedanken war, ging er dennoch. Der König umarmte ihn freundlich, und sagte ihm: er schätze diesen Tag für den glücklichsten seines Lebens. Bei diesen Höflichkeitsbezeigungen blieb es nicht; der Admiral erhielt zugleich seine Stelle im Staatsrathe wieder, und zur Entschädigung dessen, was er verloren, machte ihm der König ein Geschenk von hundert-

tausend Livres, und überließ ihm ein Jahr lang die ansehnlichen Einkünfte seines kürzlich verstorbenen Bruders, des Cardinals von Chatillon. Es gehörte nun ordentlich mit zum Hofton, dem Admiral mit Ehrfurcht zu begegnen; er selbst, der gar keinen Argwohn mehr zu haben schien, fühlte sich so geschmeichelt, daß er alles vom Hofe erlittene Unrecht auf einmal vergaß, und sogar glauben mochte, durch seine Klugheit wirklich jeden andern Gegner verdrängen zu können, denn er kannte die Eifersucht des Königs gegen seinen von der Mutter mehr begünstigten Bruder, Heinrich von Anjou, und sein Streben, selbst zu herrschen, und bauete nun darauf einen Plan, künftig auf den König großen Einfluß zu gewinnen.

Mitten unter den Zubereitungen zur Vermählung des jungen Heinrich von Bearn, starb zu Paris seine Mutter, die treffliche Königin Johanna von Navarra (9. Jun. 1572). Es lief ein Gerücht umher, daß sie durch ein Paar Handschuh, welches ihr von einem als Bösewicht bekannten Mailänder verkauft worden war, auf Anstiften Katharinens von Medici, vergiftet sey, und obschon die Leichenöffnung, die keine Spur von Gift zeigte, diese Sage hinlänglich widerlegte, so fand sie doch, bei der großen Spannung der Gemüther, vielen Glauben. Indeß kamen im Juli die Bourbonschen Prinzen nach Paris, mit einem zahlreichen Gefolge, unter dem sich viele der ausgezeichnetsten protestantischen Edelleute befanden. Auch der Admiral kam, obschon er von seinen Freunden mit Bitten bestürmt worden war, nicht nach Paris zu gehen; aber ein festes Gemüth, wie das seine, ist in seiner einmal gefaßten Meinung nicht so leicht zu erschüttern. Er kannte Katharinens und des Herzogs von Anjou Treulosigkeit, aber er traute auf seine Klug-

heit und Geschicklichkeit, auch auf des Königs Wort. Der Spanische Krieg nahm jetzt seine ganze Seele ein, indem er hoffte, in demselben als Befehlshaber des Französischen Heeres aufzutreten, und durch Unterstützung seiner Glaubensgenossen in den Niederlanden sich und seiner Partei in Frankreich für die Folge mächtige Freunde zu erwerben. In der That schien der König durch Coligny's Vorstellungen, daß es Zeit für ihn sey, die Zügel der Regierung selbst zu ergreifen, ganz für ihn eingenommen, und ihm volles Zutrauen zu schenken. Als dies Katharina und Heinrich gewahrten, erschraken sie und fürchteten, der Admiral möchte ihnen allen ihren Einfluß rauben. Blutgedanken, die sie längst beschäftigt hatten, erwachten da mit neuer Stärke in ihren Seelen und sie beschlossen des Verhaßten Verderben. Es ward ein Meuchelmörder gedungen, dem Admiral in einem Hause aufzulauern, vor welchem er täglich vorüberging, wenn er vom Louvre kam. Der Schuß geschah wirklich (22. Aug.), die Kugel nahm dem Getroffenen den Zeigefinger der rechten Hand weg, und verwundete dann den linken Arm. Betroffen, doch nicht außer Fassung, sah sich Coligny um, und zeigte seinen Begleitern den Fenstervorhang, hinter welchem der Schuß hervorgekommen war; da der Mörder aber die Vorsicht getroffen hatte, die Hausthür zu verschließen, so gewann er Zeit genug, durch eine Hinterpforte glücklich zu entwischen.

Der Vorfall macht das größte Aufsehen, die beiden Bourbonischen Prinzen eilten bestürzt zum Könige. Dieser beruhigte sie, und versicherte mit Schwüren, daß ihn das Vorgefallene mehr als sie selbst schmerze. Gleiche Schwüre that er auch dem Admiral, den er selbst besuchte. Das Vertrauen auf diese Versicherungen des Kö-

nigs machte, daß in dem gehaltenen Rath der Häupter der Protestanten Diejenigen überstimmt wurden, welche zu einer schnellen Flucht riethen, um dem Verderben zu entgehen, welches über sie Alle hereinzubrechen drohe. Auch die bemerkten Bewegungen unter dem Pöbel wurden bloß den Aufhetzungen der Guisen zugeschrieben, deren Haß gegen Coligny bekannt sey. Dieser, der bei seiner Verwundung sich auch nicht auf den Weg hätte machen können, war gleichfalls der Meinung, daß kein Grund zur Flucht vorhanden sey. Aber um dieselbe Zeit, wo die Mehrzahl der Reformirten die vernehmlichsten Warnungsstimmen verachtete, und sich selbst in sorglosen Schlummer einwiegte, ward ihre Vernichtung von Katharinen und Heinrich beschlossen. Karl hatte seiner Mutter auf die Frage, was der Admiral mit ihm verhandelt, geantwortet: er habe ihn ermahnt, selbst zu regieren, und die Geschäfte nach eigener Überzeugung zu leiten. Hiernach glaubten sie, es sey keine Zeit zu verlieren. Auch fürchteten sie die Rache der Protestanten, mit der Einige derselben unverhohlen und in starken Ausdrücken gedroht hatten. Also begaben sie sich nebst dem Herzoge von Nevers, dem Grafen von Angoulême, dem Siegelbewahrer Birague, und den Marschällen Tavannes und Retz zum Könige. Da nun Alles auf diesen eindrang und seine Seele mit gräßlichen Bildern von den geheimen Plänen der Hugenotten erfüllte, gab er, in seiner Heftigkeit leicht beweglich, seine Einwilligung zu der verruchten That *). Er betheuerte mit einem heftigen Fluche,

---

*) Mehrere Geschichtschreiber haben behauptet, daß die Bartholomäusnacht das Ergebniß eines längst überdachten und umständlich ersonnenen Anschlages gewesen, daß der König schon früh ins

daß er nicht nur den Mord des Admirals wolle, sondern aller Hugenotten in Frankreich, und daß auch nicht ein Einziger übrig bleibe, der ihm darüber Vorwürfe machen könne. Sofort wurden alle Vorkehrungen zu dem furchtbaren Frevel getroffen. Man hatte die Wohnung des Admirals schon, unter dem Vorwande, daß es zu seinem Schutze geschähe, mit einer Compagnie der Leibwache umgeben, und um die vornehmsten Schlachtopfer beisammen zu haben, die Freunde des Admirals aufgefordert, in seiner Nähe Wohnungen zu beziehen. Der Plan war nämlich der, die Häupter der Hugenotten alle in der nächsten Nacht vom 23. auf den 24. (dem Bartholomäustage) zu überfallen und zu ermorden, nebst so vielen Geringeren von dieser Partei, als man nur herausfinden und bezwingen könne. Dem Marschall von Tavannes ward der Auftrag gegeben, die katholischen Bürger zu unterrichten, und dem jungen Herzog von Guise, für Coligny's Ermordung zu sorgen. Anfangs war man unschlüssig, ob man den jungen König von Navarra und den Prinzen von Condé, so wie die beiden verdienten Marschälle von Montmorency und von Danville, auch mit auf die Liste setzen solle, zuletzt wurden sie (die beiden ersten aus Scheu, königliches Blut zu vergießen) von dem Todesurtheil ausgeschlossen. Tavannes ließ hierauf die Vorsteher der Bürgercompagnieen vor den König

---

Geheimniß gezogen worden, und daß sein ganzes Benehmen seit dem letzten Frieden als ein zusammenhängendes System von Betrug und Heucheleien, um die Reformirten ins Netz zu locken, zu betrachten sey. Aber diese Meinung ermangelt aller genügenden Beweise, und ist auch an und für sich sehr unwahrscheinlich. Man sehe besonders Wachler, die Pariser Bluthochzeit, 2te Ausg. S. 90. fg.

kommen, und befahl ihnen, im Namen desselben, die Compagnieen selbst um Mitternacht vor dem Rathhause zu versammeln. Als man ihnen vorläufig den Zweck dieser Verfügung kund that, erschraken sie aufs heftigste, und entschuldigten sich mit ihrem Gewissen; aber Tavannes fuhr gleich dergestalt mit Drohungen auf sie ein, daß sie bald aus Furcht mehr versprachen, als man verlangt hatte. Hierauf wurde ihnen gesagt, daß mit der Glocke im Louvre das Zeichen gegeben werden sollte, worauf sogleich vor allen Fenstern Fackeln gesteckt, auf allen Plätzen und Kreuzwegen Wachen gestellt, und die Ketten vor die Straßen gezogen werden müßten. Zur Unterscheidung von den Reformirten sollten während des Gemetzels die Katholiken ein weißes Tuch um den Arm und ein weißes Kreuz auf den Hüten tragen.

Die Vorkehrungen zu diesem grausenvollen Überfall wurden mit so bewunderungswürdiger Verschwiegenheit getroffen, daß kein Reformirter etwas davon erfuhr. Einer der Häupter dieser Partei, der Graf von La Rochefoucault, war noch bis spät gegen Abend bei dem Könige, der ihn wegen seines muntern Umganges liebte und ihn gern gerettet hätte, aber sich doch nicht getraute, ihm einen Wink zu geben, wodurch vielleicht zu viel verrathen worden wäre. Alles was er thun konnte, war, ihn zu bitten, diesen Abend bei ihm zu bleiben, da aber der Graf ein nöthiges Geschäft vorschützte, und sich mit Güte nicht halten lassen wollte, so mußte er ihn seinem Schicksal, wiewol mit innigem Bedauern, überlassen. Jetzt ward es dunkel, und unter bangem Herzklopfen erwartete Karl die bestimmte Stunde. Seine Mutter, die beständig um ihn blieb, sprach ihm Muth ein. Man mußte ihm aber doch noch den Befehl zum Läuten der

Glocke abnöthigen. In der höchsten Unruhe eines Missethäters ging er hierauf aus seinem Cabinet in ein Vorzimmer des Louvre und sah zitternd zum Fenster hinaus. Seine Mutter und sein Bruder begleiteten ihn auch dahin, und auch diese zitterten vor ungewisser Erwartung des Ausgangs der Dinge. Endlich hörte man einen Pistolenschuß, aber nach diesem ward es wieder stille. In der Angst, sagt man, wünschten sie Alle den heillosen Befehl zurück, und schickten einen Offizier an den Herzog von Guise, mit dem Befehl, nichts gegen Coligny zu unternehmen. Zu spät. Das Blutbad hatte bereits seinen Anfang genommen. Der junge Guise und Angoulême hatten gleich nach gehörtem Zeichen das Haus des Admirals mit dreihundert Geharnischten besetzt, im Namen des Königs das Thor zu öffnen befohlen, und einige verwegene Bösewichter hinaufgeschickt. Diese stürmten wild die Treppen hinan, riefen: „Mord und Tod!" und drangen mit gezücktem Degen in des kranken Mannes Schlafzimmer. Er war gleich bei dem ersten Lärmen aufgestanden, und stand mit dem Rücken an die Wand gelehnt, als die Mörder hereinstürzten. Einer derselben — ein Deutscher, Namens Bème — rief ihm zu: „Bist du Coligny?" — „Ich bin es, antwortete dieser mit gefaßter Miene; junger Mensch, habe Ehrfurcht vor meinen grauen Haaren!" Aber jener stieß ihm den Degen in den Leib, zog ihn rauchend wieder heraus, hieb ihm ins Gesicht, in den Hals, in die Brust, so lange, bis der Unglückliche kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab, und rief dann zum Fenster hinaus: „Es ist geschehen!" Gleich darnach rief Guise hinauf: „Der Graf von Angoulême will es nicht eher glauben, als bis er den Feind zu seinen Füßen sieht." Man warf also

den Leichnam zum Fenster hinab. Angoulême wischte ihm hierauf das Blut aus dem Gesichte, und da er sich überzeugt hatte, daß es der Rechte sey, gab er ihm noch einen Tritt mit dem Fuße.

Auf das fürchterliche Geschrei, welches sich gleich auf den Klang der Glocke erhoben hatte, waren die Reformirten aus dem Schlafe erwacht, und an die Fenster, ja vor die Thüren gestürzt, meist schlaftrunken, viele fast unbekleidet. Die auf Coligny's Wohnung zuliefen, wurden von Guisens Geharnischten, — die auf das Louvre, von des Königs Gardesoldaten mit Piken niedergestoßen. Jetzt kamen auch die bewaffneten Bürger mit ihren weißen Tüchern zum Vorschein, und fielen nicht bloß über die Fliehenden her, sondern drangen auch in die Häuser, und metzelten nieder, was sie erreichen konnten. Wirthe stachen ihre Miethsleute, Dienstboten ihre reformirten Herrschaften über den Haufen. Welch eine Nacht! Während viele Pariser wuthschnaubend durch die Straßen liefen, sanken Andere röchelnd und winselnd nieder, oder saßen in Todesangst in Kammern, auf Böden und in Kellern, und wagten kaum zu athmen, bis das Bedürfniß oder die Neugier sie doch hervorlockte, wo sie dann gleichfalls niedergemacht wurden. Der Tag brach an über diesen Gräueln, und da sah man denn die fürchterlichen Spuren dieser ungeheuren Menschenschlacht. Straßen und Häuser klebten von Blut; überall verstümmelte Leichname oder noch zuckende Sterbende. Man mußte einen großen Theil derselben an eisernen Haken in die Seine schleppen.

Selbst die im Louvre befindlichen reformirten Edelleute wurden nicht verschont. Einer derselben rannte leichenblaß und blutig in das Zimmer der jungen Königin

Margarete von Navarra *), umklammerte vor Angst diese nicht minder erschrockene Frau, und bat sie um Gotteswillen, ihn zu schützen. Bald darauf, da sie bebend vor Furcht in das Zimmer ihrer Schwester gehen wollte, sah sie kaum drei Schritte von sich einen Edelmann mit einer Hellebarde niederstoßen. Sie fiel in Ohnmacht bei dem Anblick, und mußte fortgetragen werden. Als sie sich erholt hatte, fragte sie nach ihrem Gemahl; man sagte ihr, er sey in Sicherheit. Der König hatte ihn und den jungen Condé vor sich kommen lassen, sie mit wilder Miene empfangen, und ihnen gesagt, daß man so eben die Anführer der Hugenottenpartei auf seinen Befehl getödtet, ihrer aber bloß in Betracht ihrer Jugend, und weil sie von Anderen dazu verführt worden wären, diesmal noch geschont habe. Doch sey die erste Bedingung zu ihrer gänzlichen Begnadigung — Abschwörung ihrer ketzerischen Religion. Navarra versprach Alles im ersten Schrecken, nur Condé erinnerte den König an sein den Protestanten gegebenes Wort, und versicherte, er werde niemals seiner Religion abtrünnig werden. Der König gab ihm drei Tage Bedenkzeit.

Karl, so heftig er vor dem Anfange des Blutbades selbst gezittert hatte, gerieth nachher selbst in Wuth. Er rief mehrmals zum Fenster hinaus: tue! tue! ja, man sagt, er habe selber mit einer Flinte unter die Flüchtlinge geschossen, die sich über den Fluß zu retten versuchten. Guise rief indessen laut durch alle Straßen, es sey des

*) Die Vermählung zwischen Heinrich von Bearn (der nun den königlichen Titel seines Vaters angenommen hatte) und der Schwester des Königs, war nämlich kurz zuvor, am 18. August, vor sich gegangen, und eben weil die Bartholomäusnacht so schnell auf jene Hochzeit folgte, so nannte man sie mit einem grausamen Scherze die Pariser Bluthochzeit.

Königs Wille, daß diese ganze Natternbrut vertilgt werde, und den Tavannes machte die Mordlust sogar witzig; er schrie unzählige Male: „Laßt Ader! laßt Ader! Die Ärzte sagen, das Aderlassen sey im August so heilsam als im Mai!" Das alles munterte denn die ächtkatholischen Bürger so kräftig auf, daß sie Wunder der Unmenschlichkeit verrichteten. Ein Goldschmied, Namens Crucé, rühmte sich, mit seinem Arme vierhundert Ketzer hingestreckt zu haben. Es versteht sich, daß es nicht Religionshaß allein war, der an den unzähligen Mordthaten dieser Nacht Antheil hatte. Rachsucht aller Art, desgleichen Wollust und Habsucht waren nicht minder dabei beschäftigt. Schuldner stießen ihre Gläubiger, Diener ihre Herren über den Haufen, und mancher eifrige Katholik mußte bei der Gelegenheit für einen Ketzer gelten, weil er Reichthümer oder persönliche Feinde hatte. So wurde Petrus Ramus, ein berühmter Philosoph, für seine Angriffe auf des Aristoteles Ansehn, von seinem Todfeinde Charpentier, einem Anhänger des Aristoteles, ermordet.

Der einmal so furchtbar entfesselten thierischen Wuth machte es noch Freude, sich an der Betrachtung ihrer Werke zu weiden. Am folgenden Tage sah man die vornehmsten Herren und Damen des Hofes durch die mit Blut gefärbten Straßen gehen, und bei den vielen herausgeschleppten Leichnamen verweilen. Von der Königin Mutter und ihren Hofdamen (unter welchen Ausschweifungen und freche Sittenlosigkeit sehr gewöhnlich waren) wird erzählt, sie seyen bei dem Leichnam manches Edelmanns stehen geblieben, und hätten sich nicht entblödet, unter lautem Gelächter zuchtlose Bemerkungen zu machen. Auch der König ging in Begleitung seines Hofes durch die Hauptstraßen, und sodann nach dem Dorfe Mont-

faucon, nahe bei der Stadt, wo die Galgen standen, an deren einem das wüthende Volk des Admirals Leichnam bei den Beinen aufgehängt hatte, nachdem derselbe durch alle möglichen Mißhandlungen entstellt worden war; denn außer unzähligen Hieben, Stößen und Verstümmelungen, hatten sie ihn in die Seine geworfen, wieder herausgezogen, dann ins Feuer geworfen und nun halb gebraten aufgehängt. Nachdem er hier einige Tage zum Schauspiel gedient, ließ ihn Montmorency heimlich abnehmen und begraben.

Das Morden währte übrigens noch drei Tage fort, und nicht nur in der Hauptstadt, sondern in den meisten Provinzen des Reichs, wo man entweder dem gegebenen Beispiele von freien Stücken folgte, oder königliche deshalb erlassene Befehle vollzog. Zu Orleans wurden an 3000 Menschen ermordet, zu Lyon 900, zu Rouen 500, zu Bordeaux 274, zu Toulouse 200, eben so viel in Meaux, der kleineren Städte und des platten Landes nicht zu gedenken. Im Ganzen rechnet man die Zahl der Ermordeten, nach einer mäßigen Angabe, auf 30,000. Die Chroniken der Französischen Städte sind voll von Schandthaten, die bei dieser Gelegenheit verübt wurden. Dagegen haben sie uns auch den Namen manches edlen Mannes aufbehalten, der durch die standhafteste Widersetzlichkeit den königlichen Befehl nicht zur Ausführung kommen ließ. Der Graf von Tende, ein Stadthauptmann in der Provence, vernichtete den Brief auf der Stelle, und der Vicomte von Orthe, Befehlshaber zu Bayonne, schrieb an den König: „Sire, ich habe Ew. Maj. Befehl Ihren getreuen Einwohnern und den Kriegsleuten von der Besatzung kund gemacht, und da habe ich lauter gute Bürger und mannhafte Soldaten, aber

nicht einen einzigen Henker gefunden. Sie und ich bitten Ew. Maj. unterthänigst, Sie wollen unsere Arme und unser Leben nur zu möglichen Unternehmungen, seyen sie auch so verwegen, als sie wollen, anzuwenden geruhen." Beide Edelleute starben hierauf so schnell, daß man vermuthete, ihr Ungehorsam sey ihnen mit Gift vergolten worden.

Wenn gleich den strengen Katholiken im Reiche durch dieses Blutbad ein wahres Genüge geleistet worden war, so wußte doch der König zu gut, daß es an rechtschaffenen und achtungswürdigen Männern nicht fehlte, denen die nichtswürdige Art, wie man mit den Hugenotten verfahren war, abscheulich vorkommen mußte. Mit welchem Gesicht er diesen unter die Augen treten sollte, darüber war er lange unentschlossen. Am ersten Tage schrieb er den Statthaltern in den Provinzen, er habe keinen Theil an diesen Unordnungen, sie seyen bloß eine Frucht des Hasses zwischen den Guisen und den Chatillons *), es möchte daher ein Jeder für die Beachtung der Friedensedicte möglichst sorgen. Aber sogleich stellte ihm seine Mutter vor, daß es höchst unvorsichtig gehandelt sey, sich die Guisen zu Feinden zu machen, da die protestantische Partei sich nun von Rache entflammt abermals erheben könnte; daß es dem königlichen Ansehn schaden würde, wenn es hieße, er sey von Anderen gezwungen worden, vor seinen Augen und wider seinen Willen dergleichen geschehen zu lassen; daß es weniger gefährlich sey, das Gehässige einer solchen That auf sich zu nehmen, als Schwäche und Kraftlosigkeit zu gestehen. Dieses letztere war vorzüglich auf Karls Charakter berechnet,

*) So hieß die Familie, zu welcher Coligny gehört hatte.

und so ergingen nach einigen Tagen die schon erwähnten ganz entgegengesetzten Befehle an die Statthalter. Ja der König erhob sich selbst am 26. August ins Parlament, wo er in einer feierlichen Sitzung erklärte, was durch seine Unglaublichkeit sich selbst widerlegte, daß Coligny, nach einer ununterbrochenen Reihe von Empörungen und Vergehungen gegen seinen Oberherrn, und nach so vielen Begnadigungen, einen Entwurf auszuführen gesucht habe, den König, die Königin, die Herzoge von Anjou und Alençon, ja selbst den König von Navarra, aus dem Wege zu räumen, den Prinzen von Condé auf den Thron zu setzen, dann diesen gleichfalls umzubringen, und so zuletzt nach Ausrottung des ganzen königlichen Stammes das Reich selber zu beherrschen. Er sey also gezwungen worden, einem Übel durch das andere zu begegnen. Zugleich ward befohlen, nachdem die Schuld schon bestraft war, die Wirklichkeit derselben gerichtlich zu untersuchen. In Coligny's Papieren fand man zwar nur Beweise seiner Treue gegen den König, das Urtheil aber verdammte ihn und seine Familie dennoch als Majestätsverbrecher. Er ward noch einmal im Bilde aufgehängt.

Dem König Heinrich von Navarra und dem Prinzen von Condé wurden nun Geistliche auf das Zimmer geschickt, um sie im katholischen Glauben zu unterrichten. Sie hörten zwar aus Furcht zu, sträubten sich aber noch immer, öffentlich das katholische Glaubensbekenntniß abzulegen. Aufgebracht über diesen Aufschub, befahl der König eines Tages mit rauher Stimme, man solle ihm seine Waffen holen, die Leibwache um ihn her stellen und die beiden Prinzen vorführen. Nur ein Fußfall seiner eigenen Gemahlin, Elisabeth, konnte ihn zur Zurück-

nahme des schrecklichen Befehls bewegen. Dennoch war die Anrede an die Prinzen, als sie vor ihn kamen, noch fürchterlich genug. „Tod, Messe oder Bastille!" rief er ihnen drohend entgegen. Der kühnere Prinz von Condé sprach zwar von Gewissen und Recht, wurde aber durch des Königs heftigere Drohungen bald zum Schweigen gebracht, und so kam denn endlich das erzwungene Bekehrungswerk zu Stande, zu dem man sich eines protestantischen abtrünnig gewordenen Predigers bediente, dessen Beispiel und Überredung auf den Prinzen von Condé wirkte. Der Papst sandte die Lossprechung, und Heinrich von Navarra hob sogar in seinen Staaten die reformirte Gottesverehrung wieder auf.

Die Nachricht von diesen Vorfällen verbreitete sich in Kurzem durch ganz Europa, und machte in den verschiedenen Ländern einen sehr verschiedenen Eindruck. Philipp II. von Spanien triumphirte darüber, der Papst Gregor XIII. hielt sogar eine Danksagungsfeier, ließ Kanonen lösen, Freudenfeuer abbrennen und eine eigene Münze auf die Pariser Bluthochzeit schlagen. Aber die Engländer und Deutschen äußerten lebhaft ihren gerechten Abscheu über diese That. „Wollte Gott, schrieb der redliche Kaiser Maximilian II., mein Tochtermann hätte mich um Rath gefragt; wollte ihm treulich als ein Vater gerathen haben, daß er dieses gewißlich nimmermehr mit meinem Rathe gethan hätte."

18. Die letzten Zeiten Karls IX.

(1573 — 1574.)

Das ganze Königreich glich jetzt einer Stadt, die an allen Enden in Flammen steht. Verfolger und Verfolgte eilten hin und her, die Landstraßen waren bedeckt mit Schaaren flüchtiger Hugenotten, die kaum das Nothwendigste in der Eil gerettet hatten, und nun wie Bettler das Land durchstreiften. Sie zogen sich besonders in ihre Sicherheitsplätze La Rochelle, Sancerre, Montauban und Nimes. Der Hof war also darauf bedacht, sie auch aus diesen zu vertreiben, und sandte zu dem Ende den Herzog Heinrich von Anjou mit einer starken Macht ab, La Rochelle zu belagern. Der König von Navarra und der Prinz von Condé mußten mit bei dem belagernden Heere seyn, um den Hugenotten und ihrer Partei auch diese Namen entgegen zu halten, und um den Herzog von Anjou zu unterstützen, befanden sich zugleich im Lager alle Officiere, welche nur irgend durch ihre Kenntniß des Kriegswesens bekannt waren. So sehr, schien es, hatte man auf Widerstand gerechnet, und man fand ihn auch. Die Einwohner von La Rochelle, welche Zeit gehabt hatten, sich zu rüsten, vertheidigten sich mit unerschöpflichem Muthe. Neunmal schlugen sie die stürmenden Feinde zurück; auf die Wälle und Mauern ihrer Stadt wurden mehr als dreißigtausend Kanonenkugeln abgeschossen. Beide Parteien waren endlich gleich sehr geneigt zum Frieden; in der Stadt und vor derselben fingen die Soldaten an, der Mühseligkeit einer solchen Belagerung überdrüssig zu werden, und den Herzog von Anjou und einen Theil

seiner Begleiter trieb noch ein besonderer Umstand, den Krieg so bald als möglich geendigt zu sehen.

Dies war nämlich die Aussicht des Herzogs auf den Polnischen Thron. Katharina liebte diesen Sohn vorzüglich, und da sie von den Zeichendeutern — denn der Astrologie und anderen magischen Künsten vertraute sie sehr — gehört hatte, daß sie vor ihrem Tode alle ihre Söhne auf dem Throne sehen würde, und doch nicht wünschte, daß diese Prophezeihung durch den Tod ihres ältern Sohnes in Erfüllung gehen möchte, so hatte sie sich nach allen Seiten nach einem Königreiche für ihn umgesehen, und sogar wegen der Nordküste von Africa, zu der Sardinien und Corsica geschlagen werden sollten, unterhandelt, bis sich endlich in Polen, unter Umständen, die weiter unten noch erwähnt werden sollen, eine Aussicht zeigte, deren Erfüllung sich jetzt näherte. Man kam also bald zu einer Unterhandlung mit La Rochelle und zu einem Frieden, dessen Inhalt der alte und nie gehaltene war, daß die Hugenotten völlige Gewissensfreiheit haben und ihre Sicherheitsplätze behalten sollten.

Das gleichfalls belagerte Sancerre war nicht mit in den Vertrag eingeschlossen worden, aber die von aller Hülfe verlassenen Einwohner verloren doch den Muth nicht, sondern widerstanden von da an noch länger als zwei Monate allen Drangsalen — nicht des Feindes, sondern der entsetzlichsten Hungersnoth. Nachdem alles Vieh verzehrt war, kamen Katzen und Hunde, ja Ratten und Mäuse an die Reihe. Als auch diese Nahrung auszugehen anfing, suchte man die Häute hervor, weichte sie ein, machte sie durch Essig mürbe, zerschnitt sie in kleine Stücke, und aß sie gekocht. Ja altes, beschriebenes und bedrucktes Pergament, Acten und Bücher, Riemen, Sat-

telzeug und lederne Beutel wurden auf ähnliche Weise zubereitet, auch wol mit Lichttalg fett gemacht, und dann begierig verschlungen. Weiber und Kinder sah man auf den Misthaufen umherkriechen, um alte Knochen und Thierhufe herauszusuchen, die man zerstampfte und kochte, um sie gleichfalls zu essen. Andere schätzten sich schon glücklich, Gras und Wurzeln ausraufen zu können. Ja endlich — es ist von einem gewissenhaften Erzähler aufgezeichnet — trieb der nagende Hunger die Unglücklichen dahin, auf den Straßen nach dem Koth der Thiere zu suchen, um ihn zu verzehren. Und daß zu dem Allerekelhaftesten das Entsetzliche nicht fehle, ließen sich ein armer Winzer und seine Frau von einem alten Weibe bereden, von dem Leichnam ihres vor Hunger gestorbenen dreijährigen Kindes zu essen; eine That, für die sie von der Obrigkeit zum Feuertode verdammt wurden. Kurz, es fehlte in den Nöthen dieser kleinen Stadt nichts von dem, was die Geschichten hochberühmter Belagerungen als Beispiele unermeßlichen Elends aufgezeichnet haben. Endlich, nachdem die Einschließung schon acht Monate gedauert hatte, ergab sich der Rest der Bewohner, und mußte die gänzliche Schleifung der Stadt noch durch eine beträchtliche Summe abkaufen.

Der neue König von Polen verließ im Grunde das Reich eben so ungern, als Katharina ihn so weit von sich entfernt sah, und Karl, der gern einen Nebenbuhler verlor, mußte die Zaudernden sogar mit Heftigkeit an die Beschleunigung der Abreise erinnern. Man setzte sie endlich ins Werk, und da Karl plötzlich krank ward, so begleiteten nur Katharina und ihr jüngster Sohn, der Herzog von Alençon, den abreisenden Heinrich bis nach Nancy, wo die Mutter, nach einem langen heimlichen

Gespräch, unter vielen Thränen den Sohn entließ, der seine Reise nach Polen durch Deutschland weiter fortsetzte. Als er durch Heidelberg kam, stellte ihn Kurfürst Friedrich III. mit starken und ungeschminkten Worten über die an den Reformirten in Frankreich begangenen furchtbaren Gräuel zur Rede. Heinrich, fügte der Kurfürst mit Deutscher Gradheit hinzu, sey so verhaßt, daß es viele seiner Freunde ungern sähen, daß er nur so viele Gemeinschaft mit ihm habe.

In Katharinen wurde jetzt die Furcht rege, es möchte nun, nach ihres geliebten Heinrich Abreise, der ehrgeizige und unruhige Herzog von Alençon die Zurücksetzung, die er bis jetzt erfahren, rächen, und an die Protestanten, gegen die er bisher schon gemäßigtere Gesinnungen gezeigt hatte, sich anschließen. Schon herrschten unter diesen neue Bewegungen, und die Forderungen, die sie an den König machten, zeigten, daß sie nach dem Falle so vieler Tapferen aus ihrer Mitte nur eine noch kühnere Sprache führen zu dürfen glaubten. Sie verlangten, daß ihnen in den Städten, die sie inne hätten, Besatzungen auf königliche Kosten zu halten erlaubt würde, daß man ihnen noch zwei Städte in jeder Provinz überlasse, die freie Übung ihrer Religion öffentlich und an allen Orten gestatte, und einige Richterstühle mit Reformirten besetze. Solche Forderungen, meinte Katharina, würde Ludwig von Condé an der Spitze eines zahlreichen Heeres nicht gemacht haben. Für die Sache der Protestanten aber war die dritte, sich jetzt im Reiche erhebende Partei sehr günstig, die der Politiker nämlich, so genannt, weil sie nicht um der Religion willen kämpften, sondern die Regierung verändert wissen wollten. An ihrer Spitze stand der Herzog von Alençon; die Familie Montmo-

rency, der junge König von Navarra (der eben so sehr von der Aufsicht, unter welcher er leben mußte, befreit zu seyn wünschte, als von seiner ausschweifenden Gemahlin), Condé, nebst vielen anderen angesehenen Leuten, gehörten zu den Gliedern derselben.

Die abschlägige Antwort, welche, durch die Bemühungen Katharinens, der Herzog von Alençon erhielt, als er um die Würde eines Generalstatthalters des Reichs, die sein Bruder, der König von Polen, bis jetzt besessen hatte, bat, brachte auch diese Partei zu einer öffentlichen Äußerung ihres Mißvergnügens. Ihre Bestrebungen gingen dahin, nach dem Tode des Königs, den man mit Grunde für sehr nahe halten konnte, Katharinen vom Hofe zu entfernen, die Nachfolge des rechtmäßigen Thronerben, des jetzigen Königs von Polen, zu verhindern, und den Herzog Franz von Alençon, den indeß weder Kraft des Willens noch des Verstandes zur Herrschaft vorzüglich fähig machten, auf den Thron zu setzen. Zu dem Ende wollte man sich der Provinz Languedoc heimlich versichern, die beiden Bourbonischen Prinzen sollten in der Stille den Hof verlassen, und sich nach den Sicherheitsplätzen der Hugenotten begeben. Diese Anschläge waren noch bei weitem nicht reif, als die Reformirten, voll Begierde loszubrechen, plötzlich zweihundert Bewaffnete in die Nähe von St. Germain sandten, wo der Hof sich damals aufhielt *). Aber der Herzog von Alençon und der König von Navarra gingen nicht zu ihnen über, obgleich dies verabredet worden war, sey es nun, weil ihnen die Anzahl der Reformirten zu klein schien,

---

*) Weil diese Unternehmung um die Fastnachtszeit gemacht wurde, nannte man sie l'entreprise des jours gras.

oder weil sie im entscheidenden Augenblick unentschlossen wurden. Vielmehr folgten sie der mit dem Könige eilig nach Paris fliehenden Katharina, welche darauf die als Theilhaber der Verschwörung Angegebenen gefangen nehmen ließ; Condé hatte sich durch die Flucht gerettet. Von den Eingezogenen wurden einige in die Bastille geworfen, andere sogar enthauptet *). Auch Heinrich von Navarra und der Herzog von Alençon wurden von der Königin Mutter zur Rede gestellt. Der letztere schob die Schuld auf übelgesinnte Rathgeber, und erklärte, daß die Erscheinung der Reformirten bei St. Germain gegen seinen Willen geschehen sey. Heinrich hingegen gab seiner Vertheidigung die Wendung einer Anklage gegen das Mißtrauen, das am Hofe gegen ihn herrsche, und erklärte, daß dieses ihn zu dem Versuche bewogen habe, sich zu entfernen, ohne aber gegen den König und die Regierung feindselige Absichten gehabt zu haben.

Der König war, schon als sein Bruder Heinrich Frankreich verließ, von einer entnervenden Krankheit befallen worden, die mit jedem Tage an Stärke zunahm. Gewissensqualen mochten an diesem Zustande, den das Mißtrauen der Zeit einer Vergiftung zuschrieb, Antheil haben; seit der Bartholomäusnacht verscheuchten die Schreckensbilder der Ermordeten den Schlaf von seinem Lager. Sein Tod erfolgte am 30. Mai 1574. Er war nicht volle vier und zwanzig Jahre alt geworden. Noch

---

*) Unter diesen waren zwei Edelleute, de la Mole und Coconnas, die nach den damaligen verderbten Sitten des Hofes die geheimen Liebhaber der Königin Margarete von Navarra und der Herzogin von Nevers gewesen waren. Nach ihrer Hinrichtung hatten sich die beiden Damen die Häupter derselben aus, um sie, einbalsamirt, unter den Denkmälern ihrer Liebe aufzubewahren. So widrig kann das zarteste Gefühl ausarten.

auf dem Sterbebette dankte er Gott, daß er keinen Sohn hinterlasse, weil er es an sich selbst erfahren, wie beklagenswerth in den Zeiten solcher Unruhen ein Kind auf dem Throne und das ihm unterworfene Volk seyen. Vor seinem Verscheiden beredete ihn seine Mutter noch zu einer Verordnung, kraft deren sie bis zur Ankunft seines Nachfolgers Regentin des Reichs seyn solle.

---

19. Heinrich III.

(1574 — 1589.)

Der König von Polen erfuhr durch die Eilboten seiner Mutter nicht so bald die Nachricht von dem Todesfalle, der ihn auf den Thron Frankreichs berief, als er sich ganz heimlich, in der Stille einer finstern Nacht, mit wenigen Begleitern von Krakau aufmachte, und den Polen förmlich entfloh, wie ein Verbrecher aus seinem Kerker entschlüpft. Und nur die Furcht, wider seinen Willen zurückgehalten zu werden, nicht die Begierde, so bald als möglich wieder in Frankreich zu seyn, war es, die ihn zu dieser stürmischen Eil bewog, denn kaum hatte er die Polnische Gränze überschritten, so ließ er sich in Wien, Venedig und an anderen Orten so viele Lustbarkeiten gefallen, daß sich seine Ankunft in Frankreich sehr verzögerte, während seine Mutter sich indeß bemühte, den Haß und die Kampflust der Parteien von einem Ausbruche zurückzuhalten.

Heinrich III. war ein schöner, wohlgebildeter Mann. Er war ein Freund von königlichem Prunk, und zeigte sich selbst bei feierlichen Gelegenheiten mit einer Würde, die einen ganz andern Mann in ihm vermuthen ließ, als

er wirklich war. Auch wenn er die Reden fremder Gesandten aus dem Stegreife beantwortete, so geschah dies mit einem Anstande und einer natürlichen Wohlredenheit, welche die Fremden bewunderten. Überdies war er von munterer Laune und nicht ohne Witz. Allein die Verderbtheit des damaligen Französischen Hofes machte, daß die Jugend beiderlei Geschlechts nur in Liederlichkeit und unnatürlichen Lüsten ihre Ehre suchte, und so gingen denn auch bei Heinrich III. in der Geisteserschlaffung, die frühe Ausschweifungen nothwendig zur Folge haben, alle edleren Triebe und Neigungen zu Grunde. Wie mußte es um die Gemüthsart eines Mannes stehen, der schon in seinem ein und zwanzigsten Jahre ein Haupturheber der Bartholomäusnacht war! Als König zeigte er sich, wie man es von dem Anstifter einer solchen Gräuelthat erwarten konnte, unedel, heuchlerisch, treulos und feige, dabei ohne Rath und Entschluß, stets schwankend und ganz in Ausschweifungen versunken.

Ungeachtet die Schulden der Krone schon eine bedeutende Höhe erreicht hatten, so lebte doch der Hof so, als ob er über unerschöpfliche Schätze zu gebieten habe. Eine rasende Spielluft verschlang beträchtliche Summen. Der König war von einer Menge von Günstlingen, Dienern seiner Ausschweifungen, umgeben, die in seinem Namen mit den Staatseinkünften nach der freiesten Willkür schalteten, Steuern erhoben und Niemandem Rechenschaft ablegten. Diese Günstlinge, die sich durch ihre weibischen Sitten den verächtlichen Namen Mignons zuzogen, ließen den König einmal in Einem Monate zwei und zwanzig neue Steueredicte machen, und der Widerspruch des Parlaments blieb vergeblich. Das Wenigste davon floß in die Schatzkammer. Und während das Land

fast ausgesogen ward, warf der gedankenlose König das Geld mit vollen Händen an die verdienstlosesten Menschen weg. Sein Cabinetssecretair Benoise hatte einmal seine Brieftasche in des Königs Zimmern verloren. Heinrich fand sie, durchsuchte sie, und fand ein Papierchen darin, worauf Benoise einmal, um eine Feder zu probiren, die Worte: „Schatzmeister meiner Wirthschaftsgelder" geschrieben hatte. Er war eben bei Laune, und schrieb hinzu: „bezahlet dem Secretair Benoise die Summe von 1000 Thalern. Heinrich." Die Schmeicheleien von Großmuth und Feinheit, die der überraschte Empfänger in seine Danksagung mischte, ergötzten den König so sehr, daß er sich den Zettel wiedergeben ließ, um gar noch eine Null hinzuzufügen.

Um die Zeit zu tödten, ward der Palast fast in ein Gasthaus verwandelt, in welchem täglich Gastmähler, Bälle, Maskeraden und Possenspiele gegeben wurden. Die Mignons sannen auf neue Spiele und Wollüste, und an einem Hofe, an welchem Zucht und Ehrbarkeit ausgestorben waren, ward auch das Allerunanständigste nicht verschmäht. Katharina selbst unterließ nichts, was ihrem Lieblingssohne Vergnügen machen konnte, und gab ihre Hofdamen dazu her, wenn der König einmal auf den Einfall kam, sich von halb nackten Dirnen mit fliegenden Haaren bei Tische bedienen zu lassen. Auf seinem Zimmer ergötzte sich Heinrich gern mit kleinen Hunden, von denen er eine ganze Menagerie unterhielt, die ihm jährlich eine bedeutende Summe kostete. In den letzten Jahren seines Lebens trug er häufig an einem reich gestickten Tragbande einen runden Korb, der mit diesen Thieren angefüllt war. Auch Affen und Papageien hielt er in beträchtlicher Zahl, und konnte mit ihnen Stunden

lang tändeln. Eines seiner Lieblingsvergnügen bestand auch darin, sich mit seinen Mignons in Weiberkleidern sehen zu lassen, ja in den Fasten in allerhand seltsamen Vermummungen Tag und Nacht durch die Straßen von Paris zu laufen, in alle Häuser und Gesellschaften einzudringen, und Jedermann zu beschimpfen. Mit allen diesen unwürdigen Thorheiten wechselten Andachts- und Bußübungen, zu welchen ihn abergläubische Vorstellungen und Gewissensangst trieben, auf das seltsamste ab.

Da sich Heinrichs schlimme Neigungen erst im Laufe seiner Regierung recht entwickelten und offenbarten, da er erst auf dem Throne in eine Erschlaffung versank, die sein früheres Leben nicht vermuthen ließ, so waren Viele, die bei seiner Rückkehr aus Polen gute Hoffnungen von ihm hegten. Aber bald wurden sie inne, wie sehr sie sich getäuscht hatten. So wie der Einfluß der Lieblinge begann, legten mehrere treue Räthe und Staatsdiener ihre Würden nieder, welches Heinrichen ganz recht war, weil er dieselben nun mit seinen elenden Günstlingen besetzen konnte. Da die Mißvergnügten schon wieder Versammlungen und Berathschlagungen hielten, so war jetzt die wichtigste Frage, wie man sich gegen sie verhalten solle. Einige Männer von Erfahrung und Weisheit, die noch um den König geblieben waren, riethen ihm zur Gelindigkeit; allein Katharina und der Cardinal von Lothringen bestanden darauf, daß die Hugenotten mit aller Gewalt unterdrückt werden müßten, und ihre Meinung behielt die Oberhand. Der Cardinal erlebte die schlimmen Folgen seines Raths nicht mehr; er starb am 26. December 1574.

Die Reformirten zogen nun Truppen zusammen. Der Prinz von Condé, der sich in Deutschland aufhielt,

führte in Vereinigung mit dem Pfalzgrafen Casimir einen ansehnlichen Heerhaufen aus jenem Lande herbei, und obgleich die Hugenotten ihn zu ihrem Oberhaupte gewählt hatten, so übertrug er doch bald darauf diese Würde dem Herzog von Alençon, der mit einer größeren Zahl von Politikern vom Hofe entflohen war, und sich zu den Reformirten begeben hatte, die ihn mit Freuden an ihrer Spitze sahen. Katharina mußte einen für die königliche Regierung sehr schimpflichen Waffenstillstand eingehen. Bald darauf entfloh auch der junge König von Navarra, obgleich am Hofe streng bewacht, und stellte sich in Guienne an die Spitze der Reformirten. Von Moulins aus, wo sich die Häupter dieser Partei versammelt hatten, erging eine Bittschrift an den Hof, in welcher theils die sämmtlichen Beschwerden vorgebracht, theils Friedensbedingungen vorgeschlagen wurden. In der Verlegenheit, in welcher sich der Hof befand, übte Katharina wieder ihre gewöhnliche Staatskunst; sie versprach Alles, um nichts zu halten, und sorgte nur dafür, ihren Sohn Franz von Alençon, jetzt von Anjou genannt, zu befriedigen, da es ihr vor Allem darauf ankam, diesen von den Hugenotten zu trennen.

Unterdeß waren die Guisen und ihr Ehrgeiz noch nicht ausgestorben. Herzog Heinrich, der Sohn des tapfern Guise, der vor Orleans erschossen worden war, und selbst schon bei seiner Partei als Held der Bartholomäusnacht berühmt, war jetzt neunzehn Jahre alt, und an äußeren und inneren Vorzügen, aber auch an Herrschsucht und Verfolgungsgeist, das vollkommene Abbild seines Vaters. Sein Ehrgeiz trug ihn zu noch höheren Entwürfen, als jener gewagt hatte, und nachdem er durch einen bezahlten Genealogen hatte beweisen lassen, daß er

in gerader Linie von Karl dem Großen abstamme, entschloß er sich zu einem Streben, welches kein geringeres Ziel als den Thron selbst ins Auge faßte. Um ihn bildete sich eine Partei von angesehenen Katholiken, der eine Menge Edelleute aus allen Provinzen beitraten, und die sich die Aufrechthaltung der katholischen Religion zum Zweck setzte, ohne Rücksicht auf den König, den man dazu für zu schwach hielt. Geheime Zwecke hierbei waren noch: die Ermordung Franzens von Anjou, der dem Könige immer wieder günstige Bedingungen für die Hugenotten abdringe, ferner die Aufhebung des Königs, den man alsdann, als den letzten Valois, eben so in ein Kloster stecken wollte, wie dies einst mit dem letzten Merovinger geschehen war (Th. IV. S. 154.), und endlich die Erhebung Guisens, als des wahren Nachkommen Karls des Großen, auf den Königsthron. Diese katholische Partei ward so stark und ansehnlich, daß sie es wagen durfte, Philipp II. von Spanien und den Papst (Gregor XIII.) zum Beitritt einzuladen. Die Theilnahme des Letztern verschaffte dem Bunde den schon oft gebrauchten Namen der heiligen Ligue.

Die Protestanten hatten dem Könige die erste Nachricht von diesem Bunde gegeben, die Heinrich nicht glauben wollte, bis ihn sein Gesandter in Spanien überzeugte. Eine solche Vereinigung, die sich vornahm, an seiner Statt und ohne ihn zu fragen, zu regieren, konnte ihn unmöglich ruhig lassen, zumal wenn man noch bedenkt, daß seine Mutter, wie sehr sie sich auch der Guisischen Partei für ihre eignen Zwecke bedienen wollte, eine solche schrankenlose Gewalt derselben nicht billigen konnte. Der König ergriff indessen eine Maßregel, die der Herzog von Guise nicht erwartet hatte, und die derselbe um so we-

niger vereiteln konnte, da er sie selbst vor den übrigen Bundesbrüdern nicht mißbilligen konnte; er trat selber der Ligue bei, und ließ sich zum Haupte derselben erklären. Es versteht sich, daß dabei von Guisens Privatabsichten nicht die Rede war. Unterdessen waren schon die Stände zu Blois (1577) versammelt, von wo eine Aufforderung an die Häupter der Hugenotten erging, wieder in den Schooß der Kirche zurückzukehren. Der König von Navarra, der nach Karls IX. Tode sogleich wieder zum reformirten Glauben übergetreten war, antwortete den Gesandten: „Sagt der Versammlung, daß ich jederzeit Gott gebeten habe, daß er mich die Wahrheit möge erkennen lehren. Bin ich auf dem rechten Wege, so erhalte mich Gott dabei; wo nicht, so öffne er mir die Augen, und dann werde ich nicht allein bereit seyn, den Irrthum ohne Menschenfurcht abzuschwören, sondern auch meine Güter und mein Leben zur Vertilgung der Ketzerei anzuwenden." Ähnliche Antworten gaben auch der Prinz von Condé und der Marschall von Damville. Da der König kein Geld hatte, und der dritte Stand so wie die Geistlichen auf der Reichsversammlung sich weigerten, Auflagen zu bewilligen, so ward wieder unterhandelt, und so, daß die Protestanten endlich zufrieden waren, weil es auch ihnen an Truppen und Gelde mangelte. Der König bestätigte das Ergebniß der Unterhandlungen in einem zu Poitiers erlassenen Edicte, welches den Protestanten, unter der Bedingung, daß sie den Zehnten bezahlten, und die der Kirche genommenen Güter wieder abträten, öffentliche Religionsübung und neue Sicherheitsplätze bewilligte, und sie für fähig erklärte, alle Ämter und Würden zu bekleiden.

Sechs Jahre vergingen nun wieder in einem Zu-

stande scheinbarer Ruhe, während welcher jedoch das Feuer immer unter der Asche fortglimmte. Das Reich gerieth bei der durchaus nachdruckslosen Regierung immer mehr in Verfall, die Statthalter in den entfernteren Provinzen schalteten wie unumschränkte Herren, die braven Bürger grämten sich im Stillen, und die Priester eiferten auf den Kanzeln gegen das liederliche Leben des Königs. Die Ligue schien nun wieder eingeschlummert zu seyn, allein mit dem Jahre 1583 bekam sie auf einmal neues Leben. Am 10. Juni dieses Jahres starb nämlich des Königs letzter Bruder, der Herzog Franz von Anjou (dreißig Jahre alt), und da der König selbst noch keine Leibeserben hatte, auch ungeachtet seiner Jugend schon sehr entnervt war, so hatte es allen Anschein, als ob das Geschlecht der Valois mit ihm aussterben würde. Dann waren die Bourbons die nächsten am Throne; aber Heinrich von Navarra war ja ein Ketzer, und sein Oheim, der alte Cardinal Karl von Bourbon, ein schwacher Greis; was Wunder also, daß der Herzog von Guise jetzt mehr als jemals seine Abkunft von den Karolingern geltend zu machen und sich dadurch den Weg zum Thron zu bahnen suchte. Diese glänzenden Aussichten brachten nun auf einmal wieder Leben in die Ligue, und es galt jetzt ein doppeltes Ziel, die Hugenotten zu unterdrücken, und den König ganz willenlos zu machen.

Sogleich zog Guise Truppen zusammen, und nahm schnell eine Menge fester Städte in Besitz, ohne den König zu fragen. Dieser gerieth darüber in nicht geringe Bestürzung. Ein tüchtiges Kriegsheer wäre hier das einzige Mittel gewesen, sein verletztes Ansehn wieder herzustellen, und die Rebellen für ihre Anmaßung zu züchtigen. Aber woher das nehmen? Die Politik Katharis-

nens rieth hier abermals zu Unterhandlungen, die, wie gewöhnlich, darauf hinausliefen, daß man den Gegnern Alles bewilligte, was sie begehrten, und nachher doch wieder zurücknahm, was man wollte. Das Letztere ließ sich indeß hier nicht gut thun, denn die Liguisten bedungen sich gleich zehn Sicherheitsplätze im Reiche aus und ein Edict, daß alle Hugenotten die ihrigen verlassen und bei schwerer Strafe katholisch werden sollten. Nachdem der König ihnen diese Forderungen in einem am 7. Juli 1585 zu Nemours erlassenen Edicte gewährt hatte, galt kein Zurücknehmen mehr; man hatte dadurch den Hugenotten den Krieg erklärt, und mußte ihn ausfechten. Der König war mitten im Gewirre, er mußte folgen, wohin die Ligue ihn haben wollte, und nur zufrieden seyn, daß man seinen Namen noch achtete. Mit vieler Mühe brachte man Geld zur Ausrüstung eines Heeres zusammen. Der König mußte unterdessen noch ein Edict unterschreiben, kraft dessen alle Hugenotten im Reiche bei Strafe der Einziehung ihrer Güter innerhalb vierzehn Tagen katholisch werden sollten. Heinrich von Navarra ließ sich dadurch verleiten, ein ähnliches in seinen Staaten gegen die Katholiken zu geben. Dadurch wurden nun auf beiden Seiten viele Familien arm gemacht. Guisens Bruder, der Herzog von Mayenne, bekam den Auftrag, nach Guienne zu gehen, und den König von Navarra aufzuheben; die Sache hatte aber ihre Schwierigkeiten, und der Zug blieb vor der Hand fruchtlos. Im folgenden Jahre (1586) gedachte man es desto besser zu machen, und stellte vier Heere ins Feld; sie richteten aber alle nichts aus. Der König war selbst bis Lyon mitgegangen, und vertrieb sich hier mit Hunden, Affen und Papageien die

Zeit, während die Ligue den Krieg nach Belieben führte, ohne sich um ihn zu bekümmern.

Die Guisen hatten indeß nicht unterlassen, durch aufrührerische Predigten die Stadt Paris gegen den König aufzubringen; sie hofften, daß sich die übrigen Städte nach dem Beispiele derselben richten würden. Dies veranlaßte eine andere Verbindung, die sich die Ligue der Sechzehner nannte, weil die Bürgerhauptleute aus den sechzehn Stadtvierteln die Hauptpersonen derselben waren. Sie erklärten, es sey jetzt nothwendig, daß der Staat selbst für sich sorge, da man einen König habe, der seine Pflichten nicht kenne, dem man niemals trauen dürfe, und der die katholische Religion in die Gefahr gebracht habe, jedem augenblicklichen Vortheil aufgeopfert zu werden. Wie die Hauptstadt, so war das ganze Königreich erschüttert. Aufrührerische Schriften wurden in Städten und Dörfern ausgestreut, und schon ging ein Gerücht, man wolle den König aufheben, wenn er den Jahrmarkt von St. Germain besuchen werde. Das erfuhr er aber, und ging diesmal nicht hin.

Der bürgerliche Krieg dauerte unterdeß fort. Im Jahre 1587 war Poitou der Hauptschauplatz desselben. Der treffliche Heinrich von Navarra eroberte hier nicht nur viele Plätze, sondern gewann auch am 20. October einen herrlichen Sieg über die liguistischen Truppen bei Coutras, an der Gränze von Perigord und Guienne. Hier war es, wo er den Grund zu seinem nachmaligen kriegerischen Ruhme legte. Mit Augen, die von Muth und Siegeslust funkelten, ritt der junge Held vor dem Anfange der Schlacht die Reihen auf und nieder, und rief den Prinzen von Condé und Soissons, seinen Vettern, zu: „Erinnert euch, daß ihr von Bourbonischem

Geblüte seyd! Ich meines Orts will, so wahr Gott lebt, zeigen, daß ich der älteste von euch bin!" Er hielt Wort, und seine Freunde warnten ihn vergebens, sein Leben mehr zu schonen. Auch Condé zeigte sich im Treffen seines väterlichen Ruhmes würdig. Die Niederlage der Feinde war vollkommen; auch der Anführer, Herzog von Joyeuse, war unter den Todten, nicht betrauert von dem Könige, der — dahin war es mit seiner Selbständigkeit gekommen — abermals gern einen Herrn verlor. Heinrich von Navarra, der nur Soldat und Held aus Nothwendigkeit war, überließ sich nach dem Siege den wehmüthigsten Empfindungen über den traurigen Anblick des mit Tausenden von Todten bedeckten Schlachtfeldes, trug eine fast brüderliche Sorgfalt für die Verwundeten und entließ die gefangenen Katholiken meist ohne Lösegeld.

Die Vortheile dieses glänzenden Sieges waren unbedeutend; man eroberte nur einige feste Plätze. Über das weitere Verhalten war man uneinig. Condé rieth, über die Loire zu setzen und sich mit den Deutschen Soldtruppen zu verbinden; Andere waren der Meinung, das Heer der Ruhe genießen zu lassen, wenigstens einen Theil desselben. Heinrich von Navarra ging nach Bearn, und legte dort einer Gräfin von Grammont, mit welcher er in einem Liebesverhältniß stand, die in der Schlacht von Coutras eroberten Fahnen zu Füßen. Viele glaubten auch, die schöne Gräfin sey die eigentliche Ursache gewesen, warum Heinrich seinen Sieg nicht besser benutzt habe; gewiß ist es, daß eine nicht genug bekämpfte Sinnlichkeit seinen edleren Bestrebungen oft Eintrag that. Die Hülfstruppen, welche die Deutschen Protestanten den Hugenotten gesandt hatten, wurden noch in demselben Jahre

vom Herzoge von Guise entscheidend geschlagen. Nur Wenige derselben sahen ihre Heimath wieder.

Die Hugenottische Partei erlitt bald nachher einen andern Verlust, durch den Tod des Prinzen von Condé (5. März 1588). Alle Anzeigen waren da, daß Gift seinem Leben ein so frühes Ende gemacht habe; er zählte erst fünf und dreißig Jahre als er starb. Er war ein Mann, bei dem man nach dem Ausspruche eines großen Geschichtschreibers nichts vermißte als das Glück *).

Die Aufrührer in Paris riefen indessen den Herzog Heinrich von Guise in ihre Stadt. Diesen ehrenvollen Ruf hatte Guise nur erwartet, um die letzte Hand an sein kühnes Werk zu legen. Er kam, zwar nur mit wenigen Begleitern, aber gleich bei seinem Eintritt von Tausenden umringt, die ihn vergötterten, und besuchte den König, eben da dieser mit seinen Lieblingen rathschlagte, ob er ihn tödten lassen solle. Das Gespräch war natürlich nicht das freundlichste, und Guise entfernte sich, so schnell er konnte, dem Himmel dankend, daß er diesmal noch so davon gekommen sey. Auch der König war in banger Unruhe. Er ließ die Wachen im Louvre verdoppeln, Guise die vor seinem Palast. Katharina, die gern Frieden stiften wollte, bewog sie beide zu einer zweiten Unterredung, in welcher sich der König sehr schwach, und der Herzog sehr stolz benahm. Die Spannung ward nur noch größer. Heinrich ließ sogar zu seiner Sicherheit viertausend Schweizer nach Paris kommen. Das machte die Sechzehner wieder mißtrauisch, und Guise selbst verbreitete geflissentlich ein Gerücht, der König wolle sie über-

*) In quo nihil merito desiderares nisi fortunam, quam importune adversam a prima infantia ad ultimum vitae brevis spiritum expertus est. Thuanus, L. XC.

fallen und hundert und zwanzig der Vornehmsten hinrichten lassen, zu welchem Ende draußen schon zwanzig Galgen und mehrere Blutgerüste errichtet wären. Diese Nachricht brachte alle Bürger in Aufruhr, sie stürzten aus den Häusern, versperrten die Straßen durch vorgezogene Ketten, verrammelten ihre Thüren mit Fässern, Balken, Brettern und Wagen, und traten mit geladenen Gewehren an die Fenster (12. Mai). Dagegen ließ der König die Schweizer in den Straßen aufmarschiren, doch mit dem ausdrücklichen Befehl, nicht zu schießen. Das letztere machte, daß die Bürger sie verspotteten und auf alle Weise beschimpften. Darüber riß einem Schweizer die Geduld, und er schoß wirklich los. Aber das ward mit einem Hagel von Flintenkugeln und Feldsteinen erwiedert, wodurch gegen dreißig Schweizer getödtet wurden. Diese armen Menschen, die sich theils nicht wehren durften, theils der Menge nicht gewachsen waren, schmiegten sich ängstlich an die Wände der Häuser an, und flehten mit aufgehobenen Rosenkränzen um Barmherzigkeit. Man zwang sie endlich, mit in den Ausruf: „Es lebe Guise!“ einzustimmen, und erlaubte ihnen dann, mit umgekehrtem Gewehr abzuziehen. Guise zeigte sich hierauf selbst zu Pferde, ward mit lauten Jubelgrüßen empfangen und stellte die Ordnung wieder her, indem er zugleich die Schweizer und die königlichen Truppen vor den weiteren Mißhandlungen des Pöbels sicherte.

Hierauf begab sich die Königin Mutter selbst zu ihm, und stellte ihn zur Rede. Er versicherte kurz, er habe an diesen Unruhen keinen Antheil, sondern der König sey allein Schuld daran, weil er fremde Truppen in die Stadt gerufen habe. Als sie darauf Vergleichsvorschläge that, spannte er seine Forderungen so hoch, daß ihre Be-

willigung ihm die ganze Macht im Staate würde verschafft haben. Unentschlossen verließ sie seinen Palast, und als sie zum zweiten Male zu ihm fahren wollte, flüsterte ihr ein Bürger zu, es seyen an funfzehntausend Menschen bereit, das Louvre von der hintern Seite her zu stürmen. Sogleich kehrte sie um, und bewog den König zur schleunigsten Flucht. Er entwich noch denselben Tag mit den ausziehenden Schweizern, und begab sich nach Chartres. Guise war darüber sehr bestürzt, doch blieb er in Paris, und nahm das Ansehn eines Herrschers an. Die Ketten wurden wieder weggezogen, die Verrammelungen (barricades) bei Seite geschafft, die Läden geöffnet, und die Sitzungen des Parlaments nahmen wieder ihren Anfang. Guise bemächtigte sich hierauf noch der Bastille und änderte die Obrigkeiten in Paris nach seinem Gutdünken. Wenige rechtschaffene Männer hatten die Standhaftigkeit, ihm zu widerstehen. Zu diesen gehörte der Präsident des Parlaments, Achilles von Harlay. Als Guise denselben besuchen wollte, fand er ihn in seinem Garten auf- und niedergehend. Er redete ihn verbindlich an, aber der Präsident, ohne sich in seinem Spazirgange aufhalten zu lassen, sagte trocken: „Das ist ein Jammer, wenn der Diener den Herrn verjagt. Übrigens gehört meine Seele Gott, mein Herz dem Könige, und mein Leib jedem Bösewicht; man mache damit, was man will.“ Zu Guisens Freude waren die übrigen Glieder des Parlaments weniger beharrlich, und bewilligten ihm Alles, was er verlangte.

Katharina von Medici, die in Paris geblieben war, unterhandelte indeß mit dem Herzoge fortwährend, und da sie nun einmal schon so tief erniedrigt war, so gab sie endlich noch bis zum Äußersten nach, um nur noch

einen Schein von Freiheit und Herrschaft zu retten (21. Jul. 1588). Der König sollte schwören, alle Hugenotten auszurotten, keine Stellen mehr an solche zu vergeben, den Liguisten noch vier Sicherheitsplätze einzuräumen, alle Franzosen schwören zu lassen, keinen protestantischen Nachfolger zu wählen, allen Theilnehmern an dem letzten Aufstand in Paris zu vergeben, Guise zum Befehlshaber sämmtlicher Französischen Truppen zu machen, und eine Reichsversammlung nach Blois auszuschreiben, in welcher dieser Vertrag bestätigt werden sollte. Es versteht sich, daß die Liguisten dafür gesorgt hatten, in dieser Versammlung die meisten Stimmen zu erhalten.

Diese empörenden Bedingungen waren es nicht allein, die den König zu einem verzweiflungsvollen Entschluß brachten. Er hörte von verrätherischen Verbindungen der Guisen mit auswärtigen Mächten; man hinterbrachte ihm die übermüthigsten Reden, die dem Herzog und seinen Anhängern entfallen waren, und eine Menge neuer Entwürfe, die auf seine Beschränkung und Demüthigung abzweckten. In der Angst sah er kein anderes Mittel, als Meuchelmord. Acht Edelleute erboten sich, denselben zu vollziehen. Heinrich theilte selbst die Dolche unter sie aus, und sagte dabei: „Es ist eine Handlung der Gerechtigkeit an dem größten Verbrecher meines Reiches, die ich euch auftrage, und deren Ausübung mir die göttlichen und menschlichen Rechte zulassen; und weil ich es leider auf dem geraden Wege Rechtens nicht zu thun vermag, so gebe ich euch hiermit, Kraft meiner königlichen Befugniß, volle Gewalt, ihn auf diese Art zu bestrafen.“ Der Tag der Ausführung ward auf den 23. December festgesetzt, wenn der Herzog sich zur Reichsversammlung einfinden würde. Er ward gewarnt; aber

er achtete nicht darauf. Noch den Tag vorher fand er an der Tafel unter seinem Teller einen Zettel mit den Worten: „Man will Sie umbringen." Er aber schrieb hinzu: „das wird man sich nicht unterstehen," und warf den Zettel unter den Tisch.

Am bestimmten Tage, da die acht Edelleute sich im Vorzimmer des Königs in Ordnung gestellt hatten, während in einem andern Theile des Schlosses die Reichsversammlung schon beisammen war, erhielt Guise in derselben den Befehl, schnell zum Könige zu kommen. Er kam, ging durch das Vorzimmer, grüßte die darin befindlichen Herren nach seiner Gewohnheit sehr freundlich, und sie dankten mit gleicher Höflichkeit. Aber eben, da er die Hand nach der Thür des königlichen Cabinets ausstrecken wollte, stürzten sie von hinten auf ihn zu. Ein Herr von Montseris faßte ihn beim Arm und gab ihm einen Dolchstich in den Leib, mit den Worten: „Ha Verräther, du mußt sterben!" Des Effranats faßte ihn bei den Füßen, Saint Malines versetzte ihm einen heftigen Dolchstoß in die Brust, und der Herr von Loignac einen andern in den Leib. Das Alles war das Werk eines Augenblicks. Der Herzog rief nach seinen Freunden, gleich darauf, da ihm der Herr von Sarriac von hinten den Degen tief in den Leib stieß, schrie er laut: „Ach! Barmherzigkeit!" arbeitete noch mit den letzten Kräften, sich loszumachen, und schleppte seine Mörder, vermöge seiner gewaltigen Stärke, bis in einen Winkel an das Bett des Königs mit sich fort, wo er endlich erschöpft niedersank. So starb er im noch nicht vollendeten zwei und dreißigsten Jahre seines Lebens. Alle seine Verwandte wurden hierauf gefangen genommen, und sein Bruder, der Cardinal Ludwig von Guise, im Gefängnisse

gleichfalls ermordet. Um dem Pöbel jeden Anlaß zu Ausschweifungen zu nehmen, wurden die Leichname beider Brüder in eine Kalkgrube geworfen, dann die Gebeine verbrannt, und die Asche in den Fluß gestreut. Der dritte Bruder, der Herzog von Mayenne, entfloh.

Voller Freuden über den glücklich gelungenen Anschlag war Heinrich III. sogleich mit der Nachricht zu seiner Mutter geeilt, die damals auf ihrem Zimmer zu Blois krank lag. Sie verbarg ihren geheimen Schreck, und tröstete sich vielleicht im Stillen damit, daß sie den Herzog nicht lange überleben werde. Wirklich starb sie auch bald darauf, am 5. Januar 1589.

So war nun der schwache König ganz verlassen. Er glich einem Kinde, das ein Haus angezündet hat, und Niemanden findet, der es selbst daraus befreien könnte. Wäre er entschlossen genug gewesen, sogleich mit der Miene des Siegers und Königs nach Paris abzugehen, und mit fortgesetztem Nachdruck die Ligue zu verfolgen, so möchte es ihm wol gelungen seyn, sie in Furcht zu setzen und zu zerstreuen. Aber da die Pariser sahen, daß er sich selber fürchtete, so begingen sie die größten Ausschweifungeu, bemächtigten sich der wichtigsten Posten in der Stadt, zerschlugen allenthalben die Wappen und Bildnisse des Königs, und klebten an allen Ecken Spott- und Schandschriften gegen ihn an, in welchen sie ihn bloß Heinrich von Valois nannten. Dem getödteten Herzog und Cardinal wurden die prächtigsten Leichenbegängnisse gehalten, und die Priester wußten in ihren Gedächtnißpredigten die Todesart derselben so schrecklich und so rührend darzustellen, daß der Pöbel ganz wüthend aus der Kirche rannte. Einer derselben rief seine Zuhörer laut zur Rache auf, und fuhr dann im höchsten

Eifer fort: „Ja, schwört mir's Alle, schwört! und hebt zum Zeichen eures Eides die Hände in die Höhe! Herr Präsident (so rief er dem redlichen Harlay zu, der auch zugegen war), hebt auch die Hand auf, hebt sie hoch in die Höhe, auf daß Jedermann es sehe!" Ein Anderer fragte seine Zuhörer von der Kanzel, ob denn kein Einziger unter ihnen ein so eifriger Katholik sey, daß er es wage, den Tod eines solchen Helden an der Person des Tyrannen zu rächen. Ja die Sechzehner legten der Sorbonne förmlich die Frage vor, ob man wol einem Könige noch treu bleiben dürfe, der selber seinem Volke so oft Treue und Glauben gebrochen habe — und ein und siebzig Doctoren dieses geistlichen Richterstuhls antworteten mit Nein. Hierauf schleppten die Aufrührer die Parlamentsräthe, die es mit dem Könige hielten, unter ihnen auch den Präsidenten Harlay, in die Bastille. Der Aufruhr brach in allen Städten aus, ganze Provinzen fielen vom Könige ab. Mayenne kam nach Paris und ward mit Jubelgeschrei empfangen. Der König hatte das Äußerste zu fürchten, und nichts blieb ihm in seiner Verzweiflung übrig, als sich den Hugenotten in die Arme zu werfen. Freudig kam der junge Heinrich von Navarra mit seinem Heere nach Blois, und wollte auf Paris losgehen, aber Mayenne kam ihm zuvor und warf sich mit seiner liguistischen Armee hinein. Die beiden Könige zogen nun mit einander aus, die Stadt zu belagern. Heinrich III. nahm in St. Cloud sein Hauptquartier. Alle Welt war gespannt, welchen Ausgang dies seltsam verwickelte Trauerspiel nehmen werde, als plötzlich der Knoten — zerhauen ward. Ein junger Dominicanermönch, Jakob Clement, war von den Predigten, deren oben erwähnt ist, so begeistert worden, daß

er sich entschloß, den Heldenruhm zu verdienen, der, wie man ihm gesagt hatte, mit der Ermordung eines von Gott abgefallenen und zur Hölle verdammten Königs zu gewinnen sey. Man glaubte auch, daß sein Vorsatz durch die Herzogin von Montpensier, Schwester der Guisen, die ihn durch ein sehr unedles Mittel an sich gezogen habe, völlig bestimmt worden sey. Zu größerer Sicherheit fragte er seinen Prior und einen andern alten Mönch, ob man wirklich mit gutem Gewissen die That begehen könne, und als ihm diese wiederholt versicherten, daß er sich dadurch ein wahres Verdienst bei Gott erwerben werde, so nahm er von ihnen Abschied, empfahl sich ihrem Gebete, und machte sich auf den Weg nach St. Cloud.

Nahe vor diesem Orte traf er den Generalprocurator des Königs, La Guesle, und sagte demselben, er habe dem Könige wichtige Dinge zu entdecken. Jener nahm ihn mit in das Schloß. Mit unbeschreiblicher Ruhe ging der junge Mensch der schaudervollen That entgegen, nachdem er sich überzeugt zu haben glaubte, daß sie gut und rühmlich sey. Er aß ganz fröhlich zu Abend mit den Leuten des Generalprocurators, verrieth sich nicht durch die kleinste Miene, und schlief die Nacht ganz ruhig. Am andern Morgen (1. Aug. 1589) führte ihn La Guesle in das Schlafgemach des Königs. Der Mönch überreichte diesem zwei Schreiben, die er sich zu verschaffen gewußt hatte. Weil aber einige Herren ihm dabei zu nahe standen, so konnte er seinen Streich nicht ausführen. Er wartete daher, bis der König ihn fragte, ob er ihm sonst noch etwas zu melden habe. Das bejahete er, fügte aber hinzu, daß er es ihm nur ganz heimlich sagen dürfe. Die Herren entfernten sich darauf einige Schritte, aber kaum hatten sie sich abgewendet, als sie

den König schreien hörten: „Ach mein Gott! ach Böse-wicht, du hast mich getödtet! Ach Bösewicht, was habe ich dir gethan, daß du mich so ermordest?" Sie wandten sich plötzlich um, und sahen den König sich selbst ein Messer aus dem Leibe ziehen, und dem Mörder, der ganz ruhig vor ihm stand, einige Stöße damit ins Gesicht versetzen. La Guesle zog hierauf den Degen, und stieß ihm das Gefäß so heftig ins Gesicht und auf den Leib, daß er ihn zwischen zwei Betten, die in dem Zimmer standen, zu Boden warf. Der Mönch wollte sich wieder aufraffen, als mehrere Edelleute aus dem Vorzimmer hereindrangen, ihn mit unzähligen Hieben und Stichen tödteten und den Leichnam zum Fenster hinabstürzten.

Sobald der König von Navarra von diesem Unglücksfalle Nachricht bekam, eilte er an das Bett des Verwundeten und fiel vor demselben auf ein Knie nieder. Der König hieß ihn aufstehen, küßte ihn und erklärte ihn laut für seinen Nachfolger, befahl auch allen anwesenden Herren, ihn dafür zu erkennen. Erst am folgenden Tage starb er, noch nicht neun und dreißig Jahre alt. Mit ihm erlosch das Haus Valois, und an dessen Stelle trat die Seitenlinie der Bourbons ein. Aber ob der reformirte Heinrich von Navarra sein Recht mit dem Schwerte glücklich durchsetzen werde, war damals wenigstens noch zweifelhaft. Der Papst hatte ihn gebannt und aller Ansprüche auf die Nachfolge für verlustig erklärt, Paris war in den Händen der Ligue, und schon rüstete sich Spanien, der katholischen Partei mit Waffengewalt beizuspringen. Wollte also Heinrich die Krone von Frankreich besitzen, so mußte er sie erst als Held erkämpfen.

20. Heinrich IV.

(1589 — 1610.)

Wir haben diesen Fürsten schon in seinem sechzehnten Jahre an die Spitze der reformirten Partei treten und schon damals sich eines Coligny Achtung erwerben sehen. Aber noch in einem weit zartern Alter verrieth sich der hohe Geist, der in dem Knaben wohnte. Er war zugegen, als Katharina von Medici und ihr Sohn, Karl IX., die oben erwähnte Zusammenkunft mit der Königin von Spanien und dem Herzog von Alba in Bayonne hatten, und zog bei dieser Gelegenheit durch seine jugendliche Munterkeit und durch seine treffenden Antworten die Aufmerksamkeit aller Fremden so sehr auf sich, daß ein vornehmer Spanier unter andern sagte: „Wahrlich, er scheint mir ein Fürst oder Kaiser zu seyn, oder doch Einer, der es werden wird."

Johanna von Navarra, seine Mutter, eine der trefflichsten Frauen ihrer Zeit, hatte sich der Erziehung ihres Sohnes mit außerordentlichem Eifer angenommen, besonders seitdem ihr Gemahl, der schwache König Anton von Navarra, gestorben war (1562). Außerdem war das Leben selbst seine Schule; er ward früh mit in das Kriegsgetümmel genommen, wie er denn von sich selber oft zu sagen pflegte, daß er im Lager und unter den Waffen groß geworden sey. Im Reiten that es ihm Niemand gleich, und in allen kriegerischen Übungen war er Meister. Von früher Jugend auf zeigte er ein feuriges Ehrgefühl. Dies machte ihn tapfer, wo es Tapferkeit galt, und großmüthig, wo die Großmuth seine Würde erhöhen konnte. Von Natur wäre er wol nicht kriege-

risch geworden, denn seiner Mutter liebevoller Charakter hatte auch seine Gefühle früh zur Sanftmuth und Theilnahme gestimmt; ja, als er älter ward, artete die Liebe zum weiblichen Geschlechte bei ihm zu einem tadelnswürdigen Fehler aus. Da indessen die bedenklichen Umstände, unter denen er den Schauplatz betrat, ihn Ernst und Strenge lehrten, so ward er zum Glück noch vor der Erschlaffung und Verweichlichung verwahrt, in die ein träges Leben ihn vielleicht gestürzt haben würde.

Eine herrliche Gesundheit und eine bewundernswürdige Nervenkraft machten ihm alle Beschwerden leicht, und erhielten ihn bei immer froher Laune. Ein klares Auge, eine Adlernase, eine frische, bräunliche Gesichtsfarbe und ein schön gelockter Bart machten seine Züge, die schon Geist und Leben ausdrückten, noch anziehender. Dabei war er immer thätig, sah Alles selbst nach, und in der Schlacht, wo er zu Pferde saß, verglichen seine Feinde selbst ihn mit dem Adler. Früh um vier Uhr stand er auf, und man sagte von ihm, daß er nicht so viel Zeit zum Schlafen brauche, als der Herzog von Mayenne, sein Gegner, zum Essen. Auch antwortete er selbst einmal Jemandem, der diesen einen einsichtsvollen Feldherrn nannte: „Das ist wahr, aber ich gewinne ihm alle Tage fünf volle Stunden ab."

Aber er mußte ihm noch mehr abgewinnen, denn als sein Vorgänger starb, war seine Lage noch sehr mißlich. Er selbst sagte darüber scherzhaft: „Ich bin ein König ohne Krone, ein Feldherr ohne Geld und ein Ehemann ohne Frau *)." Wirklich dauerte auch der Krieg,

---

*) Dies letztere bezieht sich auf seine Gemahlin Margarete von Valois, mit welcher Heinrich wegen ihres sittenlosen Wandels alle eheliche Gemeinschaft aufgehoben hatte.

den er zu führen hatte, ehe ihm Paris die Thore öffnete, beinahe fünf Jahre. Die Liguisten hielten noch eng zusammen; ihr Oberhaupt, der Herzog von Mayenne, war ein Mann von großer Tapferkeit, Festigkeit und Einsicht*), und es standen ihm viele Hülfsmittel zu Gebote. Ein Theil des Adels begab sich voll Unmuth auf seine Güter, und wollte den Ausgang der Unruhen abwarten; ein anderer erklärte sich, er wolle bei Heinrich bleiben, wenn er schwören wolle, die katholische Religion aufrecht zu erhalten, sich selbst darin unterrichten zu lassen, sich dem Ausspruch eines Nationalconciliums zu unterwerfen und den Tod des vorigen Königs zu rächen. Dies versprach er heilig zu erfüllen, und auf dies Wort huldigten ihm alle anwesenden Prinzen und die Anführer der königlichen Truppen.

Er versuchte jetzt mit dem Herzog von Mayenne den Weg der geheimen Unterhandlungen. Mayenne war kein unbilliger Mann, und hatte sehr gemäßigte Leidenschaften; gewiß würde er daher nicht lange widerstanden haben, wenn die nächsten Häupter seiner Partei ihm nicht so heftig zugesetzt hätten. Doch ließ er sich nie so weit verleiten, selber die Hand nach der Krone auszustrecken; er stellte vielmehr den alten Cardinal von Bourbon unter dem Namen Karls X. als König auf, und begnügte sich selbst mit der Würde eines Generalstatthalters des Reiches. Noch lebte damals der ränkevolle Philipp II. von Spanien; dieser richtete bei der Gelegenheit unverwandt sein Auge auf Frankreich, und gedachte, hier im

---

*) Fidei et constantiae laudem ad virtutis militaris decus adjunxit, adeo ut princeps fidei tenacissimus et expugnator urbium, quasi Ulysses alter, vulgari diverbio appellaretur. Thuanus, L. XCIII.

Trüben zu fischen. Sein Bündniß mit der Ligue ward immer enger und kräftiger, und sein Niederländischer Statthalter, der Herzog Alexander von Parma, mußte mit einem ausgesuchten Hülfsheer zum Herzog von Mayenne stoßen, der gegen das Ende des August (1589) mit fünf und zwanzig tausend Mann von Paris aufbrach, um, wie er öffentlich bekannt machte, „den Bearner zu fangen." Schon mietheten die Pariser Damen Fenster in der Antonsstraße, um den schönen Triumphzug mit anzusehen, allein der Bearner wollte sich gar nicht so geschwind fangen lassen. Er hatte sich in die Normandie gezogen, um Hülfstruppen aus England zu erwarten, und stand mit sieben tausend Mann bei Dieppe trefflich verschanzt. Vergebens bestürmten ihn hier die viermal stärkeren Verbündeten; sie fanden die Verschanzungen unüberwindlich, und mußten sich in die Picardie zurückziehen. Schnell raffte nun Heinrich seine Truppen zusammen und versuchte es, Paris zu überrumpeln. Er bekam auch die Vorstädte in seine Gewalt, aber nun eilte Mayenne herbei. Heinrich ging ihm entgegen und forderte ihn zu einer Schlacht auf; jener umging ihn und warf sich in die Stadt. Heinrich konnte seine Truppen in der Nähe von Paris nicht halten und ging nach Tours.

In Paris berathschlagte man unterdessen, wer König von Frankreich werden solle, wenn Karl X. gestorben seyn würde. Hierbei dachte nun Philipp II. von Spanien einen politischen Meisterstreich zu machen. Da seine dritte Gemahlin Elisabeth eine Schwester Heinrichs III. gewesen war, so behauptete er, der Thron von Frankreich gehöre seiner mit ihr erzeugten Tochter; er drang daher in die Ligue, diese als rechtmäßige Königin anzuerkennen, und ihn selbst zum Protector des Reichs zu

machen. An Bestechungen und Hülfsverheißungen ließ er's nicht fehlen. Dazu war auch noch ein päpstlicher Legat in Paris, der das Volk noch immer mehr gegen den Ketzer Heinrich erhitzte, wodurch die endliche Ausgleichung immer weiter hinausgeschoben ward. Wie heftig der Religionshaß wirkte, kann man daraus sehen, daß die Sorbonne alle Diejenigen in den Bann that, die Heinrich als König anerkennen würden. Heinrich ließ dafür ein Edict ausgehen, worin er drohte, Jeden als einen Majestätsverbrecher zu behandeln, der sich mit dem schändlichen Legaten einlassen würde; und um der Drohung ein Gewicht zu geben, rückte er im März 1590, nachdem er mit Hülfe der Engländer die ganze Normandie zum Gehorsam gebracht hatte, auf die Hauptstadt los. Bei Ivry kam ihm Mayenne mit einem Heere entgegen, und voller Freuden, nun endlich einmal den Streit durch eine Schlacht entscheiden zu können, traf Heinrich alle Anstalten, den Feind gehörig zu empfangen. Während seine Soldaten die Nacht vorher, in zwei Dörfer vertheilt, ruhig schliefen, war er beständig wachsam und thätig, und erkundete die Gegend. Als man ihm sagte, er habe bei seinem Schlachtentwurf auf einen möglichen Abzug nicht genug Bedacht genommen, erwiederte er: „Keinen andern Abzug, als über das Schlachtfeld hin." Früh am Morgen ordnete er seine Schaaren, warf sich dann auf die Knie nieder und bat Gott, ihm statt des Sieges den Tod zu schenken, wenn er vorher wisse, daß er ein schlechter König werden würde. Alle Soldaten zerflossen in Thränen, und fühlten sich durch einen solchen Anführer zwiefach zur Tapferkeit begeistert. Aus allen Kehlen erschallte laut: Es lebe der König Heinrich IV.! dann sprengte er mehrmals durch die Reihen, und

hielt eine herrliche Anrede an die Truppen, die mit den Worten schloß: „Und wenn ihr eure Standarten verlieren solltet, so seht nach meinem weißen Federbusch; ihr werdet ihn immer auf dem Wege der Ehre und des Sieges finden." Und wahr ist es, daß er immer im gefährlichsten Getümmel zugegen war, oft wie ein gemeiner Reiter focht, und seinen Degen ganz voller Scharten und Blut aus dem Treffen zurückbrachte. Es war ein herrlicher Sieg, den er hier erkämpfte (14. März 1590), noch herrlicher durch die Mäßigung, die er nach demselben zeigte. Denen, die den Fliehenden nachsetzten, rief er nach: „Schont der Franzosen, macht nur die Ausländer nieder!" So blieben fast alle Spanier auf der Wahlstatt. Die Gefangenen fesselte er durch Herablassung und Verbindlichkeiten an sich, seinen eigenen Officieren dankte er auf die schmeichelhafteste Weise für ihren Beistand, und so gewann er Aller Herzen.

Jetzt näherte er sich dem Herzog von Mayenne mit neuen Friedensvorschlägen, aber noch war der Haß der katholischen Partei zu lebhaft, als daß man ihm günstiger hätte antworten sollen. Auch standen ihm weit weniger Hülfsquellen zu Gebote, als der Ligue, und eben jetzt war Mayenne schon wieder nach den Niederlanden gereis't, um mit dem Herzog von Parma, Philipps Statthalter, neue Maßregeln zu verabreden. Unterdessen starb der alte Cardinal von Bourbon (9. Mai 1590), und Heinrich IV. versuchte es zum dritten Male, Paris zu überraschen. Er sperrte alle Zugänge, fing die Zufuhren auf, und versetzte die Einwohner dadurch bald in die drückendste Hungersnoth. Dennoch konnte er sie zu keiner Übergabe bewegen. Die Geistlichen suchten das Volk durch Processionen zu beschäftigen, und predigten: wer vor

Hunger sterbe, werde zum Märtyrer für die Sache der Religion. Es ist ganz unglaublich, wie viel die fanatische Beredtsamkeit dieser Priester wirkte. Fast dreizehn tausend Menschen waren schon vor Hunger gestorben, und dennoch drohete das Parlament durch ein Decret, Denjenigen in die Seine werfen zu lassen, der von einer Übergabe sprechen würde. Auf einen so hartnäckigen Widerstand hatte Heinrich nicht gerechnet. Bei einer Zusammenkunft mit Abgeordneten der Liguisten beschwor er sie, als Franzosen zu denken, und sich doch nicht länger von der Spanischen Habsucht zum Spielwerke gebrauchen zu lassen; er vergoß Thränen über das Elend des verblendeten Volks; er bot allgemeine Verzeihung an — Alles umsonst. Als die Abgeordneten wieder in die Stadt kamen, ließen die Sechzehner ausprengen, der König verlange eine unbedingte Übergabe. Dies verhärtete das Volk noch mehr, welches ohnehin auf einen baldigen Entsatz rechnen durfte, da Mayenne und der Herzog von Parma mit einem ansehnlichen Heere von Spaniern und Franzosen schon auf dem Wege waren. Heinrich ward dadurch nicht wenig bedrängt. Er war nicht stark genug, dem Feinde die Spitze zu bieten und zugleich die Stadt eingeschlossen zu halten; auch war sein eigenes Heer schon lange nicht mehr besoldet worden, und bezeigte sich folglich nicht am willigsten. In der Verzweiflung wagte er jetzt einen Sturm, ward aber zurückgeschlagen, und mußte endlich Mayennen Platz machen, der nicht nur einen großen Vorrath von Lebensmitteln in die Stadt schaffte, sondern sich auch selbst hineinwarf. Während dieser Anarchie riß auch in den Provinzen die größte Verwirrung ein. Die Statthalter regierten nicht bloß willkürlich und despotisch, sondern mehrere derselben, welche glaubten,

daß das Ende aller dieser Unruhen zuletzt eine gänzliche Zerstückelung von Frankreich seyn werde, waren sogar darauf bedacht, auf diesen Fall ihre Statthalterschaften als bleibendes Eigenthum an-sich zu reißen, wie es unter andern der Herzog von Mercoeur in der Bretagne versuchte.

Die größte Verlegenheit Heinrichs entstand daraus, daß er einsah, die Liguisten würden ihn leichter anerkennen, wenn er zur katholischen Religion überträte, die Reformirten aber wüthend werden, wenn er diesen Schritt thäte. Wenn er auch sein Gewissen darüber beruhigen konnte; durfte er es wol wagen, seine bisherigen Freunde so zu beleidigen, ehe er des Erfolges bei den Feinden gewiß war? Unterdessen that er wenigstens alles Mögliche, sich im Felde zu erhalten. Um eine Anzahl Deutscher Hülfsvölker besolden zu können, gab seine Freundin, die Herzogin von Bouillon, ihre Juwelen her. Der nächste Versuch sollte nun auf Rouen gemacht werden, allein nach einer fruchtlosen Belagerung ward er auch hier von dem Herzoge von Parma zum Abzuge genöthigt.

So mißvergnügt er darüber war, so tröstete er sich doch durch die Gewißheit, daß seine Gegner noch weit mehr Ursach zum Mißvergnügen hatten. Die Pariser wurden von Spanischen und päpstlichen Gesandten bald hierhin, bald dorthin geworfen, bald durch Drohungen, bald durch Bestechungen verführt, und von Männern regiert, die unter sich selbst uneins waren. Die Sechzehner, im Solde Philipps II., wurden jetzt ächt revolutionaire Tyrannen, und selbst Parlamentsräthe und andere vornehme Magistratspersonen, die nicht nach ihrem Sinne waren, wurden gehängt und enthauptet. Noch viertausend Spanier wurden in die Stadt gezogen und in die

Bürgerhäuser vertheilt. Indeß Mayenne selbst nichts sehnlicher herbeiwünschte als das Ende dieses lästigen Handels, sahen doch alle Bürger zu ihm als ihrem Retter hinauf, und ärgerten sich über seine Unthätigkeit. Das ganze Jahr 1592 ward mit Unterhandlungen zwischen Heinrich und ihm hingebracht; aber man hätte schon vor drei Jahren zum Frieden kommen können, wenn die Spanier und die päpstlichen Legaten nicht gewesen wären. Als sich endlich die Mehrheit, des Streites überdrüssig, dahin entschied, Heinrich aufnehmen zu wollen, wenn er die reformirte Lehre abschwöre, so versprach dieser es endlich, nach langer Berathschlagung mit seinen Freunden, die es auf sich nahmen, die Glaubensgenossen deshalb zu besänftigen. Am 16. Mai 1593 kamen seine Abgeordneten mit diesem Entschlusse in Paris an. Die Liguisten waren darüber nicht wenig betreten. Die Spanischen Gesandten kamen noch immer mit ihrer Infantin hervor, und viertausend arme Bürger, deren Familien wöchentlich von den Spaniern mit Brot versorgt wurden, unterstützten die Forderung mächtig. Nach unendlichen Ränken drang zuletzt doch Heinrichs Partei durch; er selber schwur in der Kirche zu St. Denis, am 25. Juli 1593, unter vielen Förmlichkeiten, öffentlich vor dem Erzbischof von Bourges die reformirte Religion ab, und schickte eine Gesandtschaft nach Rom, den Papst Clemens VIII. um seine Bestätigung der Lossprechung zu bitten. Der päpstliche Gesandte in Paris, im Einverständnisse mit den Spaniern, gab sich indeß alle Mühe, um die Bürger zu überzeugen, daß der Übertritt Heinrichs nur erheuchelt sey. Mayenne hingegen, ohne Geld und Truppen, und von den Schweizern bei weitem nicht so unterstützt, wie er gehofft hatte, rührte sich nicht, sondern schloß

vielmehr mit dem Könige einen Waffenstillstand. Während desselben kamen viele Officiere von Heinrichs Armee nach der Hauptstadt, um ihre Freunde zu besuchen, und rühmten daselbst die Leutseligkeit und Weisheit des Monarchen. Dies wirkte so sehr, daß allen eifrigen Liguisten bange ward, und die Priester sogar einen Schwärmer, von dem Charakter des Jakob Clement, abschickten, den König zu ermorden; aber zum Glück verrieth ein Dominicaner, dem der Mörder gebeichtet hatte, den schändlichen Anschlag.

Philipp II. hatte bereits so große Summen an den Entwurf, Frankreich an sein Haus zu bringen, gewandt, daß er ganz erschöpft war, ohne doch dem Ziele näher gekommen zu seyn. Mit Recht wurde er endlich verdrossen und kalt, und dadurch verlor auch seine Partei in Paris den Muth. Heinrich benutzte diese Stimmung und die allgemeine Sehnsucht nach Frieden; er forderte in einem gnädigen und väterlichen Tone das Französische Volk zur Unterwerfung auf, und versprach allgemeine Verzeihung. Hierauf ergaben sich einzelne Städte und ganze Provinzen. Er dankte ihnen durch Wohlthaten, Geschenke und Vorrechte, und reizte dadurch immer mehrere, sich zu unterwerfen. Endlich im Frühling 1594 that er den letzten Schritt, er ließ sich feierlich krönen, und zwar zu Chartres, weil Rheims noch in den Händen der Ligue war. Hierauf kehrte er wieder nach St. Denis zurück. Der Waffenstillstand hörte auf, aber der Krieg ward auch nur schläfrig geführt. Mayenne, der noch immer auf Unterstützung vom Papst und von Spanien hoffte, reisete am 6. März 1594 von Paris ab an die Gränze von Champagne, um die Truppen, die ihm Graf Ernst von Mansfeld zuführen sollte, in Empfang zu nehmen. Das

entschied endlich die Sache. Denn der Herr von Brissac, dem Mayenne während seiner Abwesenheit den Oberbefehl in der Stadt anvertraut hatte, war nicht nur ein geheimer Freund der Hugenotten, sondern auch zugleich für die Bestechung, an der es Heinrich nicht fehlen ließ, so empfänglich, daß er alle Anstalten traf, dem Könige in die Stadt zu helfen. Muth und Klugheit gehörte aber dazu noch immer, denn die wüthenden Sechzehner, die Spanier und die Armen, die von diesen gefüttert wurden, lauerten ihm scharf auf und sprachen laut davon, daß sie die Stadt an allen Ecken anzünden wollten, wenn der Bearner eingelassen würde. Brissac versäumte indessen keine Vorsicht. Die meisten Mitglieder des Parlaments brachte er durch vernünftige Vorstellungen, auch wol durch Versprechungen, insgeheim auf seine Seite, und das Volk gewann er durch Processionen, in denen das Bildniß der heiligen Genoveva, der Schutzheiligen von Paris, vorangetragen wurde. Er besetzte ferner die wichtigsten Posten nicht mehr mit Spaniern, sondern mit Franzosen und sicheren Leuten, dann bewirkte er ein Edict, daß kein Bürger öffentlich Waffen tragen solle, und ganz zuletzt, da Alles bereit war, versammelte er am Abend, den 21. März, die Obersten und Hauptleute der Stadtviertel, durch die er schon vorher die Sechzehner verdrängt hatte, und verabredete Alles mit ihnen. Noch in der Nacht erhielt Heinrich die nöthige Nachricht, und schon um vier Uhr des andern Morgens zeigten sich seine Truppen an den Thoren von Paris. Brissacs Wachen öffneten leise, und so zogen die königlichen Truppen in bester Ordnung ein, stellten sich in den Straßen in Schlachtordnung und besetzten die wichtigsten Posten. Die überraschten Liguisten wagten keinen Widerstand, zumal da

es ihnen ganz an Anführern fehlte, und verschlossen sich still in ihre Häuser. Ein einziger Haufe von der Spanischen Besatzung machte Miene, die Einrückenden anzugreifen, ward aber schnell umringt und niedergemacht. Sobald man sich der Stadt ganz versichert hatte, erschien auch Heinrich mitten unter einer großen Anzahl seines Adels, nicht ohne Furcht, denn er sah sich schüchtern genug nach allen Seiten um, und fragte oft, ob man sich auch der Thore völlig versichert habe. Zum Glück lief Alles unerwartet ruhig ab, und da das Volk zuletzt anfing, laut zu rufen: „Es lebe der König!" so gewann er selbst seine gewöhnliche Heiterkeit bald wieder, und überließ sich angenehmen Betrachtungen. „Man sieht es recht, sagte er unter andern zu seinen Begleitern, daß dies arme Volk lange in der Tyrannei gehalten worden ist." Und als man bei seinem Eintritt in die Kathedralkirche, wohin sein Zug zunächst ging, das gewaltsam drängende Volk abhalten wollte, sagte er freundlich: „Laßt sie doch! Ich will lieber mehr Mühe haben, hineinzukommen, wenn sie mich nur recht mit Bequemlichkeit sehen können; denn sie scheinen mir recht hungrig zu seyn, einen König zu sehen." In der Kirche empfing ihn ein Abgeordneter des Parlaments mit einer Rede, dann hörte er den Ambrosianischen Lobgesang (Te deum etc.) mit an, begab sich hierauf ins Louvre und speisete daselbst an offener Tafel. Nachmittags waren alle Läden offen, in allen Werkstätten ward wieder gearbeitet, und es schien gar nicht, als ob etwas vorgefallen wäre.

Heinrichs Ehrgeiz gefiel sich jetzt darin, und sein wohlwollendes Gemüth stimmte mit demselben überein, durch Wohlthun, Belohnen und Verzeihen zu glänzen. Der Herr von Brissac erhielt hunderttausend Thaler und

die Marschallswürde, andere Freunde wurden nicht minder königlich bedacht. Seine Todfeindinnen aus dem Hause der Guisen, die Herzoginnen von Nemours und von Montpensier, welche Freiheit und Vermögen schon für verloren achteten, erhielten eine Schutzwache, ja der höfliche König besuchte sie noch am nämlichen Tage selbst. Als die Spanische Besatzung auszog, sagte er zu den Officieren derselben: „Gott befohlen, meine Herren, empfehlen Sie mich Ihrem Könige, reisen Sie glücklich, aber kommen Sie nie wieder.“ Als man ihm Einige nannte, die seine Rache vorzüglich verdient hatten, sagte er: „Nein, nein, ich will Alles vergessen, und da mir Gott vergiebt, ob ich es gleich nicht verdiene, so will ich auch meinen Unterthanen vergeben.“ Mit einem Worte, er schien diese glänzende Gelegenheit nicht vorüberlassen zu wollen, ohne es allen den Helden des Alterthums, deren Großmuth ihn oft entzückt hatte, in dieser Tugend gleich zu thun. Ja vielleicht übertrieb er gar die Milde gegen seine Feinde auf Kosten Derer, die ihm treu anhingen. Wenigstens klagte mancher darüber, daß man ihm erst recht viel Böses gethan haben müsse, wenn man von ihm beschenkt seyn wolle. Er selbst drückte sich darüber öfters ziemlich witzig aus: „er vergolde die Bösen alle Tage, damit das Blei ihrer Bosheit nicht sichtbar werde.“

Indeß war mit der Eroberung von Paris der Feind noch lange nicht besiegt. Mayenne sammelte fortwährend Truppen, die strengen Katholiken trauten dem Abtrünnigen noch nicht recht, auch unter den Reformirten gab es seit Heinrichs Rücktritt viele Mißvergnügte, und der Papst zauderte mit seiner Bestätigung sehr lange. Philipp II. und Mayenne sprachen sogar noch immer von der Wahl

eines Königs von Frankreich. Der Krieg mußte also noch weiter fortgeführt werden. Zuerst suchte Heinrich die liguistischen Truppen bei Laon auf, eroberte diese Stadt und bald darauf viele andere, und ließ alle gefangenen Officiere, die zu ihm übertreten wollten, in ihren Würden. Indem er so von Sieg zu Sieg fortschritt, wagte der katholische Fanatismus noch einen Versuch, ihn zu vernichten. Ein Jesuitenschüler, Johann Chatel, der Sohn eines Pariser Tuchhändlers, erst neunzehn Jahre alt, fühlte sich zu demselben Vorsatz begeistert, den Jakob Clement an Heinrich III. ausgeführt hatte. Es gelang ihm, sich unter das Gefolge des Königs zu mischen, und eben als dieser einen ihm vorgestellten Officier umarmen wollte, fuhr jener plötzlich mit einem Messer auf ihn zu. Der Stich, der auf die Gurgel berechnet gewesen war, traf — weil sich der König eben bückte — die Lippe, und stieß ihm ein Paar Zähne ein (27. Dec. 1594). Der sogleich ergriffene Mörder gestand, daß ihn nichts als die Liebe zur katholischen Religion, und demnächst die Lehre der Jesuiten, daß es eine edle Handlung sey, einen ketzerischen König zu ermorden, zu dieser That verleitet habe. Er beharrte auch ruhig auf dieser Überzeugung, und litt die fürchterlichsten Folterqualen mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers. Seine Aussagen bewogen das Parlament zu einem Beschluß, welcher die Jesuiten als Verführer der Jugend, als Störer der öffentlichen Ruhe, als Feinde des Königs und des Reichs, aus ganz Frankreich verbannte. Als man bei dieser Gelegenheit die Papiere des Ordens untersuchte, fand man in den Schriften des Pater Guignard eine Stelle, in welcher die Absetzung, oder wenn diese nicht zu bewerkstelligen sey, die Ermordung des Königs angerathen ward.

Guignard ward eingezogen, und in Folge eines Richterspruchs gehenkt.

Der Mordversuch versenkte den guten König auf einige Zeit in tiefe Schwermuth, aber der Einfall eines neuen Spanischen Heeres in Frankreich weckte ihn wieder zu seiner alten Thätigkeit. Er ging ihm entgegen und schlug es bei Fontaine Françoise mit funfzehn hundert Mann, die aber wie die Löwen fochten, weil er an ihrer Spitze sein eigenes Leben so wenig schonte, als suche er den Tod. Mayenne verlangte darauf einen Waffenstillstand, und bat ihn, er möchte ihn doch nur nicht nöthigen, ihn früher als König anzuerkennen, als bis die päpstliche Lossprechung angekommen sey. Heinrich bewilligte ihm diese Gnade, und erlaubte ihm, sich bis dahin in Chalons aufzuhalten. Das Versöhnungsgeschäft ward unterdessen in Rom eifrig betrieben. Der Papst machte bloß aus Furcht vor dem Könige von Spanien noch so viele Umstände. Endlich am 17. September 1595 geschah die längst ersehnte Feierlichkeit. Der Papst setzte sich auf einen prächtigen, vor der Peterskirche errichteten Thron, umgeben von seinem Hofe und allen Cardinälen. Vor ihm erschienen die beiden Französischen Bevollmächtigten, die Heinrichs Stelle vertraten, in groben Bußkleidern, lasen die Bitte des Königs ab, und schwuren dem Papst und der Römischen Kirche knieend Gehorsam. Hierauf wurden sie näher an den Thron geführt, wo sie abermals auf die Knie fielen, und unter Absingung des ein und funfzigsten Psalms bei jedem Verse vom Papste mit einer Ruthe berührt wurden. Alsdann stand der Papst auf, betete mit entblößtem Haupte, bedeckte sich, setzte sich nieder auf seinen Thron, und sprach im Namen Gottes und der Apostel Petrus und Paulus, wie

auch kraft seiner päpstlichen Gewalt, Heinrich den Vierten vom Banne los. Hierauf wurden die Thüren der Peterskirche geöffnet, die Abgeordneten hineingeführt, und der Ambrosianische Lobgesang angestimmt. Die Verbindlichkeiten, welche dem Könige noch bei dieser Gelegenheit aufgelegt wurden, bestanden darin, daß er, zum Beweise seiner aufrichtigen Gesinnung, alle Tage den Rosenkranz und Mittwochs die Litanei beten, die Jungfrau Maria zur Fürsprecherin im Himmel annehmen, täglich eine Messe hören, die Fasttage und andere Kirchenverordnungen beobachten, alle Jahre wenigstens viermal beichten und das Abendmahl nehmen, in jeder Französischen Provinz ein Mönchs- oder Nonnenkloster bauen und endlich Gott im ganzen Reiche für diese Gnade danken lassen sollte. Man sagt auch, eine geheime Bedingung seiner Lossprechung sey die Zurückberufung der Jesuiten gewesen, die leider bald darauf wirklich erfolgte. Nun endlich unterwarf sich auch Mayenne, doch nicht ohne große Forderungen zu machen, die Heinrich erfüllte, und ihn mit Wohlthaten und Freundschaftsbezeigungen überhäufte.

Die Spanier aber legten sich nicht so bald zum Ziele. Sie fielen 1596 wieder in die Picardie ein, und eroberten Calais und mehrere benachbarte Städte. So gab es denn wieder einen neuen Feldzug, in welchem das Glück auf Heinrichs Seite war. Nach Beendigung desselben berief er die Stände nach Rouen zusammen, um sich mit ihnen über die Einrichtung einer bessern Staatshaushaltung zu berathschlagen. Der Adel ward bezaubert von der Freundlichkeit und Artigkeit des Königs, und fiel ihm in allen guten Vorschlägen bei. Im folgenden Frühjahr gab es einen neuen Schreck; die Spanier fielen abermals in die Picardie ein, und eroberten Amiens, eine

damals sehr wichtige Festung (11. März 1597). Es kostete viele Mühe, sie da wieder herauszutreiben, indeß endigten doch diese Händel im folgenden Jahre (2. May 1598) durch einen sehr vortheilhaften Frieden, der zu Vervins, einem Städtchen in der Picardie, geschlossen wurde. Hierauf brachte Heinrich auch den Herzog von Savoyen, der während der bürgerlichen Unruhen in Frankreich die Provence und die Dauphiné hatte an sich reißen wollen, zum Frieden, und den rebellischen Statthalter von Bretagne zum Gehorsam zurück, und nun erst konnte er sagen, daß er das Reich von inneren und äußer n Feinden völlig befreit habe.

Jetzt begann er eine ganz neue innere Schöpfung. Um die staatsbürgerliche Stellung seiner früheren Glaubensgenossen zu sichern, und allen Religionsstreitigkeiten ein Ende zu machen, gab er (am 20. April 1598) das berühmte Edict von Nantes, worin den Reformirten in allen Stücken völlig gleiche Rechte mit den Katholiken zugesichert wurden. Das Parlament zauderte zwar ein ganzes Jahr lang mit der Registrirung dieses Edicts, und that mehrmals nachdrückliche Vorstellungen dagegen, aber endlich brachte es Heinrich, durch seine einschmeichelnde Beredsamkeit dahin, daß es sich bequemte. Ferner dankte er viele Soldaten ab, und nöthigte sie, den Acker zu bauen. Heruntergekommenen Landleuten erließ er die noch rückständigen Steuern, den Fabrikanten ließ er Unterstützungen reichen, und so brachte er das durch so viele Bürgerkriege fast verwilderte Land allmälig wieder in Flor. Als der Herzog Karl Emanuel von Savoyen ihn einmal fragte, wie viel ihm Frankreich wol einbringe, antwortete er: „So viel als ich will. Denn da ich das Herz meiner Unterthanen habe, so kann ich

von ihnen fordern, so viel mir beliebt. Aber ich denke doch, wenn mir Gott noch einige Zeit das Leben fristet, so will ich es so machen, daß kein Bauer in meinem Königreiche seyn soll, der nicht alle Sonntage wenigstens ein Huhn im Topfe haben könnte." Er schwieg hierauf einen Augenblick, und setzte dann noch weiter hinzu: „Dessen ungeachtet will ich noch so viel haben, daß ich eine hinlängliche Anzahl von Truppen unterhalten kann, um alle die zur Rechenschaft zu fordern, die sich an mir als König vergreifen." Der Herzog von Savoyen hatte, wie wir wissen, selbst zu diesen gehört.

Die wirksamste Maßregel, die Heinrich zum Glücke seines Volkes ergreifen konnte, war die Ernennung des Marquis von Rosny, nachherigen Herzogs von Sully, zum Oberaufseher (Surintendant) der Finanzen. Es ist eine alte Bemerkung, daß große Männer auch treffliche Diener haben. Der Grund liegt zum Theil darin, daß verwandte Geister sich leicht erkennen und gern vereinigen, und wenn ein Fürst Heinrichs Leutseligkeit und Gemüthlichkeit besitzt, so wird der Diener in einen Freund verwandelt und der Verein so untrennbar, wie zwischen diesen Beiden. Es ist schwer zu sagen, ob Sully's Rechtschaffenheit oder seine Klugheit größer war; genug, er war Heinrichen Alles, und ohne ihn beschloß dieser nichts. Er durfte sogar oft dem König ein tadelndes Wort sagen, und erhielt fast allemal noch Dank dafür. Die Art, wie Heinrich mit ihm umging, wird man aus folgendem Briefchen kennen lernen: „Ich höre, mein lieber Sully, daß Sie auf Ihrem Gute einen Park anlegen lassen. Als Freund der Baulustigen und als Ihr guter Herr, schicke ich Ihnen hier sechstausend Thaler, um Ihnen zu helfen, daß es etwas Hübsches wird." Durch die Erspar-

nisse und weisen Steuervertheilungen dieses Ministers konnte jährlich etwas Beträchtliches in den Schatz gelegt werden, womit Heinrich künftige Entwürfe auszuführen gedachte. Auch waren noch große Schulden abzutragen. Nur ein einziges unter den Mitteln, welche zur Vermehrung der königlichen Einkünfte hervorgesucht wurden, war schlecht berechnet. Es war eine jährliche Abgabe, Paulette genannt, die in dem sechzigsten Theile der Besoldung eines Justiz- oder Finanzbedienten bestand, wodurch derselbe sein Amt in seiner Familie erblich machen konnte. Schon war es vorher schlimm genug gewesen, daß alle diese Ämter verkauft wurden, nun wurden sie gar erblich, und alle Aufforderung zum Fleiße und zu einer auszeichnenden Geschicklichkeit fiel weg.

Im Jahre 1599 ließ sich Heinrich von seiner Gemahlin Margarete scheiden, die ihm wegen ihrer Sittenlosigkeit längst verhaßt gewesen war. Seine neue Gemahlin, Maria von Medici, Tochter des Großherzogs Franz von Toscana, vermochte auch nicht ihn zu fesseln. Er war zufrieden, als sie ihm einen Dauphin und noch einen andern Prinzen geboren hatte, und schenkte seine Gunst anderen Frauen, ein schlimmes Beispiel für seine Unterthanen. Außer diesem tadelnswürdigen Leichtsinn überließ er sich mit einer ähnlichen Leidenschaftlichkeit, die er oft selbst bereute, aber zu unterdrücken nicht die Kraft hatte, dem Spiele; und seitdem riß die Spielsucht in Frankreich außerordentlich ein.

Aber bei allen Zerstreuungen, die Heinrich liebte, ging doch sein Geist mit großen Plänen um. Das Habsburgische Regentenhaus in der Spanischen und Österreichischen Linie zu schwächen, und ganz Europa in eine bestimmte Anzahl gleich mächtiger Staaten zu zertheilen,

so daß unter allen ein möglichst vollkommenes Gleichgewicht entstehen sollte, von welchem ein ewiger Friede die Folge seyn müßte: das war sein Lieblingsgedanke. Es war ein sonderbarer, im Grunde ganz revolutionärer Plan, bei dessen Ausführung die Vergrößerung Frankreichs, und besonders auf Kosten Deutschlands, nicht vergessen worden seyn würde. Den Anfang wollte Heinrich mit einer Einmischung in die Händel machen, welche in Deutschland durch den Jülich-Klevischen Erbfolgestreit entstanden (Th. VII. S. 441.). Vorläufig schickte er den Deutschen protestantischen Fürsten Hülfsgelder, aber 1610 wollte er selbst mit einem Heere nach Deutschland gehen, und schon war er mit den Zurüstungen fertig, als eine Unthat, die man nicht ohne Schmerz und Entsetzen lesen kann, die ganze Gestalt der Dinge änderte.

Voller Ungeduld, die Hauptstadt zu verlassen, wurde Heinrich durch das Verlangen seiner Gemahlin aufgehalten, sie auf den Fall, daß er nicht aus dem Feldzuge zurückkehrte, vorher noch krönen zu lassen. Er weigerte sich lange, und schützte den damit verknüpften Geldaufwand vor. Ahnungen des ihm bevorstehenden Schicksals oder Winke, die dahin deuteten, erfüllten seine sonst so starke Seele mit bangen Besorgnissen. Als er endlich, von allen Seiten bestürmt, nachgegeben und das Begehren der Königin bewilligt hatte, sagte er zu seinem treuen Sully: „Ach, mein Freund, wie sehr mißfällt mir diese Krönung! Ich weiß nicht, was das heißt, aber mein Herz prophezeiht mir Unglück. Bei Gott! ich werde in dieser Stadt sterben, ich werde nie hinauskommen! Sie werden mich umbringen, denn ich sehe wol, daß sie kein anderes Mittel haben, als meinen Tod.“ Sully erschrak über diese räthselhaften Worte, und rieth selbst,

diese Feierlichkeiten einzustellen; da sich aber die Königin dadurch höchst beleidigt zeigte, so gab Heinrich nochmals nach.

Die Krönung der Königin ward am 13. Mai zu St. Denis von dem Cardinal Joyeuse vollzogen. Drei Tage nachher sollte der feierliche Einzug der Neugekrönten in Paris geschehen, wozu die Bürger allerlei festliche Anstalten in den Straßen machten, ihre Häuser ausschmückten, Ehrenpforten erbauten, u. dergl. Man bemerkte in diesen Tagen an dem Könige eine ungewöhnliche Unruhe, er aß wenig, und sprach nur abgebrochen. Am 14., gegen vier Uhr Nachmittags, befahl er anzuspannen, und setzte sich dann mit sieben Edelleuten in den Wagen, um ein wenig spaziren zu fahren. Die Wagen waren damals lang und schwerfällig, wie die mit Leder überdeckten und verhängten Postwagen. Um die Triumphbogen, an denen überall in den Straßen gearbeitet wurde, besser sehen zu können, ließ Heinrich die Leder an den Seiten alle aufziehen. Als der Kutscher fragte, wo er hinfahren solle, antwortete er verdrießlich: „Bringe mich nur von hier weg!“ Im Fahren unterhielt er sich mit dem Herzog von Epernon, der zu seiner Rechten saß, über den bevorstehenden Krieg. Als die Kutsche in die enge Eisenhändlergasse (rue de la ferronnerie) kam, war der Weg von Fuhrleuten und Kärnern so verstopft, daß still gehalten werden mußte. Während dieser Stockung sprangen die Bedienten alle hinunter, einige gingen über einen nahen Kirchhof, einer lief voraus, um Platz zu machen, so daß der königliche Wagen ganz ohne Bedeckung gelassen war. Die sechs rückwärts sitzenden Begleiter des Königs sahen sich nach den Pferden um, Heinrich sagte seinem Nachbar etwas ins

Ohr. Diesen Augenblick benutzte Franz Ravaillac aus Angoulême, früher Laienbruder im Mönchsorden der Feuillants, der dem Wagen immer von weitem gefolgt war, um seinen längst entworfenen Plan auszuführen. Er stieg auf das hintere Kutschenrad auf der linken Seite, wo der König saß, bog sich in den Wagen hinein, und versetzte dem Könige zwei Stiche hinter einander, mit solcher Geschwindigkeit, daß keiner der im Wagen Sitzenden die That eher gewahr ward, als bis sie geschehen war. Auf des Königs Geschrei: „Mein Gott! ich bin verwundet!" wandten sie sich alle um, und sahen den Mörder noch einen dritten Stich thun, der aber fehl ging, worauf er vom Wagen sprang, mit dem blutigen Messer in der Hand starr wie eine Bildsäule stehen blieb, und sich freiwillig greifen ließ. Man sagt, es haben sich in diesem Augenblick mehrere Leute mit bloßen Degen sehen lassen, und gerufen, man müsse ihn tödten, da sie aber daran verhindert worden wären, hätten sie sich schnell im Gedränge verloren. Der König war übrigens in den ersten Augenblicken verschieden, denn der eine der beiden Stiche hatte ihm gerade die Hohlader unter dem Herzen zerschnitten. Bei der Leichenöffnung fand man alle edle Theile in so vortrefflichem Zustande, daß die Ärzte erklärten, er würde ohne diesen Zufall wenigstens noch dreißig Jahre gelebt haben. Und so mußte er im sieben und funfzigsten Jahre seines Alters die Welt verlassen, zu einer Zeit, wo Frankreich seines längeren Lebens so sehr bedurft hätte.

Die Nachricht von diesem entsetzlichen Vorfall traf ganz Frankreich wie ein Donnerschlag. Wenige Könige sind wol so tief betrauert und noch so lange nach ihrem Tode mit Rührung und Dankbarkeit von ihren Untertha-

nen zurückgewünscht worden. Aber während der biedere Theil der Nation in ihm seinen Wohlthäter und Vater beweinte, triumphirten die wenigen Schurken, die durch seinen Tod einen größern Spielraum für ihre ehrgeizigen und eigennützigen Bestrebungen gewonnen hatten. Am Hofe war er so schnell vergessen, als ob er nie gelebt hätte. Selbst der Proceß des Mörders ward schläfrig betrieben. Man ließ ihn so schlecht bewachen, daß er hätte entwischen können, wenn er gewollt hätte, und die Priester, die ihn besuchten, predigten ihm nichts mehr ein, als die Warnung, keinen Andern mit sich ins Unglück zu ziehen. So beharrte er denn selbst auf der Folter dabei, daß er keinen Mitschuldigen gehabt, sondern die That einzig aus Liebe zu Gott und aus Haß gegen den Ketzerkönig begangen habe. Dies scheint auch in der That sehr glaublich, wenn man weiß, daß dieser Mensch von jeher ein schwärmerischer Kopf gewesen war, und immer mehrere Zettel mit biblischen Sprüchen mystischen Inhalts als Amulete bei sich führte. Ein solcher Mensch konnte allein durch die fanatischen Predigten jener Zeit leicht zu dem furchtbaren Verbrechen aufgeregt worden seyn. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß es in und außer Frankreich, so wie am Hofe selbst, Leute genug gab, denen Heinrichs Tod ein sehr erwünschtes Ereigniß war; daß die Jesuiten, die trotz Sully's und des Parlaments Widerstreben 1603 wieder ins Reich aufgenommen waren, einen König hassen mußten, der das Edict von Nantes gegeben hatte; daß die Königin, eine tückische, leidenschaftliche und dabei sehr beschränkte Italienerin, im hohen Grade wider einen Gemahl aufgebracht war, der von einer Geliebten zur andern eilte und sie ganz zurücksetzte. Alles dieses aber kann die Vermuthung, es habe

unter allen diesen eine Verschwörung zu Heinrichs Verderben bestanden, und Ravaillac sey bloß der Vollstrecker der Unthat gewesen, ohne bestimmtere Zeugnisse, nicht zur Wahrscheinlichkeit erheben. Indeß wird der Vorwurf stets auf den Jesuiten haften, daß sie durch ihre ohne Scheu vorgetragene entsetzliche Lehre von dem unter gewissen Umständen zu billigenden Morde eines ketzerischen und tyrannischen Königs *), wenigstens einen großen mittelbaren Antheil an Ravaillacs That hatten. Dieser litt die fürchterlichste Strafe **) mit großer Standhaftigkeit. Die Acten seines Processes sind nie vollständig bekannt worden.

---

*) Der Spanische Jesuit Mariana, der vorzüglich als Geschichtschreiber berühmt ist, sagt in seinem 1598 erschienenen Buche de Rege et Regis institutione: „Als durch Heinrichs III. willkürliche und grausame Regierung beinahe Alles verloren war, stellte die Kühnheit eines jungen Mannes, des Dominicaners Jakob Clement, die öffentlichen Angelegenheiten wenigstens auf eine kurze Zeit wieder her, indem er den König ermordete, nachdem er von den Theologen, die er befragte, erfahren hatte, daß der Tyrann mit Recht umgebracht werden könne." Von den in den Papieren des Jesuiten Guignard gefundenen Äußerungen ist schon oben die Rede gewesen.

**) Er wurde am ganzen Leibe mit glühenden Zangen gezwickt, in die dadurch verursachten Wunden ward geschmolzenes Blei und Schwefel gegossen, dann band man vier schwache Pferde an seine Arme und Beine, um ihn zu zerreißen, aber diese zogen wol eine Stunde, ehe sie damit zu Stande kommen konnten. Das erbitterte Volk freute sich an dem Anblick dieser unerhörten Unmenschlichkeit, und übte noch an dem zerstückelten Leichnam seine Wuth aus.

21. Ludwig XIII.

(Reg. 1610—1643.)

Alles Elend einer minderjährigen Regierung, unter welchem Frankreich ein halbes Jahrhundert früher geseufzt hatte, kam nun wieder über das unglückliche Land. Der Dauphin Ludwig war noch nicht neun Jahre alt, und seine Mutter hatte nicht minder Lust, ihn zeitlebens zu beherrschen, als einst Katharina von Medici bewiesen hatte, drei Könige zu vertreten. Am Tage nach dem Tode ihres Gemahls berief sie das Parlament zusammen, und dieses erklärte sie, mit ungerechter Übergehung mehrerer Prinzen vom Geblüt, zur Regentin. In den ihr zugeordneten Staatsrath nahm sie alle Großen auf, die Ansprüche darauf machten, um eben durch die Menge die Uneinigkeit und die Verwirrung zu nähren. Ihre Vertrauten und eigentlichen Rathgeber aber waren zwei Landsleute, der Florentiner Concini und dessen Frau, welche letztere wirklich ein feines Weib war, und alle Geschäfte leitete, zugleich aber auch so trefflich für sich selbst sorgte, daß die Prinzen vom Geblüt sich einer solchen Einnahme nicht rühmen konnten, als diese Günstlinge hatten. Concini kaufte sich bald das Marquisat Ancre in der Picardie, und noch viele andere Güter und Ehrenstellen, und 1614 ward er zur Marschallswürde erhoben. Alle diese Menschen und die Königin selbst gingen mit den Einkünften des Reiches um, als ob sie ihr freies Eigenthum wären, und der redliche Sully, der sich Anfangs als Schatzmeister der ungeheuren Verschwendung der Königin widersetzte, sah dafür bald allerlei Ränke wider sich in Bewegung, so daß er schon im Januar 1611 seine Entlas-

sung begehrte und erhielt. In Kurzem wurden über sechzig der weisesten Edicte der vorigen Regierung aufgehoben, und die wichtigsten Stellen in den Provinzen wurden so besetzt, als ob man das Reich recht absichtlich zu der tiefsten Ohnmacht herabbringen wollte. Wie mußte auch auf einen Heinrich IV. eine solche Regierung folgen!

Als nun Ludwig sein vierzehntes Jahr angetreten hatte, wurde er nach den Französischen Gesetzen für mündig erklärt, und zum Könige gekrönt. Seine Mutter hielt in voller Versammlung eine prunkende Rede an ihn, worin sie ihn ermunterte, löblich zu regieren. Er sagte darauf eine andere her, in welcher er ihr für die bisherige weise Regierung dankte, und sie bat, dieselbe doch noch fernerhin zu übernehmen, wozu sie sich denn natürlich sehr geneigt bewies. Einer Vormundschaft bedurfte der junge König allerdings auch ferner, denn er war noch so kindisch und schlecht erzogen, daß er durchaus zu keinem ernsthaften Geschäfte zu gebrauchen war. Er kam auch in seinem Leben nicht dahin. Sein liebster Gesellschafter war ein gewisser Herr von Luines (ehemals Kammerpage unter Heinrich IV.), der sich seine Gunst durch ein Geschenk von abgerichteten Falken zu erwerben gewußt hatte. Die Regentin hatte nichts gegen diesen Umgang, weil doch der Knabe eine Beschäftigung haben mußte, und Luines ihr ein ziemlich gutmüthiger und unschädlicher Mensch zu seyn schien.

Eine schlechtere Wirthschaft ist wol nicht leicht an einem Hofe getrieben worden, als während der Regierung dieser Maria am Französischen. Heinrich hatte von der ungeheuren Schuldenlast, die er vorgefunden, noch 300 Millionen Livres stehen lassen müssen, und diese vermehrte sich jetzt von Jahr zu Jahr ins Unermeßliche.

Die Ausgabe überstieg die Einnahme weit, vielen hundert Müßiggängern wurden große Jahrgelder gegeben, und über die Einnehmer der königlichen Einkünfte führte man eine so schlechte Aufsicht, daß sie machen konnten was sie wollten. Das Parlament that mehrmals Vorstellungen über die schlechte Verwaltung des Staats, wurde aber von der Königin und ihren Günstlingen jedesmal mit dem Bescheide abgewiesen, der König sey über seine Handlungen Niemanden als Gott Rechenschaft schuldig. Im Jahre 1615 wurde Ludwig XIII. mit einer Spanischen Prinzessin, Anna, der Tochter König Philipps III., vermählt, und damit ein Band geknüpft, das Heinrich IV. so ernstlich zu zerreißen gesucht hatte.

Die Unzufriedenheit mit einer so nichtswürdigen Regierung blieb nicht lange in den Schranken der Reden und Klagen. Der junge Condé, der Sohn des 1588 gestorbenen, griff zu den Waffen, und erklärte den Feinden des Königs und des Staats (so nannte er Mariens Minister) den Krieg. Der Hof zerfiel nun wieder in Parteien, wie ehemals; Condé wurde auf eine Weile mit großen Kosten befriedigt, aber die Minister siegten doch, und wußten durch die künstlichsten Ränke auch noch die wenigen rechtschaffenen Räthe aus dem Staatsrath zu entfernen. Während die Provinzen wieder das Waffengeräusch des Bürgerkriegs vernahmen, arbeitete am Hofe der Parteihaß, und Luines, der sich jetzt dem Könige unentbehrlich gemacht hatte, wußte ihn zu überreden, daß es Zeit sey, seine Mutter sammt ihrem Anhange zu entfernen, und selbst zu regieren. Der erste Schritt dazu, meinte er, müsse die Wegräumung des allverhaßten Marschalls von Ancre (Concini) seyn. Ludwig, zu schwach und zu feig, um als König zu handeln,

willigte in des Marschalls Ermordung, ja er stellte sich zu der verabredeten Stunde selbst ans Fenster, um sie mit anzusehen. Es war den 24. April 1617, früh um sechs Uhr, um welche Zeit der Marschall täglich ins Louvre zu gehen pflegte. Die Mörder erschossen ihn auf der kleinen Brücke, die ins Louvre führt, und riefen dann laut: „Es lebe der König!“ worauf dieser am Fenster freundlich mit dem Hute dankte. Welchen Grad die Wuth eines gedrückten Volks erreichen kann, wenn es seiner Tyrannen endlich mächtig wird, sah man auch hier. Man hatte d'Ancre's Leichnam still in einer Kirche begraben, aber der Pöbel erfuhr nicht sobald den Begräbnißort, als er in großen Schaaren hinstürmte, ihn herausriß, durch die Straßen schleppte, prügelte, an einen Galgen hängte, den er selbst hatte erbauen lassen, dann das Herz auskriß, das Fleisch in Stücke zerschnitt, alles in einem großen Feuer verbrannte, und endlich Asche und Knochen in die Seine warf. Luines ließ nun auch die Marschallin gefangen nehmen und ihr den Proceß machen. Dann kam es an die Königin Mutter, die, schon tief gekränkt durch die Trennung von ihren Vertrauten, nun auch ihre Leibwache verlor. Vergebens wünschte sie den jungen König, ihren Sohn, zu sprechen; man ließ sie nicht vor, vielmehr deutete man ihr an, daß sie den Hof verlassen, und sich auf ihre Güter begeben solle. Mit verbissenem Schmerze entschloß sie sich endlich, nach Blois zu gehen, und nahm die Abschiedsbesuche des Hofes mit vieler Fassung an. Auch der König erschien, Höflichkeits halber, mit seinem Bruder und dem Herrn von Luines, und sagte ihr einige kalte Worte. Sie hatte sich geschmeichelt, ihn noch bei dieser Gelegenheit zu rühren und umzustimmen; da er sich aber auf nichts einließ, und so-

gar ihrer Umarmung durch eine schnelle Verbeugung auswich, und sie nun einsah, daß ihre Rolle am Hofe wirklich ausgespielt sey, da stürzten ihr die Thränen der Verzweiflung von den Wangen, und weinend stieg sie in die Reisekutsche (4. Mai 1617). Bald darauf ward der Marschallin von Ancre, ohne daß man ihr etwas hätte strenge beweisen können, nach einem gerichtlichen Urtheil der Kopf abgeschlagen und der Leib verbrannt. Ihr unermeßliches Vermögen erhielt Luines, der nun eine Zeitlang eben das war, was Ancre gewesen, nur mit noch weniger Kopf und Kenntniß von Staatsgeschäften. Nach seinem Sinn ging nun Alles, von seiner Gunst hingen die wichtigsten Bedienungen ab, ja ohne sein Vorwissen durfte Niemand den König sprechen. Das arme Reich war also um nichts gebessert.

Indessen brach (1618) in Deutschland der gewaltige Krieg aus, der für jetzt den Gränzstein unserer Erzählungen machen soll. Wir verlassen daher die Franzosen für jetzt, um erst die Geschichten der übrigen Völker bis an diese Gränze fortzuführen.

VI.
Die Engländer.

---

1. Heinrich VII.

(1485 — 1509.)

Wir haben die Geschichte Englands im sechsten Theile dieses Werkes (S. 289.) da abgebrochen, wo mit dem

Falle Richards III. in der Schlacht bei Bosworth der lange Bürgerkrieg zwischen den Häusern Lancaster und York endete. Heinrich VII., dem durch den Sieg in jener Schlacht die Krone zufiel, besaß alle Talente, um der eingerissenen Verwilderung Meister zu werden, und stellte nach so heftigen Stürmen mit Glück und Einsicht die Ruhe wieder her.

Von Bosworth zog er ganz langsam nach London, und hielt seinen Einzug ohne Geräusch, im verschlossenen Wagen, um allen Schrecken einer durch Sieg erworbenen Herrschaft zu verscheuchen. Am 30. October 1485 ward er gekrönt, und zwar allein, denn seine bedungene Vermählung mit der jungen Prinzessin Elisabeth von York vollzog er erst im folgenden Jahre. Nur auf das Recht des Hauses Lancaster nämlich wollte er seinen Anspruch auf die Krone gründen, nicht auf die Heirath mit einer Yorkschen Prinzessin. Daher behandelte er auch seine Gemahlin sein ganzes Leben hindurch mit vieler Gleichgültigkeit, und setzte die Yorker, aus Grundsatz oder Vorurtheil, immer zurück, welches eine Quelle vieler Unruhen für ihn wurde. Schon 1486 brach deswegen im nördlichen England ein Aufruhr aus. Allein gegen Heinrichs Klugheit und Entschlossenheit kam kein Empörer auf. Die Aufrührer wurden nachdrücklich angegriffen, zerstreut und ihr Anführer enthauptet. Aber die Stimmung der Gegner wurde dadurch nicht verändert, und aus Haß gegen Heinrich stellten sie einen falschen Kronbewerber auf, der ihn verdrängen sollte. Lambert Simnel, eines Bäkkers Sohn, ein kluger und entschlossener Jüngling von funfzehn Jahren, wurde von einem Priester zu Oxford, Namens Richard Simon, angestiftet, sich für den Grafen Eduard von Warwic, den Sohn des Herzogs von

Clarence, auszugeben, der aus dem Tower entwischt sey, wohin Heinrich diesen schon von Richard III. wohl bewachten Prinzen, als in eine festere Verwahrung, hatte bringen lassen. Daß aber dieser Priester in eines Andern Namen gehandelt hatte, war leicht zu begreifen, und Heinrich hatte auch vorzüglich die schlaue und ränkevolle Gemahlin Eduards IV. in Verdacht, die ihn haßte, weil sie, in deren Zimmern die Verschwörung gegen Richard III. für Heinrich VII. geschmiedet worden war, jetzt dadurch belohnt wurde, daß der König ihre Tochter hart behandelte und alle ihre Freunde in strenger Unterwürfigkeit hielt. Der junge Simnel wußte auch so viele Kleinigkeiten aus der geheimen Geschichte des Hofes, daß er sie nur aus dieser Quelle geschöpft haben konnte, und täuschte dadurch viele erfahrne Männer. Er fing sein Spiel zuerst in Irland an, wo die meisten Einwohner dem Hause York ergeben waren. Hohe und Niedere fielen ihm hier haufenweise zu; man räumte ihm eine fürstliche Wohnung im Schlosse zu Dublin ein, krönte ihn mit einem Diadem, das einem Marienbilde abgenommen war, und rief ihn zuerst in der Hauptstadt, dann auf der ganzen Insel, unter dem Namen Eduards VI., zum König aus, und das Alles, ohne daß ein Schwert gezogen ward. Heinrich blieb bei diesem seltsamen Auftritt ganz ruhig. Um den Engländern die Unechtheit jenes Anmaßers deutlich zu beweisen, ließ er den wirklichen Eduard von Warwic aus dem Tower nehmen, und in Procession durch die Straßen der Stadt London führen, und um allen Theilnehmern an dem Betruge zu zeigen, welche Strenge sie von ihm zu erwarten hätten, ließ er zuerst die verwittwete Königin ins Gefängniß werfen, worin sie eine Reihe trostloser Jahre in Dürftigkeit und Elend

bis an ihren Tod zubrachte. Als endlich Simnel selbst mit einem Heere nach England übersetzte, ging ihm Heinrich ernsthaft entgegen, schlug das Rebellenheer bei Stoke in der Grafschaft Nottingham (6. Juni 1487), bekam den verwegenen Jüngling selbst gefangen, und machte ihn zum — Küchenjungen, damit die Erinnerung an den unglücklichen Ausgang des Unternehmens stets lebendig bleibe. Dann zog er mit dem Heere durch die nördlichen Provinzen des Reichs, die an der Empörung am meisten Antheil genommen hatten, und schonte das Leben der Schuldigen zwar, trieb aber von ihnen beträchtliche Strafgelder ein. Jetzt erst ließ er seine Gemahlin krönen.

Ein zweiter Betrug dieser Art, den die Yorksche Partei fünf Jahre später versuchte, war weit feiner angelegt. In Holland fand sich ein junger Mensch, Namens Perkin Warbec, der Sohn eines getauften Juden, der sonst am Englischen Hofe viel zu thun gehabt hatte. Dieser Perkin Warbec hatte eine so auffallende Ähnlichkeit mit Eduard IV., daß man vermuthet hat, dieser König sey sein wirklicher Vater gewesen. Von ihm hörte die Herzogin Margarete von Burgund, Karls des Kühnen Wittwe und Eduards IV. Schwester, und da die Härte Heinrichs VII. gegen ihre Schwägerin und sein ungerechter Haß gegen ihr Haus sie im hohen Grade empörte, so beschloß sie, sich Warbecs zu bedienen, um durch ihn an dem Sturze des Königs nach Kräften mitzuarbeiten. Sie nahm den jungen Menschen förmlich in die Lehre, unterrichtete ihn auf das Genaueste von den kleinsten Verhältnissen des Englischen Hofes, und freute sich seiner Gelehrigkeit und Klugheit. Wirklich schien ein königliches Blut in dem Jünglinge zu wallen, so frei und edel war sein Blick, so fein seine Züge, und so zierlich

sein Anstand und seine Rede. Die Absicht der Herzogin war nun die, ihn für den zweiten Sohn Eduards IV. auszugeben, und zu dem Ende ward an vielen Orten auf eine geschickte Weise das Gerücht ausgestreut, die Mörder hätten nur den ältesten Prinzen getödtet, Richard von York aber habe Mittel gefunden, aus dem Tower zu entspringen, und halte sich noch irgendwo verborgen, doch werde er in Kurzem öffentlich auftreten, und seine Ansprüche geltend machen.

Wohl ausgerüstet mit Geld und gutem Rathe, machte sich nun Perkin still auf den Weg. Auch er wählte Irland zu seinem ersten Auftritte, und hatte dort, wo die Unzufriedenen recht zu Hause waren, nicht minder Glück, als sein Vorgänger Simnel. Dann ging er zu Karl VIII. nach Frankreich, welcher damals mit Heinrich VII. in Krieg begriffen war (oben S. 8.) und es daher seinem Vortheil gemäß fand, die Miene anzunehmen, als ob er in Warbec den ächten Richard Plantagenet anerkenne. Als aber Karl in dem Friedensschlusse mit England genöthigt ward, ihn aufzugeben (zu seiner Auslieferung hatte er sich durchaus nicht verstehen wollen), ging Perkin nach Burgund, und machte nun dort großes Aufsehen. Die Herzogin Margarete stellte sich, als könne sie das Vorgeben nicht glauben, und ließ ihn in Gegenwart vieler Zeugen vor sich kommen. Sie fing an, ihn auszufragen, und that so überrascht, und versicherte von der Wahrheit aller Umstände so überzeugt zu seyn, daß alle Anwesende in Verwunderung geriethen. Endlich umarmte sie ihn als ihren Neffen, und schenkte ihm eine große Summe Geldes, um seine gerechten Ansprüche durchsetzen zu können. Sogleich drang das Gerücht von dem neuen Kronbewerber durch ganz England, alle Unzufriedenen

von der Yorkschen Partei traten aufs Neue zusammen, und es entstand ein lebhafter Briefwechsel zwischen England und Flandern, welcher der Herzogin und ihrem Zöglinge alles Gute versprach.

Heinrich VII. hatte eine Menge Kundschafter besoldet, die dem Ursprunge des Handels auf die Spur kommen sollten, und dadurch entdeckte er bald den ganzen Zusammenhang. Diesen machte er durch eine ausführliche Anzeige öffentlich bekannt, und dämpfte dadurch in vielen Gemüthern die Begeisterung, die ein erschlichenes Mitleid und ein voreiliger Glaube an die Wahrheit der Geschichte für den kühnen Anmaßer erregt hatte. Dann erkundigte er sich insgeheim nach den inländischen Theilnehmern an dem Betruge, ließ sie unerwartet einziehen und als Empörer hinrichten. Er hatte sich jetzt allmälig in einen solchen Ruf der Wachsamkeit und Allwissenheit gesetzt, daß fast Niemand mehr ein freies Wort wagte.

Gleich bei Perkins erstem Versuch, in England Fuß zu fassen, ging es schlecht. Von den ersten Truppen, die er ans Land setzte (1495), wurden ihm etwa hundert und funfzig Mann gefangen, und mit barbarischer Strenge, allen Anderen zur Warnung, sämmtlich an den Galgen gehängt. Er versuchte es hierauf noch einmal in Irland, allein auch hier fand er nicht mehr die alte Aufnahme, und so trieb ihn die Noth nach Schottland, wo sein Glücksstern wieder aufzugehen schien. Der damalige König dieses Landes, Jakob IV., der wahrscheinlich von Maximilian und Karl VIII. heimlich aufgereizt wurde, und eben Lust hatte, Heinrich VII. seinen Unwillen fühlen zu lassen, erkannte den falschen Richard nicht nur an, sondern vermählte ihm sogar eine schöne, tugendhafte und reiche Verwandte, und begleitete ihn zuletzt in Person

mit einem Heere nach England, wo Perkin eine Rechtfertigungsschrift an die Nation ergehen ließ (1496). Allein bei dieser empfahl ihn eben die Schottische Begleitung schlecht, zumal da diese Menschen überall, wohin sie kamen, übel hauseten. Der stets geldgierige Heinrich benutzte diesen Einfall schnell, um dem Volke eine neue Kriegssteuer aufzulegen; dann brach er mit seiner gewohnten Entschlossenheit auf, und jagte den furchtsamen Jakob in sein Land zurück. Dahin verfolgte er ihn nicht weiter, denn er mußte nun erst fast sein halbes Reich durchziehen, um die Aufstände zu stillen, die wegen der neuen Kriegssteuer entstanden waren.

Dieser Zustand des Reichs nährte doch Perkins Hoffnungen noch, und da der König von Schottland 1497 einen siebenjährigen Waffenstillstand schloß, und seinen Schützling zwar nicht ausliefern wollte, ihn aber doch nicht weiter schützen konnte, ging dieser von Irland aus mit seiner schönen Gemahlin und seinem Anhange nach Cornwall, in welcher Provinz die Unzufriedenheit mit dem neuen Steueredicte sich am lautesten geäußert hatte, und versammelte hier wirklich gegen dreitausend Mißvergnügte unter seine Fahnen. Mit diesen belagerte er die Stadt Exeter, ein thörichtes Unternehmen, da es ihm gänzlich an Belagerungswerkzeugen und Geschütz fehlte. Zudem schickte die Stadt Boten mit der Nachricht an den König, und dieser, sehr vergnügt, des Unruhestifters endlich einmal habhaft zu werden, ging ihm sogleich mit guten Truppen entgegen. Ungeachtet Perkins Anhang auf siebentausend Köpfe gestiegen war, so hatte er doch nicht das Herz, dem allgefürchteten Könige damit Trotz zu bieten, sondern floh wie ein Feiger in eine Capelle in Beaulieu, worauf die Rebellen theils sich zerstreuten,

theils um Gnade flehten. Perkins edle Gemahlin fiel in die Hände des Königs, dem es zur Ehre gereicht, daß er sie königlich behandelte. Ihn selbst ließ er durch einige in die Kirche gesandte Officiere unter dem Versprechen der Begnadigung einladen, herauszukommen, und so ergab sich denn der Arme freiwillig. Er ward wie im Triumph nach London geführt, in den Tower gesetzt, und da er hier mit dem noch immer gefangenen Eduard von Warwic allerlei listige Entwürfe zu ihrer gemeinschaftlichen Befreiung machte, und auch schon wirklich entkommen war, zuletzt, nach einem dritten Versuche, in Tyburn gehängt (1499). Zu gleicher Zeit benutzte der König diese Gelegenheit, sich auch des Prinzen zu entledigen. Er ward angeklagt, zum Untergange des Königs eine Verschwörung mit Perkin angezettelt zu haben, und dafür enthauptet. Obgleich die Ermordung dieses letzten York die Gemüther erbitterte, so wußte doch Heinrichs Wachsamkeit und Thatkraft jeden Ausbruch zu verhüten. Von äußeren Feinden hatte er nichts zu befürchten, vielmehr beeiferten sie sich um Bündnisse mit ihm. Der Erzherzog Philipp, der Kaiser Maximilian, Ludwig XII. und Ferdinand der Katholische buhlten um seine Freundschaft. Sein Sohn, der Prinz von Wales, heirathete eine Spanische Infantin, und seine Tochter Margarete den Schottischen König Jakob IV.

Eine vier und zwanzigjährige so nachdrückliche Regierung konnte nicht ohne bedeutende Folgen für die inneren Verhältnisse des Königreichs bleiben. Die Macht des höheren Adels ward merklich gebrochen, besonders durch ein Gesetz, welches demselben erlaubte, seine Güter zu theilen und zu veräußern. Auch war in dem langen und blutigen Bürgerkriege die Blüthe der edlen Geschlech-

ter gefallen, und ohne diese wäre ein kräftiger Widerstand gegen Heinrichs Erweiterungen der königlichen Gewalt nicht möglich gewesen. Daher regierte er unumschränkter als irgend einer seiner Vorgänger seit der Magna Charta, und war für England das, was Ludwig XI. und Ferdinand der Katholische für ihre Länder. Er gab mehrere gute Gesetze zur Beförderung der bürgerlichen Ordnung und für das Aufkommen der Gewerbe und des Handels. Zu einer königlichen Seemacht wurden in den letzten Regierungsjahren dieses Königs Anstalten getroffen; auch ein Versuch wurde gemacht, an den Eroberungen der Spanier in dem neu entdeckten America Antheil zu nehmen. Zu diesem Ende sandte Heinrich im Jahre 1496 den Venetianischen Seefahrer Johann Cabot aus, der auch Neufundland entdeckte. Da man aber hier, statt der gehofften Schätze an Gold und Silber, nur Eisfelder und Fische fand, so unterblieben fernere Reisen. Andrerseits standen der freien Entwickelung der Nationalthätigkeit noch manche unweise Einrichtungen im Wege. Gesetze schrieben den Handwerkern ein gewisses Arbeitslohn vor, Monopole hemmten den Wetteifer, ja es war sogar durch ein Gesetz verboten, von ausgeliehenen Geldern Zinsen zu nehmen. Daß der Adel bei den Aufständen und in den Bürgerkriegen so viele streitbare Männer ins Feld führen konnte, kam daher, daß er eine Menge von Dienstleuten hielt, die seine Abzeichen trugen, und im Kriege wie im Frieden als seine Clienten erschienen. Unter der Regierung Heinrichs, der die Macht des Adels zu schwächen trachtete, wurde dieses Clientenwesen verboten, und der König ahndete die Übertretung der darüber erlassenen Verordnungen mit großer Strenge. Der Graf von Oxford, einer seiner Lieblinge, hatte ihn ein-

mal in seinem Schlosse prächtig bewirthet, und um auch bei seiner Abreise noch großen Prunk zu zeigen, ließ er alle seine Clienten, in seine Farben gekleidet, in zwei Reihen aufmarschiren. „Mylord, sagte der König, ich habe viel von eurer Gastfreundschaft gehört, aber ich sehe, sie ist größer als ihr Ruf. Diese schönen Herren bilden ohne Zweifel euer Hausgesinde.“ Lächelnd erwiederte der Graf, so groß sey sein Vermögen nicht, es seyen nur seine Dienstmannen. Der König stutzte einen Augenblick, und sagte dann ernsthaft: „Bei meiner Treue, Mylord, ich danke euch für eure herrliche Bewirthung, aber ich darf nicht zugeben, daß meine Gesetze so vor meinen Augen gebrochen werden. Mein Anwalt wird mit euch sprechen.“ — Der Graf mußte nicht weniger als 15,000 Mark Strafe erlegen.

Indeß hatte an diesem Verfahren Heinrichs Geiz vielen Antheil. Denn dieser war seine herrschende Leidenschaft; die Begierde Geld aufzuhäufen hatte auf alle seine Handlungen Einfluß, und nahm mit den Jahren immer mehr zu. Einige gleichgesinnte Minister schmeichelten ihm darin nur allzusehr, und erwarben sich selbst ungeheure Reichthümer. Alte, zum Theil längst vergessene Gesetze, auf deren Übertretung Geldstrafen standen, wurden mit der größten Strenge gehandhabt. Ein Heer von Kundschaftern war im ganzen Reiche vertheilt, um solchen Fällen nachzuspüren, und diese Menschen klagten Schuldige und Unschuldige an. Als einer andern Quelle von Aussaugungen bediente man sich der Rechtshändel. Auf seinem Todbette überlegte Heinrich mit Schrecken, wie viele Erpressungen auf diese Weise geübt worden seyen, und befahl in seinem letzten Willen, alle Diejenigen zu entschädigen, denen er Unrecht gethan. Er starb

im zwei und funfzigsten Jahre seines Alters, am 22. April 1509.

---

2. Heinrich VIII.

(1509 — 1547.)

Heinrich VIII., bei seinem Regierungsantritte ein Jüngling von siebzehn Jahren, war von einer ganz andern Gemüthsart als sein Vater. Mit einem vollkräftigen Körper verband er ein bis zur Wildheit leidenschaftliches Gemüth, einen unbeugsamen Starrsinn, der durchaus keinen Widerspruch ertragen konnte, eine Launenhaftigkeit, die ihn bald mit der heftigsten Liebe einer Person zuwandte, welche sich ihm von einer günstigen Seite gezeigt hatte, und ihn bald wieder bei einem unbedeutenden Anlaß mit Haß und Abscheu gegen dieselbe erfüllte. Dazu kam eine hohe Einbildung von seiner eigenen Einsicht und Gelehrsamkeit. In der letztern hatte er in der That etwas gethan, denn sein Vater, der seine Aufmerksamkeit von den Staatsgeschäften ablenken wollte, hatte ihm eine wissenschaftliche Erziehung geben lassen, und nicht ohne Erfolg. Für den Prinzen waren die spitzfindigen Probleme der scholastischen Theologie besonders anziehend, und der berühmte Thomas von Aquino sein Lieblingsschriftsteller.

In den ersten Jahren seiner Regierung kümmerte er sich wenig um die Geschäfte, und überließ sie seinen Ministern. Statt dessen gab er sich seiner Neigung zu prunkvollen Vergnügungen hin. Hoffeste, Turniere und Prachtgelage folgten einander im raschen Wechsel. Der Hof schien ganz verwandelt; die lang verschlossenen, von dem

geizigen Vater wohlbewahrten Schätze öffnete der lebenslustige Sohn, und streute davon mit vollen Händen aus. Die Stunden, die ihm von den Festlichkeiten noch übrig blieben, füllte er lieber mit Musik und Litteratur, als mit Regierungssorgen an. Unter Denen, welche sich diesen Neigungen des Königs anschmiegten, und dadurch seine Gunst erlangten, stand der Graf von Surrey oben an. Ein anderer Minister, der Bischof Fox von Winchester, eifersüchtig auf das größere Vertrauen, in welchem Jener stand, glaubte ein sichres Mittel gefunden zu haben, ihn zu verdrängen, indem er einen jungen Geistlichen bei dem Könige einführte, Namens Wolsey, der mit einer einnehmenden Bildung, hoher Klugheit und mannichfaltigen Kenntnissen die Kunst, sich beliebt zu machen, in einem solchen Grade verband, daß man ihn unwiderstehlich nennen konnte. Schon der vorige König hatte ihn wegen dieser Eigenschaften sehr hervorgezogen *), aber Heinrich den Achten fesselten sie so an ihn, daß Fox nun wol einsah, er habe durch seinen Empfohlnen nicht bloß den Nebenbuhler, sondern sich selbst entbehrlich gemacht. Wolsey, der Sohn eines Schlächters zu Ipswich, ward aus einem muntern Tischgenossen bald der Vertraute aller königlichen Geheimnisse, der einzige Rathgeber, ja der un-

*) Er schickte ihn einmal in eiligen Geschäften nach Brüssel hinüber. Am vierten Tage war er schon wieder da. „Mein Gott, ihr seyd noch nicht fort?" rief ihm Heinrich entgegen. — Verzeihung, ich komme schon wieder zurück. — „Mir auch nicht recht. Ich hatte noch etwas Wichtiges vergessen, und habe euch darum einen zweiten Botschafter nachgesendet." — Der ist mir auf dem Rückwege begegnet. — „Also doch zu spät." — Nein, gnädigster Herr, ich konnte wol errathen, was mir an meinem Auftrage noch fehlte, und da habe ich's selbst hinzugesetzt. — „Ei, ihr seyd ein trefflicher Mensch! euch kann man brauchen!"

umschränkte Beherrscher des Königs. Umsonst warnte Fox diesen, er möchte zusehen, daß der Diener nicht größer würde, als der Herr. Wolsey stieg von einer hohen Würde im Staate wie in der Kirche zur andern; zu dem erzbischöflichen Stuhle von York wurden ihm noch mehrere andere erledigte Bisthümer verliehen; auch der Papst glaubte sich einen so vielgeltenden Mann verbinden zu müssen, und erhob ihn zum Cardinal, endlich auch zu seinem Legaten in England. Eitelkeit und Prunksucht verleiteten den zu einer so schwindelnden Höhe Emporgestiegenen, sich mit einer wahrhaft königlichen Pracht zu umgeben. Er erbaute Paläste, dergleichen der König selbst nicht hatte. Er war der erste Geistliche in England, der seidene und goldene Stoffe trug, und nicht bloß seine Kleider, auch die Decken seiner Pferde schimmerten in dieser Pracht. Oft erschien er mit einem Gefolge von achthundert Personen, unter denen eine Menge Edelleute waren, die seine Gunst durch solche Demüthigungen erkaufen wollten. Vor ihm gingen zwei schön gewachsene und reich gekleidete Priester; einer trug ihm das Cardinalkreuz vor, der andere hielt das Kreuz des Erzbisthums York. Wenn er an Festtagen in der Paulskirche Messe las, so bedienten ihn Bischöfe und Aebte, und bei dem Sprengen des Weihwassers mußten ihm Personen vom höchsten Adel Wasser und Handtuch reichen; ganz nach der Weise des Papstes, zu dessen Würde er bald emporzusteigen hoffte. Wie sehr Karl V. und Franz I. dem Ehrgeize Wolsey's schmeichelten und um seine Gunst buhlten, wie theuer der erstere sie erkaufte, ist schon an einem andern Orte (Th. VII. S. 232.) erzählt.

Wir haben im vorigen Bande öfter Gelegenheit gehabt, der Einmischungen Heinrichs in auswärtige Händel

zu erwähnen. Weil er aber unbeständig war, und nie mit der gehörigen Kraft wirkte, so spielte er dabei auch nie eine glänzende Rolle, so entscheidend auch ein König von England, seiner Stellung nach, hätte auftreten können. Zuerst wollte er aus Anhänglichkeit an die Kirche den Papst an Frankreich rächen, und verschwendete unnütz sein Geld in Bündnissen gegen Ludwig XII.; dann, als die große Eifersucht zwischen Franz I. und Karl V. ausbrach, trat er auf des Letztern Seite, bis der Erstere bei Pavia gefangen ward. Von der Zeit an gelang es den Franzosen, ihn wieder für sich zu gewinnen, bis er in den letzten Jahren des Streits doch noch einmal zu Karl V. überging. Außer den großen Geldsummen, mit denen er während dieser Kriege seine Freunde unterstützte, that er auch mehrere Landungen in Frankreich, doch ohne etwas auszurichten. Menschen und Geld wurden ganz unnütz aufgeopfert, und in wenig Jahren war der Schatz seines Vaters ausgeleert. Auch mit Schottland fing er mehrere Kriege an, um sich für die Folge einmal den Weg zum dortigen Throne zu bahnen; allein auch diese Unternehmungen waren ohne durchdachten Plan angefangen, schlecht unterstützt, und meist von kurzer Dauer.

Weit kühner waren dagegen die Schritte, die Heinrich VIII. zur Vergrößerung der königlichen Macht im Innern seines Reiches that. Er ging hierin noch weiter als sein Vater, und übte in mancher Hinsicht eine unumschränkte Gewalt. Da er zu seinen Kriegen und bei seiner Verschwendungssucht viel Geld brauchte, und die vom Parlamente bewilligten Summen nicht zureichten, so nahm er zu Zwangsanleihen und Ausschreibungen, welche freiwillige Gaben genannt wurden, seine Zuflucht, doch nicht ohne lautes Murren und sogar Widersetzlichkeit zu

erregen, wobei denn der eifrige Diener seines Despotismus, Wolsey, immer verhaßter ward. Auch die Geistlichkeit wurde bei diesen Erpressungen nicht verschont, obschon sonst ihr Ansehn noch unerschüttert dastand, so wie das ihres Oberhaupts, des Papstes, welcher England den schönsten Edelstein in seiner Krone nannte, weil aus keinem Lande so große Einkünfte nach Rom flossen. Die Stimmen der Kirchenreformatoren seiner Zeit vermochten auch Heinrich nicht, eine Aenderung dieses Verhältnisses herbeizuführen. Vielmehr schrieb er, wie schon früher erzählt ist (Th. VII. S. 241.), selbst gegen Luther, und verdiente sich damit beim Papste großen Dank und einen neuen Titel.

Aber das, wozu keine Beweise eines Kirchenlehrers ihn hatten bringen können, vermochten häusliche Verhältnisse, die sein gutes Vernehmen mit dem Papste störten. Heinrich war zwölf Jahre alt gewesen, als sein älterer Bruder starb, und sogleich hatte ihn sein Vater mit der Wittwe desselben verlobt, um die Freundschaftsverhältnisse mit Ferdinand dem Katholischen aufrecht zu erhalten, dessen Tochter diese Prinzessin war. Heinrich feierte seine Vermählung mit ihr gleich nach seiner Thronbesteigung; sie gebar ihm eine Tochter, Maria, aber keine männlichen Erben, die er sich doch so sehnlich wünschte. Zu dieser Ursache der Unzufriedenheit kam, daß Katharina älter als der König und mit körperlichen Uebeln behaftet war. Nun war die Ehe mit der Schwägerin nach dem Kirchenrechte eine verbotene, es waren deshalb schon früher viele Zweifel dagegen erhoben worden, und Heinrichs wachsende Abneigung konnte sich leicht hinter Gewissenszweifeln verstecken, wenn er sie anders nicht wirklich fühlte. In dieser Gemüthsstimmung lernte er ein Hoffräu-

lein seiner Gemahlin, Namens Anna Boleyn, kennen, deren Schönheit ihn ganz bezauberte. Da sie allen seinen Anträgen fest widerstand, und ihm durch diesen Widerstand nur noch reizender erschien, so beschloß er in seiner Leidenschaftlichkeit, sie — es koste was es wolle — auf den Thron zu erheben. Eine Trennung der ersten Ehe kostete nur ein Wort vom Papste, aber dies Wort war so leicht nicht zu erhalten. Clemens VII. stand, wie wir wissen, mit dem Kaiser Karl V. auf einem schlimmen Fuße; er hing ganz von ihm ab, und mußte nichts eifriger verhüten als seine Rache. Nun war Heinrichs Gemahlin Katharina Karls Mutterschwester, und hatte von diesem das Versprechen erhalten, sie in ihren Rechten zu schützen. Zum Unglück kam die Bitte des Königs eben zu Rom an, als der Papst in der Engelsburg gefangen saß, und bald nach ihr erschien eine nachdrückliche Warnung vom Kaiser, in der Sache der Königin von England nichts ohne sein Wissen zu gewähren. Der Papst, um sich doch nicht gar zu sehr bloß zu geben, schickte darauf (1528) einen Legaten nach London, der in Gemeinschaft mit Wolsey die Sache untersuchen sollte, doch mit der geheimen Weisung, die Untersuchung recht in die Länge zu ziehen, und endlich doch nichts auszumachen. Diese Kunst verstand der Legat meisterhaft. Doch kam ihm auch die Beharrlichkeit der Königin nicht wenig zu Hülfe. Als diese vorgeladen worden war, fiel sie ihrem Gemahl zu Füßen, und erinnerte ihn mit der durchdringendsten Beredtsamkeit daran, wie sie nun zwanzig Jahre lang sein treues Weib gewesen sey; eine Erinnerung, die vermuthlich eine der beabsichtigten gerade entgegengesetzte Wirkung hervorbrachte. Nachdem die Sitzungen in langen Zwischenräumen bis zum Juli 1529 fortgesetzt wor-

den waren, ward der Legat unter einem Vorwande plötzlich nach Rom zurückgerufen, und die ganze Sache schien sich wieder zerschlagen zu wollen.

Heinrichs Groll über diesen Ausgang wandte sich zuerst gegen Wolsey. Anna Boleyn und ihre Verwandten haßten diesen Minister, und ließen den König merken, er sey vielleicht eine Haupttriebfeder dieser Verzögerung, und es mache ihm Vergnügen, über seines Herrn Schicksal verfügen zu können. Dieser Argwohn, durch die Geliebte entzündet, faßte schnell und schrecklich Wurzel in des leidenschaftlichen Heinrichs Herzen. Vergessen waren auf einmal alle treuen Dienste seines Ministers, die lange und geschickte Verwaltung aller Geschäfte, die vielen angenehmen Stunden, die er seiner Unterhaltung verdankte. Beschlossen ward seine gänzliche Entfernung, und eine Anklage gegen ihn wegen einiger Vergehungen erhoben, die man hervorsuchte, um den Sturz des allbeneideten und mithin allgehaßten Günstlings zu beschönigen. Man nahm ihm die Siegel ab, verbot ihm den Hof, zog seine Güter ein, und würde noch weiter gegangen seyn, wenn nicht Heinrich selbst in einer Anwandlung von Scham und Mitleid den Befehl gegeben hätte, mit der weitern Verfolgung seines ehemaligen Freundes inne zu halten. So behielt er denn vor der Hand noch die Bisthümer York und Wincheſter, aber das konnte ihn über die Entsagung nicht trösten, die er hatte dulden müssen. So hoch gestanden zu haben, und so schnell von solcher Höhe herabgestürzt zu seyn; dies Schicksal kann auch den festesten Sinn zermalmen. Nur ein Jahr überlebte Wolsey diesen Schlag; er starb gerade, als seine Feinde damit umgingen, ihn ganz zu verderben (1530).

Indem die neuen Günstlinge des Königs, meist An-

na's Verwandte, darauf sannen, wie man von dem Papste die Trennung der Ehe erlangen könne, hatte der Doctor Cranmer (der bald darauf Erzbischof von Canterbury wurde) den Gedanken, man solle ein Gutachten von den berühmtesten Universitäten über die Rechtmäßigkeit derselben einholen, und wenn dies, wie zu erwarten sey, günstig ausfalle, es dem Papste zur Bestätigung vorlegen. Dies geschah; die befragten Universitäten und Rechtslehrer, häufig mit Gelde erkauft, stimmten meistens für die Scheidung, aber dennoch zauderte der Papst, aus Furcht vor Karl V. Um eine neue Ausflucht zu gewinnen, lud er Heinrich ein, sich persönlich in Rom zur Untersuchung zu stellen. Dies beleidigte den König nur noch mehr. Ein herzhafter Gesandter ging statt seiner hin, aber nur um den Papst ernstlich zur Rede zu stellen, und entfernte sich, ohne den ihm dargereichten Fuß desselben zu küssen. Kurz, Heinrich war entschlossen, sich um das Haupt der Kirche gar nicht mehr zu kümmern. Zufrieden mit dem Ausspruche der Universitäten und der Erzbischöfe des Königreichs, vollzog er endlich ohne Umstände am 14. November 1532 seine Vermählung mit der Anna Boleyn, ließ die noch immer standhafte Katharina durch seine Erzbischöfe für eine unrechtmäßige Königin erklären, und durch eine Parlamentsacte alle Appellationen Englischer Unterthanen an den Papst aufheben. Alle Bezahlungen Englischer Kirchen und Klöster an den Römischen Stuhl hörten nun plötzlich auf; der König nahm den Titel eines Oberhaupts der Englischen Kirche an, und zog nun alle jene reichen Einkünfte in seinen Schatz; keine Bullen und Dispensationen durften mehr ins Land kommen, und um das Volk an diese gewaltsame Neuerung zu gewöhnen, mußte alle Sonntage ein Geistlicher in der Paulskirche

lehren, daß der Papst ein Bischof wie alle Bischöfe sey, und keine weitere Gewalt habe, als innerhalb seines Kirchsprengels. Vergebens drohte Clemens mit den härtesten Kirchenstrafen; vergebens nannte sich auch Katharina noch immer die einzige rechtmäßige Königin dieses Landes; das königliche Ansehn war zu fest gegründet, und wo der Widerstand von Folgen hätte seyn können, setzte der König ihm schonungslose Gewalt entgegen. Der brave Kanzler Thomas More, und der eben so rechtschaffene Bischof von Rochester, Johann Fisher, die sich in ihrem Gewissen verbunden hielten, die geistliche Oberhauptschaft und die zweite Ehe des Königs für unrechtmäßig zu erkennen, wurden zum Tode verurtheilt, und legten mit der Ruhe eines Sokrates ihre Häupter auf den Block (1535).

Um diese Zeit war bekanntlich die Reformation in Deutschland und über dessen Gränzen hinaus im lebendigsten Fortschreiten; auch bis nach England hatten sich ihre Wirkungen verbreitet, und man sollte glauben, nun wäre sie bei den gegenpäpstlichen Gesinnungen des Königs auch hier mit offenen Armen aufgenommen worden. Aber zum Unglück hatte Luther selbst durch seinen heftigen Brief alles bei Heinrich verdorben. Ohne diesen persönlichen Widerwillen gegen den Urheber der protestantischen Lehre hätte Heinrich sich vielleicht zu derselben bekannt, aber jetzt, wo er Luthern eben so sehr als dem Papste ausweichen wollte, war er gezwungen, seine eigene Reformation vorzunehmen. Er ging einen eigenen, ganz launenhaften und willkührlichen Mittelweg zwischen beiden Lehren, und verfolgte die links und rechts Abweichenden mit gleicher Strenge. Seine Reformation war mehr gegen das Papstthum als gegen die katholische Kirche gerichtet, deren Lehren er meist beibehielt. Denn obschon

Cranmer, jetzt Erzbischof von Canterbury, den Grundsäzzen der Deutschen Reformatoren anhing, und auch den neuen Minister und Günstling, Thomas Cromwell, auf seiner Seite hatte, so mußten doch beide bei dem Eigenwillen des Königs und dessen Hinneigung zu dem alten Lehrbegriffe sehr leise auftreten. Voll von Stolz auf seine eigene Gelehrsamkeit, entwarf Heinrich selbst ein Lehrbuch des christlichen Glaubens, das in alle Schulen eingeführt werden mußte, und gab Befehl zu einer Englischen Bibelübersetzung, die zu Paris gedruckt, und an Jedermann verkauft wurde. Da indeß die echten Reformirten seine Glaubenslehren nicht annehmen konnten, so erfolgten nun blutige Auftritte, und an allen Ecken des Königreichs rauchten die Scheiterhaufen, sowol für die reformirten als für die katholischen Ketzer.

Im Jahre 1536 that Heinrich einen andern kühnen Schritt. Er zog alle kleineren Klöster in seinem Lande ein, und um dies mit einem Schein des Rechts thun zu können, wurden Commissarien umhergesandt, um den Zustand der Klöster zu untersuchen. Sie schilderten dieselben als Sitze solcher Mißbräuche, einer solchen Verderbniß und so unnatürlicher Laster, daß ihre Aufhebung vollkommen gerechtfertigt erschien. Ohne Zweifel waren manche dieser Beschuldigungen sehr gegründet, andrer Seits aber ist es doch nur allzu wahrscheinlich, daß die Untersucher absichtlich so berichtet haben werden, wie sie wußten, daß es der König hören wollte *). Die Berichte wurden sodann öffentlich bekannt gemacht, und hierauf ging die Einziehung vor sich. Vor der Hand traf die Reihe 375 der kleineren Klöster, deren Einkünfte jährlich

*) Hume, Vol. V. p. 235.

etwa 32,000 Pfund Sterling, der Werth an liegenden Gründen, Gebäuden und beweglichen Gütern aber noch außerdem 100,000 Pfund betrugen. Die jungen Mönche und Nonnen wurden entlassen, und den älteren wurden Jahrgelder gereicht. Viele derselben bemühten sich, in verschiedenen Provinzen das Volk aufzuwiegeln, aber allenthalben ward der Aufruhr durch des Königs Wachsamkeit und Strenge bald gestillt. Die Aufrührer büßten gewöhnlich mit dem Leben.

Aufgemuntert durch den guten Erfolg, wagte er sich 1538 auch an die Einziehung der größeren Klöster, und innerhalb zweier Jahre war er in Besitz aller geistlichen Güter des ganzen Königreichs. Zusammen wurden 645 Klöster, 90 Collegien, 2374 Stifter und Freikapellen und 110 Hospitäler aufgehoben, deren Einkünfte zusammengenommen 161,100 Pfund betrugen. Man fand ungeheure Schätze, besonders bei den Gnadenbildern an den Wallfahrtsörtern, obgleich die Geistlichen wol das Meiste davon vorher heimlich auf die Seite gebracht hatten. Aber auch von dem, was der König bekam, verschenkte er vieles an seine Lieblinge, oder verschleuderte es mit Tyrannenlaune. Hätte Heinrich mit diesen neu erworbenen Gütern besser hausgehalten, und sie der Krone zugeschlagen, so würde er einer der reichsten Könige geworden seyn. Aber durch seine unbesonnene Verschwendung brachte er sich sogar um die Vortheile, die er vorher von den geistlichen Gütern genossen hatte. Denn sonst hatten bei allgemeinen Landsteuern die Geistlichen immer das Meiste beigetragen; jetzt, da sie der Güter beraubt waren, fiel das weg, und Karl V. hatte also nicht Unrecht, wenn er scherzhaft sagte, der König von England habe mit eigener Hand die Henne todtgeschlagen, die ihm die golde-

nen Eier gelegt. So viele Beleidigungen des päpstlichen Stuhles brachten endlich die Erfüllung seiner Drohungen wider den König zur Reife. Paul III. sprach 1538 in einer Bulle, weil Heinrich, wie es darin hieß, immer neue Verbrechen beginge, und sich in ein wildes Thier verwandelt habe, den Bann über ihn aus, erklärte ihn, als einen Ketzer, Schismatiker, Ehebrecher und Mörder vieler unschuldigen Personen, des Englischen Thrones verlustig, und forderte den König von Schottland auf, das erledigte Reich einzunehmen. Heinrich ließ dieser Bulle durch seine Bischöfe die Lehre entgegensetzen, daß Christus seinen Aposteln und deren Nachfolgern ausdrücklich verboten habe, sich Macht in weltlichen Dingen anzumaßen.

Den leidenschaftlichen König machte sein ungehindertes Fortschreiten immer übermüthiger. Er bildete sich steif und fest ein, die einzige wahre Richtschnur des Glaubens zu besitzen, und berechtigt zu seyn, jeden Andersdenkenden zu bestrafen. Ein Schulmeister in London, Namens Lambert, läugnete die leibliche Gegenwart Christi im Abendmahl, und als er von dem erzbischöflichen Gerichte aufgefordert wurde, zu widerrufen, wagte er es, an den König zu appelliren. Heinrich ergriff mit Freuden eine Gelegenheit, seine kirchliche Oberhoheit auszuüben, und zugleich seine theologische Gelehrsamkeit zu zeigen. Es ward eine feierliche Versammlung anberaumt, der König saß auf dem Throne; um ihn her standen die Bischöfe, Rechtsgelehrten und weltlichen Pairs. Heinrich selbst, und nach ihm sieben Bischöfe, sprachen fünf Stunden zur Widerlegung Lamberts, bis dieser, ermüdet und erschreckt, zum Schweigen gebracht war. Heinrich fragte ihn darauf, ob er leben oder sterben wolle. Jener erwiederte: er über-

lasse sich ganz der Gnade Sr. Majestät. „Ich mag kein Beschützer von Ketzern seyn!" fuhr ihn der König an, und nun wurde Lambert zum Tode, und zwar zu einem langsamen Feuer verurtheilt. Der Unglückliche lebte noch, als ihm die Beine schon großentheils verbrannt waren, bis sich zuletzt einige Soldaten über ihn erbarmten, und ihn ganz ins Feuer stießen. Er litt diese Kannibalenmarter mit der Ruhe und Würde eines Märtyrers, und Christus war sein letztes Wort, sein letzter Gedanke.

Um der Welt zu zeigen, daß er, trotz seines Abfalls vom Papste, mit den wesentlichsten Lehren der alten Kirche einverstanden sey, versammelte Heinrich im nächsten Jahre (1539) ein Parlament, damit es die von ihm vorzulegenden religiösen Vorschriften bekräftige, und fand in diesem großen, die ganze Nation darstellenden Reichsrathe ein gefügiges Werkzeug für seine Willkühr. Es wurde ein Gesetz gegeben, welches das der sechs Artikel hieß, und von den Protestanten mit Recht das blutige Gesetz genannt wurde. Es setzte folgende sechs Glaubenslehren fest: die Gegenwart Christi im Abendmahl; das Abendmahl ohne Kelch für die Laien; die ewige Verpflichtung einmal abgelegter Keuschheitsgelübde; die Nützlichkeit der Privatmessen; die Ohrenbeichten; das Cölibat der Geistlichen. Wer den ersten dieser Artikel läugnen würde, sollte sogleich verbrannt werden; auf die Bestreitung der anderen stand selbst im Falle des Widerrufs Gefängniß und Verlust des Vermögens; hartnäckiges Beharren bei dem Irrthum, und Rückfall führten die Todesstrafe herbei. Den Uebertretern ward emsig nachgespürt, und in Kurzem waren über fünfhundert derselben in den Gefängnissen, von denen viele hingerichtet wurden. Dasselbe Parlament, welches auf diese Weise die Religionsfreiheit vernichtet

hatte, erklärte auch, daß Verordnungen des Königs aus seinem geheimen Rath, künftig ganz die Wirkungen der Parlamentsacten haben sollten, doch dürften sie keine Erbschaften, Aemter, Vorrechte und Güter betreffen, auch keine älteren Rechte verletzen.

Um Anna Boleyn zu besitzen, war Heinrich ein Reformator, und um diese kirchliche Reformation zu behaupten, ein grausamer Verfolger Andersdenkender geworden. Aber so heftig er liebte, so lange seiner Leidenschaft noch Hindernisse im Wege standen, so schnell verrauchte das Feuer, wenn er im ungehinderten Besitz des ersehnten Gegenstandes war. Kaum bemerkten Annens Feinde diese Veränderung in seinen Gesinnungen, als sie eilten, Argwohn und Eifersucht in seiner Brust zu erregen. Anna war in Frankreich erzogen, und hatte dort einen freiern Ton angenommen, als damals in England üblich war. Doch vergaß sie selbst im Scherzen ihre Würde nicht, und gab dem Könige nie gegründeten Anlaß, an ihrer Treue zu zweifeln. Aber Heinrich öffnete sein Ohr willig der Stimme der Verläumdung, die nichts unterließ, das Feuer zu schüren. Besonders that sich die Gräfin von Rocheford, Gemahlin des Bruders der Königin, aber ihre heftige Feindin, in der Zutragung der boshaftesten Nachrichten von den unbedeutendsten Gesprächen derselben hervor. Heinrich hatte damals unter den Kammerdamen der Königin Johanna Seymour, ein Fräulein von seltener Schönheit, kennen gelernt; nach ihrem Besitze entbrannt, freute sich der Tyrann innig, Anklagen gegen seine Gemahlin zu vernehmen, die ihn von ihr befreien könnten. Bei einem sehr geringfügigen Anlaß ward die beklagenswerthe Anna in den Tower geschleppt, und ein Ausschuß von Pairs ernannt, um über sie zu richten. Vergebens schrieb

sie dem Könige die rührendsten Briefe; es erfolgte keine Antwort. Vergebens stellte sie ihren Richtern vor, daß ihr Verbrechen höchstens in einigen leichtsinnigen Aeußerungen bestehen könne, zu denen sie sich sogar selbst bekannte. Sie ward ohne allen hinreichenden Beweis dennoch für schuldig erklärt, und das Urtheil lautete auf den Tod durchs Feuer oder durch das Schwert. Der König schien also noch gnädig, wenn er sich für das letztere entschied, und so ward sie denn am 14. Mai 1536 wirklich enthauptet. Sie bestieg das Blutgerüst mit Würde und Heiterkeit, betheuerte vor Gott ihre Unschuld, und vergab dem Könige laut sein Unrecht. Die beste Vertheidigung der Unglücklichen geschah durch den König selbst, als er schon am Tage nach ihrer Hinrichtung sich mit Johanna Seymour vermählte. In einer bald darauf gehaltenen Parlamentsversammlung hielt er eine Rede, worin er es sich als ein Verdienst um sein Volk anrechnete, daß er ungeachtet der Unglücksfälle in seinen beiden ersten Ehen, doch eine dritte wagte. Der Sprecher des Parlaments beantwortete diese Aeußerung mit einer Lobpreisung der wundervollen Gaben des Königs, und verglich ihn in der Gerechtigkeit und Weisheit mit Salomo, in der Stärke mit Simson, und in der Schönheit mit Absalon. Heinrich nahm diese Rede gnädig auf, und antwortete durch den Mund seines Kanzlers: wenn er diese Gaben wirklich besitze, so seyen es einzig Geschenke der göttlichen Gnade.

Am 12. October 1537 ward dem Könige endlich sein heißester Wunsch gewährt; seine junge Gemahlin gebar ihm einen Sohn *), den er Eduard nannte; aber

*) Von der Anna Boleyn hatte er nur eine Tochter, die nachher so berühmt gewordene Elisabeth.

leider starb sie selbst im Kindbett. Der König wünschte nun eine neue Gemahlin, und bewarb sich auf den Rath seines Ministers Cromwell um die Tochter des Herzogs von Kleve, von welcher ihm ein von dem berühmten Holbein gemaltes, aber viel zu schmeichelhaftes Brustbild zu Gesicht gekommen war. Im Vertrauen auf die Wahrheit des Gemäldes ward die Heirath abgeschlossen, und Heinrich so ungeduldig seine neue Gemahlin zu sehen, daß er ihr in einer Verkleidung bis Rochester entgegenging. Aber wie fand er sich betrogen! Er sah eine so ungraziöse Plumpheit, daß er sich mit Widerwillen abwandte, und ausrief, das sey eine große Flandrische Mähre, die er nimmermehr lieben könne. Nur die Erwägung der politischen Verhältnisse bewog ihn, sie nicht sogleich wieder zurückzuschicken, und in Hoffnung, daß eine nähere Bekanntschaft etwa neue Reize entdecken werde, vollzog er die Vermählung endlich (6. Jan. 1540). Aber schon den Tag darauf erklärte er, daß es ihm unmöglich sey, länger mit dieser Person umzugehen, die ihm durch ihre Unkunde der Englischen und Französischen Sprache und durch ihre große Geistesarmuth noch unleidlicher werden mußte. Und wie es denn an einem solchen Hofe nie an Leuten fehlt, die sich bei dem ersten Anschein von Ungunst sogleich zum Sturze eines vielgeltenden Ministers vereinigen, so hatte man auch hier nicht sobald bemerkt, daß Heinrich wegen dieser Heirath mit seinem Liebling Cromwell grolle, als eine Menge bisher zurückgehaltener Anklagen auf einmal laut wurden, und beim Könige so viel Eingang fanden, daß er nach seiner Art das Verfahren gegen ihn sogleich einleiten ließ, und der Mann, den Heinrich nebst Wolsey'n am meisten geliebt hatte, beschloß sein Leben auf dem Blutgerüste (28. Juli 1540).

Um dieselbe Zeit ward durch den Ausspruch der versammelten Geistlichkeit, unter Angabe der wichtigsten Gründe, der König von seiner verhaßten Gemahlin getrennt. Sie ließ sich ohne Widerrede die Scheidung der kurzen Ehe gefallen, und machte einer reizenden Engländerin, der Lady Katharina Howard, aus dem Hause der Norfolks, Platz, mit welcher der König nach seiner raschen Weise die Heirath wenige Wochen nach der Scheidung von jener vollzog. Er fühlte sich bei dem Tausche so selig, daß er Gott für diese Wohlthat in dem allgemeinen Kirchengebete danken ließ.

Aber schon im folgenden Jahre entdeckte sich's, daß das Verbrechen, welches man der unglücklichen Anna Boleyn aus bloßem Hasse zur Last gelegt hatte, von der gegenwärtigen Königin, wenigstens vor ihrer Vermählung, wirklich begangen sey. Der König brach in einen Thränenstrom aus, als ihm die süße Täuschung von der Unschuld seines geliebten Weibes entrissen ward. Sie ward mit mehreren anderen in ihre Schuld verwickelten Personen zum Tode verurtheilt. Unter den letzteren war auch die Gräfin von Rocheford, deren Zeugnisse einst gegen die unschuldige Anna Boleyn so viel gegolten hatten, und die jetzt des strafbarsten Einverständnisses mit Katharina Howard überwiesen worden war. Diese bekannte vor ihrer Enthauptung (12. Febr. 1542) die Unsittlichkeit ihres früheren Wandels, betheuerte aber, daß die Anklage des Treubruchs gegen den König, ihren Gemahl, falsch sey.

Da nun Heinrich einmal nicht lange ohne Gemahlin seyn konnte, versuchte er es 1543 zum sechsten Male mit der Lady Katharina Parr, Wittwe des Lords Latimer, die es nur ihrer großen Klugheit verdankte, daß sie nicht das Schicksal ihrer unglücklichen Vorgängerinnen

hatte. Der König, der mit jedem Jahre körperlich schwerfälliger, und geistig empfindlicher und übellauniger wurde, konnte zuletzt schon durch die geringste Abweichung von seiner Meinung bis zur Wuth erhitzt werden. Da nun die Vereinigung der religiösen Meinungen in seinem Reiche ein Gedanke war, der ihm alle Tage lieber ward, so führte er auch mit seiner Gemahlin nichts lieber als Religionsgespräche, und da sie von sehr vielen Dingen unterrichtet, zugleich beredt und artig, mithin eine sehr unterhaltende Frau war, so durfte sie während einer Krankheit ihres Gemahls, die mehrere Monate anhielt (1546), gar nicht von seinem Bette kommen. Weit entfernt von dem Eigensinn und der Strenge desselben in Glaubenssachen, dachte sie über viele Puncte weit gemäßigter, und da sie zuletzt deutlich einzusehen meinte, welch ein Vertrauen er zu ihr gefaßt, und welche Gewalt sie über ihn allmählig bekommen habe, so glaubte sie etwas Gutes zu thun, wenn sie ihn ihren milderen Grundsätzen geneigt zu machen suchte. Aber kaum hatte sie ihm diese Grundsätze deutlich dargelegt, als er mit einem stieren, wilden Blicke, wie Einer, der seinen Ohren nicht traut, in sie eindrang, um gleichsam die Wahrheit ihrer Aussage aus ihren Augen zu erforschen. Er theilte darauf seine Unruhe dem Bischof Gardiner, einem Feinde der Königin, mit, und dieser ergriff nach Höflingsweise die Gelegenheit, des Königs Eifer für die Erhaltung der wahren Religion zu rühmen, und ihm vorzustellen, daß nichts kräftiger auf den großen Haufen wirken könne, als wenn der verachtete Wille des Königs an den glänzendsten Häuptern am strengsten gerächt werde. Schon ward in der Stille ein Verfahren gegen die Unglückliche eingeleitet, als sie noch eben zu rechter Zeit davon benachrichtigt ward. Sie un-

terdrückte schnell ihre Angst, und machte ihrem Gemahl mit dem unbefangensten Anstande ihren gewöhnlichen Besuch. Er fing darauf seine orthodoxen Gespräche von Neuem an, und betrachtete sie dabei sehr ernsthaft, allein sie lenkte lächelnd mit der Bemerkung aus, so tiefe Untersuchungen überstiegen die Kräfte des weiblichen Geschlechts. Dies sey nur geschaffen, um den Männern zu gehorchen; dem Gatten gezieme es, über den Grund seiner Handlungen und seines Glaubens zu grübeln, der Gattin, ihm blindlings zu folgen. Dies werde ihr um so leichter, da sie einen Gemahl habe, der die richtigsten Grundsätze nicht bloß für seine Familie, sondern für ganze Völker zu entwerfen im Stande sey. „Nein, nein, bei St. Maria, Käthe, rief der König aus, du bist ein wahrer Doctor, und taugst besser, Lehren zu geben, als anzunehmen!" Bescheiden erwiederte sie: dies Lob verdiene sie nicht, und möge es auch nicht verdienen. Zwar habe sie zuweilen wohl versucht, sich den Schein der Widersprecherin zu geben, um dem Gespräch, das ohne allen Widerstreit der Meinungen bald ermatte, einige Lebhaftigkeit, und dem Scharfsinne ihres Gegners eine kleine augenblickliche Beschäftigung zu geben, aber sie habe bald gefunden, daß gegen die Allgewalt seiner Wahrheiten kein Scheingrund, auch noch so künstlich aufgestutzt, sich lange halten könne, und dadurch sey sie nur noch fester in seinem Glauben bestärkt worden. „Wie, süßes Herz, ist es wirklich so? rief der entzückte Heinrich; nun, dann sind wir wieder vollkommene Freunde!" Als am folgenden Tage der Kanzler mit Wache erschien, um sie in den Tower zu holen, fand er sie im Garten im freundschaftlichsten Gespräche mit dem Könige, der ihn unter Schimpfreden fortschickte.

So glücklich kam nicht jeder davon. Die letzten Lebensjahre des mißtrauischen und eigensinnigen Tyrannen kosteten vielen, mitunter sehr angesehenen Personen das Leben. Mehrere wurden bloß darum als Verräther hingerichtet, weil sie während seiner Krankheit gesagt hatten, der König werde wol nicht lange mehr leben. Noch zehn Tage vor seinem Ende verlangte er vom Parlament den Tod des Herzogs von Norfolk, eines der verdienstvollsten Männer des Königreichs. Zum Glück starb er selbst noch vor der Vollziehung des Urtheils (28. Jan. 1547) im sechs und funfzigsten Jahre seines Alters, und im acht und dreißigsten seiner Regierung.

So unnütz und unbedeutend auch die vielen Kriege waren, die Heinrich geführt hat, so dienten sie doch dazu, daß die Engländer während derselben den Franzosen etwas von ihrer bessern Kriegskunst ablernten. Der Gebrauch des Pulvers wurde in England fast am spätesten allgemein, und Heinrichs beste Truppen bestanden noch aus Bogenschützen. Ein gleichzeitiger Schriftsteller rühmt es als ein Wunder, daß in einem Seegefechte die Englische Flotte von mehr als hundert Schiffen in zwei Stunden an dreihundert Schüsse gethan habe. Dies thut jetzt ein einziges Kriegsschiff mit der größten Bequemlichkeit.

---

3. Eduard VI.

(1547—1553.)

Leider erfolgte nun wieder eine vormundschaftliche Regierung, denn Heinrichs VIII. einziger Sohn, Eduard, war noch nicht zehn Jahr alt. Zum Stellvertreter desselben bis zu seiner Mündigkeit hatte der Vater einen Rath von

sechzehn Personen bestellt, der aber, um der größern Einheit willen, für gut fand, aus seiner eigenen Mitte einen Protector zu ernennen. Die Wahl traf einen Oheim des jungen Königs, den Grafen von Hartford (bald nachher Herzog von Somerset), der sich in kurzer Zeit so in Ansehn setzte, daß er fast mit königlicher Unumschränktheit regierte. Er war den Reformirten günstig, und zugleich von solcher Mäßigung, daß er nichts mit Gewalt zu ändern versuchte. Der weise Erzbischof Thomas Cranmer leitete die Reformation höchst planmäßig und vorsichtig, machte sich aber eben dadurch außer den Katholiken auch die heftigen Protestanten zu Feinden. Der größte Theil der Engländer blieb damals noch katholisch.

Nächst der Glaubenslehre, der größten Angelegenheit jenes Zeitalters, lag den Engländern die Vereinigung Schottlands mit ihrer Monarchie am meisten am Herzen. Dort regierte damals, nach dem Tode Jakobs V., im Namen seiner minderjährigen Tochter Maria, dessen Gemahlin, eine Schwester der Guisen. Der Protector Somerset schlug dieser eine Vermählung des jungen Königs von England mit jener Prinzessin vor; aber aus Anhänglichkeit an den Katholicismus und an Frankreich wies sie den Antrag zurück. Somerset glaubte durch das Schrecken am besten auf sie zu wirken; er zog daher mit einem ansehnlichen Heere gegen Edinburg, und gewann auch wirklich am 10. September 1547 bei Pinkey einen glänzenden Sieg, verfolgte ihn aber nicht weiter, und im nächsten Jahre ward die junge Königin nach Frankreich, dem alten Bundeslande der Schotten, gebracht, wo sie erzogen, und in der Folge die Gemahlin des Königs Franz II. wurde.

Es waren geheime, gegen den Protector am Hofe

angespönnene Ränke, die ihn so schnell nach England zurückriefen. Sein eigner Bruder, der Admiral Lord Thomas Seymour, ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben, aber schrankenlos ehrgeizig, suchte ihn zu verdrängen. Unmittelbar nach dem Tode Heinrichs VIII. hatte Lord Seymour dessen Wittwe geheirathet; als diese im Wochenbette starb, bemühte er sich sogar um die Hand der Prinzessin Elisabeth, suchte dabei den jungen König auf alle Weise für sich einzunehmen, und sich unter Adel und Volk einen großen Anhang zu verschaffen. Vergebens versuchte der Protector ihn durch Bitten und Drohungen von den ehrgeizigen Plänen, auf welche alle diese Schritte hinwiesen, zurückzubringen, endlich entschloß er sich, ihn anzuklagen. Das Parlament verurtheilte ihn zum Tode, und er ward (20. März 1549) hingerichtet, der Protector aber entging dem Tadel nicht, daß er seinen Bruder wegen eines Strebens, das mehr gegen seinen Einfluß als wider König und Staat gerichtet war, auf das Blutgerüst gebracht habe. Und bald trat auch wider ihn ein Schlauerer und Kühnerer, der Graf von Warwic, auf. Dieser wußte sich bei dem jungen Könige so einzuschmeicheln, und mit Hülfe einer ansehnlichen Partei, die er für sich gewonnen, Alles so einzuleiten, daß Somerset gestürzt und angeklagt ward. Doch kam er für diesmal noch mit dem Verluste seiner Ämter davon. Warwic machte sich zum Herzog von Northumberland und beherrschte den Rath und den jungen König mit fast unumschränkter Gewalt. Somerset kam zwar wieder in den Staatsrath, als er aber nach einiger Zeit in neue Mißhelligkeiten mit dem mächtigen Northumberland gerieth, ward er wiederum angeklagt, zum Tode verurtheilt, und am 22. Januar 1552 hingerichtet.

So gute Eigenschaften der junge König entfaltete, so verkündigte doch sein schwächlicher Körper nur ein kurzes Leben, und diese Aussicht machte den herrschsüchtigen Northumberland so kühn, daß er einen Plan entwarf, die Herrschaft an seine Familie zu bringen. Eduard, ein eifriger Freund der protestantischen Lehre, haßte ohnehin seine älteste Schwester Maria wegen ihrer hartnäckigen Anhänglichkeit an den Katholicismus, den sie von ihrer Spanischen Mutter in seiner ganzen Strenge eingesogen hatte. Weit lieber als ihr hätte er also seiner zweiten Schwester Elisabeth die Nachfolge gegönnt, aber Northumberland stellte ihm vor, daß, wenn man die eine Schwester übergehen wolle, man sie nothwendig beide übergehen müsse. Dies stehe aber in seiner Gewalt, da er die Thronfolge nach Belieben bestimmen könne, und zum Glück habe er noch eine Verwandte, welche die vortrefflichsten Eigenschaften einer Regentin in sich vereinige. Dies war die schöne und tugendhafte Lady Johanna Gray, eine Enkelin der jüngsten Schwester Heinrichs VIII., ein junges Frauenzimmer von der seltensten Bildung. Sie redete nicht bloß mehrere neuere Sprachen, sondern las auch die Griechen und Römer in der Ursprache, und war von den theologischen Streitigkeiten ihrer Zeit sehr gründlich unterrichtet. Northumberland erhielt sie mit leichter Mühe für seinen vierten Sohn Guilford Dudley zur Gemahlin. Kurz nachdem Eduard die neue Erbfolgeordnung unterschrieben hatte, nahm seine Krankheit an Heftigkeit zu und machte am 6. Juli 1553 seinem Leben ein Ende.

4. Maria.

(1553 — 1558.)

Noch wußten Wenige von Eduards Teſtament, und man glaubte nicht anders, als daß ſeine Schweſter Maria ſeine Nachfolgerin ſey. Northumberland ſuchte daher des Königs Tod vor dieſer ſo lange geheim zu halten, bis er mit ſeiner Schwiegertochter, die ſich fern auf ihrer Ältern Landſitze aufhielt, ſeinen Einzug halten könnte. Aber einer der Mitwiſſenden verrieth Marien Alles, und ſie beſaß Entſchloſſenheit genug, ſogleich nach Suffolk zu entfliehen, dort den Adel durch Briefe aufzubieten, und alle Engländer zur Vertheidigung ihrer rechtmäßigen Königin aufzufordern. Die Einwohner von Suffolk bedachten ſich erſt, denn Mariens Eifer für die katholiſche Religion war ihnen ein Anſtoß. Kaum aber hatten ſie von ihr die Verſicherung erhalten, daß Niemand durch ſie in ſeiner Religion gekränkt werden ſolle, ſo flog ihr Alles zu, und ſie ſah ſich in Kurzem an der Spitze einer Macht, die der Verwegenheit jedes Anmaßers Trotz bieten konnte.

Johanna Gray war ſelbſt erſchrocken, als ſie erfahren hatte, daß ſie zur Königin gewählt ſey. Nach langem Sträuben hatte ſie bloß dem Zureden ihrer Verwandten nachgegeben, und war dem Herzog nach London gefolgt. Das Volk, das dieſen innig haßte, erblickte auch ſie in ſeiner Geſellſchaft mit Widerwillen, und die Anhänglichkeit an Heinrichs Kinder war ſo groß, daß bei der Ausrufung Johannens zur Königin kein Laut des Beifalls gehört ward. Northumberland brachte in der Eil etwa ſechstauſend Mann zuſammen, mit denen er

Marien entgegenzog. Kaum aber war er aus der Stadt, als die sämmtlichen Räthe des vorigen Königs sich rasch entschlossen, ihn zu verlassen, und sich für Marien zu erklären. Als das Volk diesen Namen ausrufen hörte, jauchzte es lauten Beifall, und die bescheidene Johanna Gray ging, mehr froh als betrübt über die Kürze ihres Glücks, zu ihren Ältern zurück. Ihr Beschützer sah sich bald von allen seinen Freunden verlassen, und mußte sich der triumphirenden Maria ergeben. Er konnte sich bei einem so plötzlichen Sturze von solcher Höhe nicht gleich fassen; man sah ihn zu den Füßen des Grafen von Arundel, der ihn gefangen zu nehmen kam, knieend um sein Leben bitten, ihn, vor dem noch vor wenigen Tagen die höchsten Häupter in England gezittert hatten. Doch half ihm jetzt keine Reue mehr; er starb nebst mehreren seiner vertrauteren Gehülfen den Tod der Hochverräther auf dem Blutgerüste (22. Aug. 1553). Auch gegen die unschuldige Johanna Gray und ihren jungen Gemahl (beide waren erst siebzehn Jahre alt) ward das nämliche Urtheil ausgesprochen, aber nicht vollzogen.

Die alten Auftritte der Grausamkeit, die man mit Heinrichs Tode geendet glaubte, begannen nun von Neuem, denn Maria war entschlossen, die Schöpfung ihres Bruders um jeden Preis wieder zu zerstören. Erzogen in den strengsten Grundsätzen des katholischen Glaubens, dessen Unterdrückung in England sie als das größte Unglück betrachtet hatte, lange zurückgesetzt von ihrem eigenen Vater, unterdrückt von dessen späteren Frauen, und fast von Niemandem geliebt; eine lange Reihe von Jahren in der Einsamkeit brütend und in trostlosen Wünschen sich selbst verzehrend, endlich nun auf den Thron gehoben, wo sie ihren Glauben und sich selbst rächen konnte:

brach ihr endlich frei gewordener Wille in eine Reihe von Verkehrtheiten und Gräueln aus.

Alle Katholiken wurden zuerst hervorgezogen, alle Reformirten entfernt und auf tausenderlei Art gedrückt. Die katholischen Bischöfe, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen saßen, wurden in ihre Stellen wieder eingesetzt. Das Gepränge des katholischen Gottesdienstes, die Bilder, die Messen wurden wieder eingeführt. Ein Einwohner von Suffolk, welcher die Königin an ihr Wort, die protestantische Lehre zu schützen, erinnerte, wurde für diese Verwegenheit öffentlich gezüchtigt. Alle verheiratheten Priester wurden abgesetzt. Die erste Parlamentsversammlung wurde mit einer Lateinischen Messe an den heiligen Geist eröffnet, und ein Bischof, der dabei nicht niederfallen wollte, gewaltthätig zum Hause hinausgestoßen. An ihrer Schwester Elisabeth rächte Maria jetzt mit doppelter Wuth alle die Kränkungen, die einst ihre Mutter durch Anna Boleyn erlitten hatte. Sie nannte diese laut eine bloße Buhlerin ihres Vaters, so wie deren Tochter Elisabeth einen Bastard, und wies dieser einen der untersten Plätze am Hofe an. Die Prinzessin war endlich gezwungen, sich auf einen entlegenen Landsitz zu begeben, um nur den täglichen Verfolgungen ihrer Schwester zu entfliehen. Da sie durch ihre Freundlichkeit und ihre glänzenden Talente der Liebling der Nation geworden war, so zog ihr trauriges Schicksal der Königin großen Haß zu. Noch mehr aber stimmte die Härte, mit der man überall gegen die Reformirten verfuhr, das Volk zur Unzufriedenheit. Es brach eine Empörung aus, die indeß von den königlichen Truppen bald wieder gedämpft ward. Ein schreckliches Gericht wurde nun über die Häupter des Aufruhrs gehalten. Selbst

die Verdächtigen mußten schon bluten. Unter diesen war auch der junge Guilford Dudley, Graf von Suffolk, mit seiner edlen Gemahlin, Johanna Gray. Er hatte nichts begangen, als daß er etwas frei von der Regierung gesprochen hatte; sie war ganz unschuldig, und mußte bloß für die zehn Tage büßen, in denen sie sich die aufgedrungene Krone hatte gefallen lassen. Beide wurden zur Enthauptung verurtheilt. Im Gefängnisse marterte man sie noch mit katholischen Geistlichen, die man ihnen zuschickte, um sie zu bekehren. Aber die heldenmüthige Johanna vertheidigte standhaft ihren Glauben. Am Tage ihrer Hinrichtung schickte ihr Gemahl, der getrennt von ihr war, zu ihr, und bat sie um einen nochmaligen Abschied. Sie ließ ihm sagen, sie getraue sich nicht, diesen erschütternden Auftritt mit der Fassung zu ertragen, die sie so gern auf ihrem letzten Gange zeigen möchte; auch bedürfe es ja des Abschieds nicht, denn in wenigen Augenblicken würden sie ja Beide auf ewig vereinigt seyn, und in einem Lande, wo kein Schmerz und keine Bosheit ihre Liebe stören würden. Ihr Gatte sollte zuerst sterben. Sie stand am Fenster, als er über den Hof des Towers geführt ward, und warf ihm zärtliche Zeichen der Erinnerung zu. Als sie selber abgeholt ward, begegneten ihr die Henkersknechte mit dem kopflosen Rumpfe, und erzählten ihr, wie standhaft der Graf gestorben sey. Das schien sie zu erfreuen, und mit erneuter Heiterkeit bestieg sie selbst das Blutgerüst. Sie hielt eine Rede an das Volk, die Jeden zu Thränen rührte, verzieh allen ihren Beleidigern, und empfahl Gott und dem Heilande ihre Seele. Dann ließ sie sich ruhig von ihren Frauen entkleiden, und legte mit Gelassenheit und Würde ihr Haupt von selbst auf den Block.

Maria hatte indessen schon alle Anstalten zur Erfüllung ihres Lieblingswunsches gemacht, der ihr lange versagt gewesen war, sich nämlich zu vermählen. Unter mehreren Vorgeschlagenen gefiel ihr der junge Philipp von Spanien am meisten, und da dessen Vater, der Kaiser Karl, diesen Plan sehr eifrig betrieb, so kam er zu Stande. Diese Vermählung erregte in England große Unzufriedenheit. Um sie zu beschwichtigen, ward festgesetzt: daß Philipp zwar den königlichen Titel zugleich mit der Königin bei allen feierlichen Gelegenheiten führen, ihr aber die Regierung von England ganz überlassen sollte; daß kein Spanier zu Hof- und Staatsämtern gelangen, und keine Neuerung in den Gesetzen und Vorrechten der Engländer gemacht werden dürfte. Wenn aber auch Philipp diese Bedingungen streng beobachtet hätte, wie sollte sich der Einfluß des Fremdlings auf seine Gemahlin und die daraus hervorgehende Abhängigkeit der Englischen Politik von der Spanischen verhüten lassen? Zum Glück für England lebte Maria nicht lange, und die Ehe blieb kinderlos.

Es versteht sich, daß Philipp bei dieser Verbindung bloß ein politisches Interesse hatte. Nicht so die jungfräuliche Maria. Sie sah in ihm den lange ersehnten Geliebten, und erwartete ihn mit dem Feuer einer zwanzig Jahre lang umsonst bekämpften Leidenschaft. Sie war schon heftig in ihn verliebt, ehe sie ihn noch gesehen hatte, und konnte es ihm kaum vergeben, daß er noch nicht ein einziges Mal an sie geschrieben hatte und noch immer nichts Bestimmtes von seiner Ankunft meldete. Sie ward krank vor Sehnsucht, und so heftig sie ihn bei sich zu haben wünschte, so scheute sie sich doch auch wieder, ihm in der dürren Gestalt, und mit dem

gelblichen, verfallenen Gesichte entgegen zu treten. Zum Unglück war er auch volle elf Jahre jünger als sie. Endlich, am 19. Juli 1554, kam er in Southampton an; wenige Tage darauf ward die Vermählung in Westminster vollzogen, und dann hielten sie Beide einen prächtigen Einzug in London. Die Erbitterung gegen diese Spanische Verbindung war so groß, daß, als Maria kurz vorher gewünscht, dem Ankommenden ein Geschwader von Englischen Schiffen entgegenzuschicken, der Admiral geantwortet hatte, er stehe nicht dafür, ob Philipp unter den Händen des Englischen Schiffvolks sicher seyn werde. Seine Gegenwart widerlegte das üble Vorurtheil nicht, denn er benahm sich steif und vornehm, sprach wenig, und nahm von den Bemühungen der Englischen Großen, sich ihm verbindlich zu zeigen, wenig Kenntniß. Die Königin freute sich darüber, denn sie war so eifersüchtig auf seinen Besitz, daß sie schon über jede freundliche Miene unruhig wurde, die er Anderen zuwandte.

Nunmehr nahm Maria auch keinen Anstand mehr, die völlige Wiedervereinigung Englands mit dem Römischen Stuhle, womit sie aus Scheu bisher noch zurückgehalten hatte, zu bewerkstelligen. Noch im Laufe des Jahres 1554 erschien als Legat des Papstes Julius III. der Cardinal Pole, ein vornehmer, mit der königlichen Familie verwandter Engländer, der aus Anhänglichkeit an das Papstthum unter Heinrich VIII. sein Vaterland verlassen, und sich nach Italien begeben hatte. Maria versammelte ein Parlament, welches sich, theils katholisch gesinnt, theils von Furcht erfüllt, ganz so zeigte, wie die Gebieterin es wünschte. Auf Pole's Ermahnung, unter den Gehorsam des heiligen Stuhles zurückzukehren, übergaben beide Häuser der Königin und ihrem Gemahle

eine sehr demüthige Bittschrift, in der sie sagten, sie gedächten ihres Abfalls vom Papste mit Reue, und hofften, durch Vermittelung ihrer Majestäten Lossprechung und Wiederaufnahme in den Schooß der Kirche zu erlangen. Diese Bitte ward denn natürlich mit Freuden gewährt. Nun folgte, obschon Pole selbst widersprach, die blutdürstigste Verfolgung der Reformirten. Man rechnete in den nächsten drei Jahren gegen dreihundert Ketzer, die auf dem Scheiterhaufen starben, und darunter waren fünf und funfzig Weiber und vier Kinder. Kundschafter wurden allenthalben umhergeschickt, um ketzerische Reden aufzuhaschen; schon die Verdächtigen wurden auf die Folter gespannt. Ein Befehl ward gegeben, daß Jeder, der ein reformirtes oder lutherisches Buch besitze, und es nicht gleich verbrenne, oder es gar einem Andern mittheile, als ein Aufrührer betrachtet und hingerichtet werden solle. Aber vergebens stemmt sich die plumpe Gewalt der Macht der Überzeugung und des Glaubenseifers entgegen. Kein Märtyrer ward verbrannt, der nicht Hunderte zu seinem Glauben bekehrte, und so erlangte man durch die thörichte Grausamkeit gerade das Gegentheil von dem, was man damit bezweckt hatte.

Rogers, Pfarrer an der Paulskirche, ein rechtschaffener und gelehrter Mann, hatte eine Frau und zehn Kinder, die er zärtlich liebte. Durch einen Widerruf konnte er sein Leben retten, aber dennoch that er's nicht. Als er zum Scheiterhaufen abgeholt werden sollte, fanden ihn die Wächter im tiefen Schlaf. Er bat um die Erlaubniß, seine Frau noch einmal sprechen zu dürfen, aber der Erzbischof Gardiner, das Haupt der katholischen Eiferer, ließ ihm sagen, er sey ein Priester, und könne also gar keine Frau haben. — Hooper, Bischof von Glo-

cester, sollte zu desto größerer Warnung in seinem eigenen Sprengel verbrannt werden. Aber das erhöhte nur seine Freude, denn nun konnte er seinen Pfarrkindern an seinem eigenen Beispiel die herrliche Kraft des Glaubens zeigen, den er ihnen bisher so warm empfohlen hatte. Als er schon an den Brandpfahl gebunden stand, und Tausende um ihn her in Thränen zerflossen, ward ein Blatt von der Königin vor ihn hingelegt, das ihm Verzeihung versprach, wenn er noch widerrufen wollte. Aber so hoch achtete er sein Leben nicht, um es durch eine Verläugnung seiner innigsten Überzeugung zu erkaufen. Der Scheiterhaufen ward angezündet, aber da ein heftiger Wind die Flamme seitwärts trieb, so berührte sie nur seine unteren Theile und marterte ihn drei Viertelstunden lang, während welcher er mit der Begeisterung eines Stephanus seinen Zuhörern Beharrlichkeit in ihrem Glauben und Nachahmung seines Beispiels einschärfte. — Ein Anderer, Namens Sanders, ward zu Coventry verbrannt. Auch dieser verwarf die vorgehaltene Verzeihung, umarmte seinen Brandpfahl und rief voll Entzückung aus: „Willkommen, Kreuz Christi; willkommen, ewiges Leben!" Andere starben singend, und Alle dankten Gott, für die Ehre seines heiligen Wortes sterben zu können und darin Christo ähnlich zu seyn.

Mit der Standhaftigkeit der Märtyrer stieg die Wuth ihrer Verfolger. Bonner, Bischof von London, Gardiners thätigster Gehülfe, verdammte nicht bloß die Ketzer, sondern machte sich sogar ein Vergnügen daraus, sie eigenhändig zu geißeln, und verließ nicht eher das Gefängniß, als bis er vor Müdigkeit die Peitsche nicht mehr halten konnte. Einem Weber, der nicht abschwören wollte, riß er den Bart aus, und um ihm doch einen Vorschmack

vom Verbrennen zu geben, hielt er dessen Hand mit Gewalt so lange über ein brennendes Licht, bis ihm die Haut schwoll und die Adern zerplatzten. Ein junger Mensch von neunzehn Jahren, Namens Hunter, hatte einmal unvorsichtiger Weise im Streit mit einem Priester die wirkliche Gegenwart Christi im Abendmahl geläugnet. Er ahnte schnell die Gefahr, die ihm daraus erwachsen könnte, und entfloh noch zu rechter Zeit. Da ließ Bischof Bonner dessen Vater ergreifen, und drohte ihm mit den fürchterlichsten Strafen, wenn er den Aufenthalt seines Sohnes nicht anzeigte. Das erfuhr der Jüngling nicht sobald, als er sich wieder einstellte und sich selbst angab; aber Bonner ward von dieser kindlichen Liebe so wenig gerührt, daß er auf der Stelle sein gewöhnliches Urtheil: Tod durchs Feuer! über ihn aussprach. Die schrecklichste von diesen Barbareien ist wol folgende: Eine protestantische Frau in Guernsey ward nahe an der Zeit, da sie gebären sollte, auf den Scheiterhaufen gebracht. Der Schmerz der Unglücklichen, als die Flammen sie zuerst berührten, machte, daß ihr Leib barst, und das Kind in einem Sturze hervorbrach. Ein mitleidiger Soldat von der Wache ergriff es schnell, um es zu retten, aber eine Magistratsperson, die dabei stand, befahl ihm sogleich, es zurück zu werfen, damit die ganze Ketzerbrut verderbe. Auch Cranmer, der Hauptbeförderer der Reformation unter der vorigen Regierung, mußte 1556 den Feuertod sterben.

Während Maria auf eine so blutige und grausame Weise die reformirte Lehre ausrotten zu können wähnte, war sie zugleich bedacht, der katholischen durch die Wiederherstellung mehrerer Klöster neue Stützen zu verschaffen. Als ihr im Staatsrathe vorgestellt ward, daß die

Gewalt und der Einfluß der Krone durch die Entziehung so ansehnlicher Einkünfte sehr leiden würden, erwiederte sie: das Heil ihrer Seele sey ihr mehr werth als zehn solche Königreiche, wie England.

Philipp war schon den nächsten Herbst nach seiner Vermählung (1555) wieder nach Brüssel zurückgeschifft, weil ihm der Aufenthalt in England zuwider war. An die Königin schrieb er nur, wenn er Geld brauchte, und sie, deren Liebe zu ihrem Gemahl nicht erkaltete, nahm, um nur seine Wünsche befriedigen zu können, zu gewaltsamen Erpressungen ihre Zuflucht. So unbarmherzig war sie in ihren Forderungen, daß viele Edelleute ihre Diener entlassen mußten, um das Geld, das ihre Erhaltung bisher gekostet hatte, in den Schatz liefern zu können; und als diese darauf, aus Mangel an Nahrung, als Räuber im Lande umherschwärmten, erging ein Befehl, daß jeder Edelmann gezwungen seyn sollte, seine entlassenen Bedienten wieder anzunehmen.

Als Philipp seinem Vater in der Regierung von Spanien und den Niederlanden gefolgt war, und in den in der Französischen Geschichte erwähnten Krieg mit Heinrich II. gerieth, kam er wieder nach England (1557), um das Land mit in seinen Kampf zu ziehen. Er erklärte seiner Gemahlin, wenn man diesem Verlangen nicht willfahre, würde er nie wieder nach England kommen. Nun bot Maria Alles auf, um seinen Zweck durchzusetzen, und besiegte endlich das Widerstreben ihres Staatsraths. Von Neuem ward mit Zwang und Gewalt Geld eingetrieben, den Einwohnern von Norfolk und Suffolk wurden alle ihre Kornvorräthe ohne Bezahlung weggenommen, und um dem Ausbruche von Unruhen zuvorzukommen, wurden viele verdächtige Edelleute des Nachts

im Stillen aufgehoben und in den Tower geſchleppt. So mußte England ſeine Kräfte anſtrengen für einen fremden Herrſcher, den es haßte, der nicht einmal dafür dankte, und noch lange nicht zufrieden war. Und der Erfolg dieſes Krieges für England war, wie oben ſchon erzählt iſt, der Verluſt von Calais (1558), eine Kränkung der Nationalehre, welche alle Engländer mit Trauer und Unzufriedenheit erfüllte. Gram aller Art nagte an Mariens ohnehin ſchwächlicher Geſundheit: der Haß ihres Volkes, die Gleichgültigkeit ihres Gemahls, die Beſorgniß für die Aufrechthaltung des Katholicismus nach ihrem Tode, der unglückliche Erfolg des Krieges. Sie ſtarb noch in demſelben Jahre (17. Nov. 1558), ſich und dem Lande zum Glücke. Philipps Anſprüche auf die Regierung waren dadurch zugleich völlig vernichtet.

---

5. Eliſabeth.

(1558 — 1603.)

Um die Zeit, wo Maria ſtarb, war das Parlament verſammelt. Als der Kanzler die eben erhaltene Nachricht bekannt machte, riefen beide Häuſer: „Gott erhalte die Königin Eliſabeth! Lange und glücklich möge ſie regieren!“ Ein Eilbote wurde ſogleich nach dem Landſitze geſchickt, auf welchem dieſe Prinzeſſin ſo lange einſam und wie verbannt gelebt hatte. Sie kam ſogleich nach London, wo ein rauſchender Jubel des Volks ſie empfing, ſtieg dann, nach der Sitte, zuerſt im Tower ab, um daſelbſt die gewöhnlichen Huldigungen anzunehmen, fiel im Angeſichte Aller auf die Knie, und dankte Gott für ihre wunderbare Erhaltung aus ſo vielen Verfolgungen.

Elisabeth war beinahe durch dieselbe Schule gegangen, welcher ihre ältere Schwester ihre widerwärtige Gemüthsart verdankte, aber ihre bessere Natur hatte sie glücklicher Weise vor einer Wirkung wie bei jener bewahrt. Ihre Mutter, Anna Boleyn, war unter dem Beile des Henkers gestorben, spätere Stiefmütter hatten sie unter dem Drucke gehalten, und zuletzt hatte ihre eigene Schwester fünf harte Jahre lang die Tyrannin gegen sie gespielt. In ihrer Einsamkeit hatte sie sich mit Wissenschaften, weiblichen Arbeiten und Musik beschäftigt, ja sogar die alten Sprachen gelernt. Jetzt war sie fünf und zwanzig Jahre alt, und, trotz ihrem Grame, von trefflicher Gesundheit. Sie hatte etwas Edles und Freies in ihren Zügen; ihr Wuchs war schlank; zu Pferde hatte sie ein wahrhaft kriegerisches Ansehn. Die natürliche Stärke ihres Geistes war im Unglück noch mehr gestählt worden. Sie war zum Regieren geboren, und die Kraft, mit der sie sich selbst zu beherrschen wußte, verschaffte ihr ein großes Übergewicht über Andere. Sie gelangte unter den allerbedenklichsten Umständen auf den Thron, aber mit männlicher Weisheit und mit männlichem Muthe steuerte sie das Staatsschiff glücklich durch die gefährlichsten Klippen.

Philipp von Spanien hatte kaum vom Tode seiner Gemahlin Maria Kunde erhalten, als er um Elisabeths Hand anhielt, um auf diese Weise den frühern Entwurf, zum Besitz von England zu gelangen, noch mit Erfolg gekrönt zu sehen. Aber Elisabeth, die ohnehin von einer Vermählung Beschränkung ihrer Freiheit fürchtete, mochte am wenigsten ihre Hand einem Monarchen reichen, der ihren Unterthanen höchlich verhaßt war. Außer ihm meldeten sich in der Folge Königssöhne aus Norden und

Süden, ja mancher Englische Pair von ihrem Hofe schmeichelte sich, ihre Hand davon zu tragen, allein sie blieb ihrem Entschlusse treu, und wich allen Einladungen dieser Art mit Feinheit aus. Sie erwiederte dem Parlamente, das um der ruhigern Thronfolge willen einen Erben von ihr zu sehen wünschte: England sey ihr Gemahl, und jeder Unterthan ihr Sohn; das Wohl so vieler Tausende erfordere ihre ganze Sorge und Neigung. Sie wünsche sehnlich, daß man einst auf ihrem Grabstein lese: „Hier ruht Elisabeth, die als jungfräuliche Königin (maiden queen) lebte und starb." Doch war sie darum von der Eitelkeit ihres Geschlechts, durch Schönheit und Anmuth zu gefallen, nichts weniger als frei, und hörte es, selbst bei vorgerückten Jahren, sehr gern, wenn sich in die Huldigungen, die man ihren glänzenden Eigenschaften darbrachte, zärtliche Schmeicheleien mischten.

Nichts zog Elisabeths Aufmerksamkeit gleich nach ihrer Thronbesteigung in so hohem Grade auf sich, als der verwirrte Religionszustand des Landes. Sie nahm ihn in die ernsteste Erwägung, und da sie selbst in den Grundsätzen des protestantischen Glaubens erzogen war, so wurde sie leicht vermocht, den Vorstellungen eines ihrer vertrautesten Rathgeber, des Sir William Cecil, nachmaligen Lord Burleigh, Gehör zu geben, welcher mit großer Einsicht alle Gründe für die Losreißung vom Papste und die Wiederherstellung des gereinigten Lehrbegriffs auseinandersetzte. Doch beschloß sie, nur langsam und nach reiflicher Überlegung vorzuschreiten *). Auf diese Weise er-

---

*) Als sie die Gefangenen, die während der Regierung ihrer Schwester des Glaubens wegen eingezogen worden waren, in Freiheit setzte, sagte einer derselben zu ihr, mit Anspielung auf das Verbot der Bibel in der Muttersprache: er wolle noch vier ande-

hielt die Englische Kirche die Gestalt, die sie bis auf den heutigen Tag behalten hat. Man kam im Allgemeinen auf die unter Eduard VI. aufgestellten Glaubenslehren zurück, wozu auch die Beibehaltung des Kirchenregiments durch Bischöfe gehörte, weswegen die Englische Kirche auch den Namen der bischöflichen oder Episkopalkirche führt. Nur von der äußeren Pracht und den Ceremonien des katholischen Gottesdienstes suchte Elisabeth so viel zu retten, als sich mit den protestantischen Grundsätzen nur irgend vertragen wollte. Damit waren aber Diejenigen, welche jede Abweichung von der strengen reformirten Lehre und Kirchenordnung für papistischen Gräuel hielten, übel zufrieden. Sie bildeten sich, so sehr die Regierung dies auch zu verhindern suchte, zu einer von der herrschenden Kirche abweichenden Gemeinschaft, und wurden daher Dissenters oder Nonconformisten genannt. In so fern sie auf die Reinheit der Kirche von allen päpstlich scheinenden Gebräuchen dringen, heißen sie auch Puritaner, und weil sie das Kirchenregiment nicht durch Bischöfe, sondern durch Älteste geführt wissen wollen, Presbyterianer.

Auf diese Weise stand nun die von Elisabeth von Neuem begründete Englische Kirche zwischen zwei äußersten Endpuncten in einer Mitte, mit der keiner derselben zufrieden war. Die Katholiken wurden noch mehr durch die harten und blutigen gegen sie erlassenen Strafgesetze und die dadurch herbeigeführten Verfolgungen und Hinrichtungen erbittert. Sie bildeten eine sehr zahlreiche und ansehnliche Partei, die auch politisch sehr gefährlich wer-

---

ren Gefangenen, Namens Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes, bei ihr das Wort reden. „Gut, antwortete die Königin, aber ich muß erst die Gefangenen selbst erforschen, ob sie auch die Freiheit wünschen.“

den konnte, weil sie die Ehe zwischen Heinrich VIII. und Anna Boleyn nicht für eine wahre und folglich auch Elisabeth nicht als rechtmäßige Thronfolgerin erkennen konnten. War sie dies aber nicht, so hatte Maria Stuart, Tochter und Erbin des verstorbenen Königs Jakob V. von Schottland, und Gemahlin des Königs Franz II. von Frankreich, als Enkelin der ältesten Schwester Heinrichs VIII., den nächsten Anspruch auf den Englischen Thron. Ihre Oheime, der Herzog Franz von Guise und der Cardinal von Lothringen, deren herrschsüchtigen Charakter wir schon aus der Französischen Geschichte kennen, beredeten die beiden jungen Fürsten, den Titel eines Königs und einer Königin von England anzunehmen. Grund genug für Elisabeth, gegen eine so verwegene Nebenbuhlerin Eifersucht und Haß zu empfinden, welche, wie man sagt, durch den Ruf von Mariens ausgezeichneter Schönheit und Anmuth noch verstärkt wurden. Mögen solche Regungen weiblicher Eitelkeit auch Statt gefunden haben; gewiß wirkten sie nicht so entscheidend, als Diejenigen meinen, welche in der Geschichte am liebsten gemeine und geringe Triebfedern erblicken.

In Schottland führte um diese Zeit Mariens Mutter die Regierung. In diesem Lande war damals noch nichts befestigt und beruhigt; die Kämpfe zwischen dem Adel und dem Königthume waren hier blutiger und wilder, als irgendwo, und die Schottische Geschichte dieses und der vorigen Zeiträume ist ein Gewebe von Grausamkeiten und Barbareien. Der Religionszustand, zu Anfange des sechzehnten Jahrhunderts in ganz Europa verderbt, war es in Schottland in einem besonders hohen Grade. Die Rohheit und Unwissenheit des Volks begünstigte einen finstern Aberglauben, und war der Macht

des Klerus so vortheilhaft, daß diesem die volle Hälfte des Nationaleigenthums gehörte. Der Ehrgeiz und die Habsucht der Geistlichen hatten ihre Besitzungen so angeschwellt; ihre Sittenlosigkeit und ihre Unwissenheit waren nicht minder groß. Aber nicht lange war die Stimme der Reformatoren in Deutschland erschollen, als sie auch nach Schottland drang, und, aller Mühe der katholischen Geistlichkeit, sie zu unterdrücken, allen Scheiterhaufen, zu welchen sie die Bekenner der neuen Lehre verdammte, zum Trotz, sich immer weiter ausbreitete. Um das Jahr 1542, wo König Jakob V. starb, hatte die reformirte Religion nicht nur eine sehr große Anzahl von Anhängern unter den niedrigeren Classen des Volks, sondern auch unter den höheren Ständen schon Eingang gefunden. Die Gesinnungen der Regentschaft gegen den Protestantismus wechselten, wodurch zwar Unruhen erzeugt, aber die Fortschritte desselben nicht gehemmt wurden. Der vorzüglichste Verkündiger und Beförderer des reineren Glaubens in Schottland war ein Geistlicher, Johann Knox (geb. 1505), ein Mann mit seltenen Geistesgaben ausgerüstet, kühn und kräftig, redlich und uneigennützig, und wie alle großen Reformatoren, von der unerschütterlichen Überzeugung durchdrungen, daß für die reinere Glaubenslehre, in der Form, wie sie seinem strebenden und forschenden Geiste erschienen war, Alles gewagt werden und jede andere Rücksicht ihr weichen müsse. Er predigte mit hinreißender Kraft und außerordentlicher Wirksamkeit. Aber sein Feuereifer führte ihn oft über die Gränzen der Mäßigung hinaus. Wenn es darauf ankam, den katholischen Götzendienst, wie er es nannte, in seinen Anhängern zu bekämpfen, dann sprudelte er über von Heftigkeit und Ungestüm, und gab dadurch bei dem leicht ge-

reizten Volke zu Bewegungen Anlaß, deren Ausbruch er nicht billigte, aber doch mittelbar veranlaßt hatte. Andersdenkende behandelte er mit einer finstern und rauhen Strenge, die sie eben nicht zu Gunsten der Reformation stimmen konnte. Eine Alles versöhnende Duldung kann freilich nur die spätere Frucht ruhiger Zeiten seyn, und ist da nicht zu erwarten, wo Heldenmuth und Feuereifer erfordert werden, um festgewurzelte Vorurtheile mit Glück zu bekämpfen. Aber in Schottland wurde das rechte Maß auch auf der protestantischen Seite nur zu sehr überschritten, und es ist traurig, daß mit der Glaubensverbesserung in diesem Lande auch jene finstere Gesinnung sich einfand, welche sich von der heiteren Seite des Lebens abwendet, und die schönen Künste verdrängt, ja wol gar für etwas Verdammliches erklärt.

Die Verfolgungen, welche über die Reformirten ergingen, vertrieben Knox auf einige Zeit aus seinem Vaterlande. Als er, von den Häuptern seiner Partei gerufen, im Jahre 1559 wieder zurückkehrte, fand er Alles in voller Gährung. Sollte der Plan der Lothringischen Prinzen gelingen, von dem Französischen Hofe die Ansprüche der jungen Königin von Schottland auf den Thron von England unterstützen zu lassen, so mußte der Französische Anhang in Schottland gestärkt und vermehrt, und zugleich die reformirte Partei in diesem Lande gestürzt werden. Die Königin-Regentin bot dazu, wiewol ungern, die Hand. Sie hatte sich um die Freundschaft der Protestanten beworben, besonders weil ihr dies in den inneren Händeln des Landes Vortheil gewährte; jetzt fügte sie sich dem Einflusse aus Frankreich. Sie erließ eine Verordnung, vermöge welcher sich Niemand unterstehen sollte, ohne Erlaubniß der Bischöfe zu predigen oder die

Sacramente auszutheilen, Jeder aber sich bereit halten, das bevorstehende Osterfest nach der Weise der Katholiken zu feiern. Zugleich wurden alle protestantischen Prediger vor einen Gerichtshof zu Stirling geladen. Alle Vorstellungen, daß die Königin hiermit ihre feierlichsten Verheißungen breche, blieben fruchtlos. Die Reformirten wurden dadurch auf das äußerste erbittert. An dem nämlichen Tage, wo die Nachricht von diesem Befehle nach Perth kam, hatte Knox daselbst eine starke Predigt über das Abgöttische der Messe und des Bilderdienstes gehalten. Nach dem Schlusse der Predigt will ein Priester Messe lesen; da fliegt ein Stein auf den Altar und zerschmettert ein Bild, und kaum erblickt dies der Haufe, so wendet er seinen Grimm gegen alle übrigen Bilder und Verzierungen der Kirche, dann gegen die Klöster der Stadt, die von Grund aus zerstört werden, trotz aller Abmahnungen der Prediger *), die jetzt freilich zu spät kamen. Dieses Beispiel ward an vielen anderen Orten mit barbarischer Zerstörungslust nachgeahmt. Mißverstandener Glaubenseifer und rohe Gefühllosigkeit schonten der ältesten Denkmale und schätzbarsten Kunstwerke nicht. Die Regentin ließ sogleich Truppen ausrücken, während ihrerseits auch die Congregation (diesen Namen führte die Verbindung der Schottischen Protestanten) sich waffnete. Aber eine ansehnliche Verstärkung von Französischen Hülfstruppen, welche die Regentin erhielt, verschaffte ihr das Übergewicht, und die Reformirten wandten sich um Hülfe an England. Diese zu gewähren ward in Elisabeths Rathe nach langen Zweifeln und Überlegungen beschlossen. Im Januar 1560 erschien eine Eng-

*) Knox Leben von M'Crie, Deutsch von Plank. S. 326.

lische Flotte an den Schottischen Küsten; die Truppen landeten und gingen auf die Franzosen los; diese konnten sich nicht halten und capitulirten. Es ward mit den Schottischen Ständen (denn die Regentin war kurz vorher gestorben) zu Edinburgh ein Friede geschlossen, unter der Bedingung, daß Franz und Maria das Englische Wappen und den angemaßten Titel ablegen, und die Französischen Truppen aus Schottland abrufen sollten. Bis zur Ankunft Mariens sollte ein Ausschuß, den Elisabeth bestätigte, die Regierung führen. — Dies war die erste auswärtige Unternehmung Elisabeths, deren besonnene Anordnung und rasche, nachdrucksvolle Ausführung gleich die kräftige Herrscherin ankündigte und ihr bei Einheimischen und Fremden Achtung verschaffte.

Maria Stuart, von den Guisen aufgehetzt, zauderte indeß, den Vertrag zu bestätigen, kraft dessen sie gehalten war, Titel und Wappen von England abzulegen. Noch in demselben Jahre (1560) starb ihr Gemahl, der schwache Franz II., und Maria war nun genöthigt, ihr geliebtes Frankreich mit dem rauhen Schottland zu vertauschen. Jetzt fühlte sie auch die Nothwendigkeit, mit ihrer künftigen Nachbarin auf einem guten Fuße zu leben, und wandte sich daher zuerst mit der Bitte an sie, ihr die Durchreise durch England zu erlauben. Elisabeth aber, der die unbedingte Gewährung dieses Gesuchs wegen der zahlreichen Englischen Katholiken sehr bedenklich schien, erwiederte ihr, daß nur wenn Maria den Vertrag von Edinburgh bestätigen wolle, ihr der Weg durch England offen stehen könne. Maria antwortete mit gereiztem Unwillen, und schiffte sich ein, um unmittelbar zur See nach Schottland zu gelangen. Die Englische Regierung rüstete ein Geschwader aus, angeblich gegen

Seeräuber; man behauptete aber, daß es keinen andern Zweck habe, als die Seereise der Königin von Schottland zu hindern. Indeß landete Maria unangefochten an der Schottischen Küste (21. Aug. 1561). Traurig hatte sie auf der ganzen Fahrt das Gesicht nach der Gegend hingewendet, wo ihr geliebtes Jugendland lag, das sie nun verlassen hatte; und hätten nicht ihre jüngeren Oheime sie begleitet, sie hätte sich nicht zu fassen gewußt.

Neunzehn Jahre alt, in der Blüthe ihrer Jugend und Schönheit, betrat sie das Land, das sie regieren sollte. Das Jubelgeschrei der Edinburger, unter welchem sie eingezogen war, verstummte bald, als man ihre Anhänglichkeit an die mitgebrachten Franzosen und den großen Widerspruch gewahrte, in welchem ihre Gesinnungen und Neigungen mit dem standen, was in Schottland für recht und heilig galt. An die Sitten eines Hofes gewöhnt, der für den üppigsten und verdorbensten in Europa gelten konnte, fand ihr Hang zu Sinnengenüssen bei ihren Unterthanen in demselben Maße Anstoß, als ihr der finstere Ernst der Schotten zuwider war. Noch weit mehr Anlaß zu gegenseitiger Unzufriedenheit und zum Mißtrauen gab die Religion. Maria war von Kindheit an in dem blindesten Glauben an die Römisch-katholische Lehre erzogen worden, und es war sehr wahrscheinlich, daß eine Schülerin der Guisen auch Verlangen empfinden werde, ihre Unterthanen zu ihrer Überzeugung zurückzubekehren. Noch ehe die Königin nach Schottland gekommen war, hatte die Reformation dort den vollständigsten Sieg davon getragen. Im Jahre 1560 bestätigte ein Parlament das ihm vorgelegte Glaubensbekenntniß der Protestanten, welches sich fast gänzlich an die Lehre Calvins hielt, und erklärte, daß der Papst in Schottland

künftig gar keine Macht und Gerichtsbarkeit haben solle; ja es belegte — so weit ging auch auf dieser Seite die Unduldsamkeit — das Anhören der Messe für das erste Mal mit Einziehung der Güter, für das dritte Mal mit Todesstrafe. Alles dieses that das Parlament nicht nur ohne Rücksicht auf die Religion seiner Königin, sondern auch ohne auf deren ihr nach der Verfassung zustehende Verweigerung dieser Schlüsse zu hören. So gespannt waren die Gemüther, als Maria in ihre Hauptstadt ankam, und sogleich Vorbereitungen machen ließ, um am nächsten Sonntag in ihrem Schlosse Messe lesen zu lassen. Welch ein Entsetzen für die eifrigen Reformirten, die den Götzendienst, wie sie es nannten, zurückkehren sahen! Knox äußerte in einer Predigt, er fürchte sich weit mehr zu hören, daß eine Messe im Königreich gehalten, als daß zehntausend gewaffnete Feinde darin gelandet seyen, um ihre Religion zu unterdrücken. Schon rührte sich der Haufe, den Gottesdienst der Königin gewaltsam zu hindern; nur durch den Einfluß der Gemäßigten ward dies hintertrieben. Der katholische Gottesdienst im Schlosse blieb ungestört, und so seltsam es der Königin auch erscheinen mochte, dies von ihren Unterthanen als eine bloße Nachsicht gegen eine sonst todeswürdige Schuld betrachtet zu sehen, so war es doch auch keinem Schottischen Protestanten zu verargen, wenn er in dem Widerschein der flammenden Scheiterhaufen Frankreichs und Spaniens die Gefahren erblickte, welche der blutige Verfolgungsgeist des Katholicismus seinem Vaterlande bereiten würde, wenn er in der königlichen Burg nur erst wieder einen Anknüpfungspunct gefunden habe. Maria that manchen Schritt zu Gunsten der Protestanten, aber sie konnte dadurch die Zweifel an der Aufrichtigkeit

ihrer Gesinnung nicht vertilgen. Man sah in ihren Bewilligungen nur List, um die Herzen zu gewinnen, und kluges Zögern, um mit ihren wahren Absichten erst dann hervorzutreten, wenn sie von dem schon erkalteten Eifer keinen kräftigen Widerstand mehr zu fürchten habe.

Bei diesen Gesinnungen ihrer Unterthanen sah Maria wol ein, wie wichtig es ihr sey, mit ihrer Nachbarin Elisabeth in gutem Vernehmen zu stehen. Dazu bediente sie sich eines Mannes, den sie gar nicht geschickter hätte wählen können, des Sir Jakob Melvil. Dieser wußte sich durch sein feines Betragen und seine angenehme Unterhaltungsgabe bei der Königin von England einzuschmeicheln; ja wenn man dem glauben darf, was er, der indeß für seine Königin sehr parteiisch war, in seinen Memoiren mittheilt, so machte ihn Elisabeth sogar zum Vertrauten ihrer Schwächen. Als er ihr, berichtet er, von seinen Reisen erzählte, und von den verschiedenen Landestrachten, darin die Damen zu gefallen suchten, sagte sie ihm, daß sie Kleider von allen Formen habe, und daß er sich selbst davon überzeugen solle. Sie erschien hierauf täglich in einem andern Anzuge, bald Spanisch, bald Französisch, bald Italienisch gekleidet, und fragte ihn zuletzt, welche Tracht er ihr am vortheilhaftesten fände. Der feine Hofmann entschied für die Italienische, weil sich dazu ihr wallendes Haar am besten ausnehme. Er wußte nämlich, wie eitel sie auf diesen Theil ihrer Schönheit sey, obgleich ihr Haar mehr roth als gelb war. Sehr zufrieden mit seiner Antwort, fragte sie ihn darauf, welche Farbe des Haars er für die schönste halte, ob seine Königin wol eben so schönes Haar habe, ja zuletzt rückte sie mit der Hauptsache heraus: welche von beiden er überhaupt für die schönere erkenne. Schlau

antwortete Melvil, seine Königin sey die schönste Person in Schottland, Ihre Majestät in England. „Welche von uns beiden ist schlanker?" fragte sie weiter. „Meine Königin," antwortete Melvil. „Dann ist sie zu dünn! rief Elisabeth, denn ich habe gerade das rechte Verhältniß!" Als sie ferner von ihm hörte, daß Maria auch im Harfenspiel glänze, ein Talent, auf welches sie selbst sich etwas einbildete, befahl sie einem ihrer Vertrauten, den Gesandten einmal, wie durch Zufall, vor der Thür ihres Zimmers vorbei zu führen, während sie die Harfe spielte. Es geschah, und Melvil war Schalk genug, um ihre Thür zu erbrechen, und sich, wie vom Entzücken berauscht, zu ihren Füßen zu stürzen. Elisabeth spielte einige Augenblicke die Bestürzte und Zornige, ließ sich aber durch seine Schmeicheleien so schnell besänftigen, daß sie bald darauf die Frage wagte: ob seine Königin auch wol so spielen könne, welches natürlich verneint ward. Als Melvil nach Schottland zurückkam, konnte er, nach seiner besten Überzeugung, seiner Königin keinen andern Rath geben, als den, vor der eifersüchtigen Nebenbuhlerin auf ihrer Hut zu seyn.

Indeß ward Maria von ihren Unterthanen gedrängt, sich zu vermählen, und unter mehreren Vorgeschlagenen blieb sie zuletzt bei dem jungen Grafen Darnley stehn, einem schönen Jüngling von noch nicht zwanzig Jahren, der ihr auf den ersten Anblick sehr wohl gefiel. Er stammte mütterlicher Seits von derselben Schwester Heinrichs VIII. ab, deren Enkelin Maria war, und war folglich ihr naher Vetter. Bei dem lebhaften Verlangen, welches Maria früherhin gezeigt hatte, ihre Ansprüche auf den Englischen Thron geltend zu machen, konnten ihre Heirathspläne für Elisabeth nichts weniger als gleichgültig seyn.

Sie hätte sie am liebsten ganz unvermählt gesehen, am meisten glaubte sie aber für ihre eigene und Englands Ruhe die Verbindung der Königin von Schottland mit einem auswärtigen Fürsten hintertreiben zu müssen. In so fern war es ihr nicht unlieb, in Darnley Mariens Erwählten zu sehen, wodurch der Gedanke an fremde Fürsten beseitigt wurde, und da die dem Grafen Lenox, dem Vater Darnley's, gehörigen Güter in England lagen, so glaubte sie den ganzen Plan noch immer verhindern zu können. Als ihr nun Maria ihren bestimmten Entschluß hierüber mittheilte, versammelte Elisabeth ihren Staatsrath, die Sache in Erwägung zu ziehen. Das Gutachten desselben fiel dahin aus, daß diese Heirath für die Religion und den Staat für gleich nachtheilig zu achten wäre, da Darnley ein Katholik sey, und Mariens Ansprüche auf England durch die Vermählung mit ihrem Vetter, dem Einige sogar ein noch näheres Recht auf den Englischen Thron zuschrieben, nur neue Stärke gewönnen. Elisabeth konnte indeß jetzt nichts thun, als den Grafen Lenox und seinen Sohn, denen sie früher die Erlaubniß zur Reise nach Schottland gegeben hatte, wieder zurückrufen, und als sie nicht kamen, die Güter des Erstern einziehen. Maria vollzog indeß ihre Vermählung (1565). Aber bald ward sie inne, wie sehr sie fehlgegriffen habe. Nur Darnley's Äußeres hatte ihre Wahl bestimmt, aber jetzt, da er ihr Gemahl war, lernte sie einen ganz Andern in ihm kennen. Er war nur liebenswürdig, wenn er schwieg und ruhte; in seinem Gespräch und seinen Handlungen war er der ungezogenste und roheste Mensch, ohne alle zarte Empfindung, und gemein in seinen Vergnügungen, wie in seinen Sitten. So vertrauensvoll sich Maria ihm ergeben hatte, so schlecht

lohnte er ihr ihre Liebe, und nach mancherlei Kränkungen trennten sie sich stillschweigend von einander. Ein Italiener, Namens Rizzio, Geheimschreiber der Königin, stand bei ihr in besonderer Gunst, und hatte sich ihr so nothwendig gemacht, daß sie nichts ohne seinen Rath unternahm. Jeder, der bei Hofe etwas suchte, bewarb sich durch Geschenke und Schmeicheleien um seine Fürsprache. Es ging sogar das Gerücht, er werde nächstens Kanzler werden. Diese Begünstigung eines Mannes von niedrer Herkunft, und noch dazu eines Fremden und Katholiken, erregte die ganze Eifersucht des Schottischen Adels, und viele von Darnley's Anhängern lockten diesem die Einwilligung zu seiner Ermordung ab. Eines Abends (6. März 1566) speisete Maria in ihrem Zimmer mit ihrer natürlichen Schwester, mit Rizzio und einigen ihrer Frauen, als plötzlich durch eine Seitenthür ihr Gemahl, begleitet von mehreren Edelleuten in Waffen, hereintrat, und sich hinter ihren Stuhl stellte. Erschrocken fragte sie nach der Ursache dieses seltsamen Besuchs. Man sagte ihr, sie habe nichts für ihre Person zu fürchten, nur der Elende, der dort sitze, solle zu seiner verdienten Bestrafung gezogen werden. Angstvoll sprang Rizzio auf, und flüchtete zu den Füßen der Königin, deren Kleid er ergriff. Sie drohte, bat, weinte: umsonst. Einer der Verschwornen stieß mit dem Degen nach dem Unglücklichen, darauf packten ihn die Anderen, rissen ihn gewaltsam von der Königin los, warfen Alles, was im Wege stand, über den Haufen, schleppten ihn in das Vorzimmer und ermordeten ihn daselbst mit sechs und funfzig Stichen und Hieben. Maria kam von Thränen zur Wuth, und schwur, diese schändliche That an den Mördern zu rächen, allein zu ohnmächtig dazu, mußte sie

zuletzt das Geschehene vergessen. Aber ihrem Gemahle vergaß sie es nicht, vielmehr verwandelte sich ihre Abneigung gegen ihn in Haß. Wenige Monate nach Rizzio's Ermordung (19. Jun.) ward sie von einem Sohne entbunden, der in der Folge unter dem Namen Jakob VI. ihr Nachfolger ward. Elisabeth erhielt die Nachricht davon auf einem Balle, und hörte sie nicht ohne Neid und Verdruß. In der That vermehrten sich jetzt Mariens Anhänger in England von Tage zu Tage, und eine glänzende Zukunft schien ihrer zu harren, als eine unerwartete Begebenheit plötzlich Alles änderte.

An Rizzio's Stelle war in der Gunst der Königin von Schottland der Graf von Bothwell getreten, einer der mächtigsten Edelleute des Königreichs, kühn und unternehmend, aber ausschweifend und ohne irgend ein ausgezeichnetes Verdienst. Mariens Feinde behaupteten, er habe sich ihr dadurch werth gemacht, daß er sich erboten habe, sie von dem ihr so tödtlich verhaßten Gemahl zu befreien. Darnley wurde 1567 so plötzlich krank, daß man auf Gift muthmaßte, doch endlich erholte er sich langsam, und Maria fing seitdem an, ihn wieder zu besuchen, ja sie bewog ihn, unter dem Vorwande, daß das Geräusch der Hauptstadt seine Genesung hindere, mit ihr ein kleines Landhaus unweit Edinburg zu beziehen. Hier blieb sie Tag und Nacht bei ihm, und pflegte ihn mit aller Sorgfalt. Nur eine Nacht wünschte sie in der Stadt zubringen zu können, um der Hochzeit einer ihrer Hoffräulein beizuwohnen, und in dieser nämlichen Nacht ward das Landhaus durch eine Pulvermine in die Luft gesprengt (10. Febr.)

Ob Maria an dieser schwarzen That einen Antheil gehabt habe, wagte man sogleich nicht zu untersuchen,

aber zu Bothwells Anklage vereinigte sich Alles. Zwar schwieg man öffentlich davon, aber des Nachts ließen sich in den Straßen der Hauptstadt fürchterliche Stimmen hören, die ihn Königsmörder nannten. Auch in nächtlich angeschlagenen Zetteln thaten die furchtsamen Freunde des Rechts ihren Abscheu kund. Darnley's Vater verklagte ihn geradezu, aber der Angeklagte ward von der scheuen Jury losgesprochen, und ein Befehl erschien, durch welchen das Gerücht von seiner Theilnahme am Königsmord für eine nichtswürdige Verläumdung erklärt wurde. Man sieht daraus, welch' einen mächtigen Anhang dieser Bothwell unter den Großen gehabt haben müsse. Die Furcht des Schottischen Parlaments ging sogar so weit, daß es die Königin ersuchte, sich wieder zu vermählen, und ihr dazu eben den Bothwell vorschlug, wahrscheinlich, weil man wußte, daß dies ihr eigner Plan sey. Sie willigte auch ein, ohne Rücksicht auf Elisabeths und des Französischen Hofes Warnungen und Abmahnungen, und die Umstände, welche diese Vermählung begleiteten, machten sie in den Augen rechtlicher Männer noch hassenswürdiger. Bothwell mußte um deßwillen von einer Gemahlin geschieden werden, die er erst sechs Monate vorher geheirathet hatte. Die Gründe der Scheidung waren erbärmlich, und der ganze Proceß dauerte vier Tage. Gleich darauf (15. Mai 1567) war die Hochzeit. Zu solchen Nichtswürdigkeiten ließ sich Maria durch ihren Leichtsinn verführen.

Aber schwerer hat wol selten ein Weib diesen Leichtsinn gebüßt, als die unglückliche Maria. Nicht genug, daß ihr eignes Volk sie verabscheute; eine Anzahl mächtiger Edelleute vom höchsten Range traten zusammen, warben Truppen und eilten damit auf das Schloß Borth-

wic zu, in der Absicht, sie und den Grafen daselbst zu überfallen und aufzuheben. Diesmal entflohen die Verfolgten zwar noch, und Bothwell raffte Soldaten zusammen, um Gewalt mit Gewalt zu vertreiben; allein von diesem losen, in der Eil aufgetriebenen Gesindel war weder Treue noch Tapferkeit zu erwarten. In dieser Noth warf sich Maria freiwillig den Verbündeten in die Arme, und ihr Gemahl entfloh nach den Orkneysinseln, wo er eine Zeitlang Seeräuberei trieb, dann, von den Jagdschiffen der Verbündeten verfolgt, seine Schiffe einbüßte und auf einem Bote nach Dänemark entschlüpfte. Aber auch hier ereilte ihn das Schicksal, dem er dort hatte entfliehen wollen; er ward gefangen, schmachtete zehn Jahre lang im Kerker, verlor den Verstand und starb eines jämmerlichen Todes.

Mariens Schicksal war nicht minder traurig. Im Triumph von ihren Feinden nach Edinburg geführt, mußte sie die Schmähreden und Spöttereien des Pöbels auf öffentlicher Straße mit anhören, mußte sehen, wie man eine Fahne vor ihr hertrug, auf welcher Darnley's Tod abgebildet war, und sich endlich in das Schloß Lochlevin einsperren lassen, wo sie mit rücksichtsloser Strenge behandelt wurde. Endlich brachte man ihr ein Blatt, das sie unterschreiben sollte. Es enthielt die Bedingungen ihrer Freiheit. Sie sollte die Regierung niederlegen, den Grafen Murray, ihren natürlichen Bruder, zum Regenten ernennen, und bis zu dessen Ankunft einen Regierungsausschuß festsetzen. So war sie also förmlich abgesetzt, und ihr einjähriger Sohn ward unter dem Namen Jakob VI. zum König ausgerufen.

Muthig wie sie war, wollte sie noch einmal ihr Glück versuchen. Sie entkam aus dem Verhafte, rief ihre

Freunde zu ihrem Beistande auf, und versammelte dadurch wirklich einen Haufen Edelleute um sich her. Aber die Verbündeten gingen rasch auf diesen noch unentschlossenen Haufen los, zerstreuten ihn mit leichter Mühe, und hätten auch beinahe die Königin wieder bekommen. Diese wußte nun keinen andern Zufluchtsort mehr, als England. Elisabeth hatte während ihrer Gefangenschaft zu Lochlevin ihre freundschaftliche Vermittelung angeboten; auf diese baute Maria ihre Hoffnungen. Von Carlisle aus, wohin sie auf einem Fischerkahne geflohen war (16. Mai 1568) schrieb sie der Königin von England einen rührenden Brief. Aber in Elisabeths Rathe wollte oder konnte man die Stimme der Großmuth nicht hören; was Englands Staatsvortheil ersprießlich oder nachtheilig schien, ward mit sorgfältiger Klugheit erwogen. Die protestantischen Räthe der Königin von England sahen in Marien nicht die unglückliche, Hülfe flehende Königin, sondern nur die katholische Fürstin, die ihre Ansprüche auf den Englischen Thron nicht hatte aufgeben wollen. Cecil suchte zu zeigen, daß es gleich gefährlich sey, Marien durch die Macht Englands wieder auf den Schottischen Thron zu setzen, oder ihr zu erlauben, in Frankreich Hülfe zu suchen, oder ihr einen freien Aufenthalt in England zu verstatten. Auf diese Weise kam man nun auf den weder gerechten noch billigen Ausweg, Marien in England gefangen zu halten, bis ihr Streit mit ihren Unterthanen geschlichtet seyn würde. Zur Schiedsrichterin dieses Streits, zur Untersuchung der Anklagen des Schottischen Volkes gegen seine Königin, erbot sich Elisabeth, und Maria ließ sich überreden, Bevollmächtigte zu ernennen, welche ihre Sache vor einem Englischen Gericht vertheidigen sollten. Sie ward von Carlisle auf das Schloß Bolton in York-

shire gebracht, damit man sich ihrer mehr versichern könnte, und die Untersuchungen, zu denen eine Commission von Englischen Lords niedergesetzt war, nahmen ihren Anfang. Murray erschien in eigner Person, klagte die Königin der Mitwissenschaft und Theilnahme an Darnley's Morde an, und legte eine Reihe von Briefen und anderen Papieren vor, um seine Anklage zu erhärten. Und jetzt, wo Alles erwartete, daß Mariens Bevollmächtigte die Unschuld ihrer Königin erweisen würden, machten sie plötzlich Winkelzüge und wollten die Untersuchung in eine Unterhandlung verwandelt wissen. Vergeblich stellten ihnen die Englischen Commissarien vor, daß dadurch auf Mariens Ehre das nachtheiligste Licht fiele; sie beharrten auf ihrer Weigerung, sich in eine Erwiederung einzulassen. Hierauf wurden die Verhandlungen abgebrochen, und Elisabeth erklärte in einer feierlichen Sitzung ihres Staatsraths, daß sie jetzt um so mehr bei ihrem schon früher gefaßten Entschlusse bleiben müsse, die Königin von Schottland nicht eher zu sehen und zu sprechen, bis sie sich von der schweren, wider sie vorgebrachten Anklage gereinigt haben werde. Wirklich haben sich die beiden Nebenbuhlerinnen nie von Angesicht gesehen, so sehr auch Maria dies wünschte.

Elisabeth befahl jetzt, die Königin von Schottland von Bolton, einem Orte, in dessen Nähe sich viele Katholiken befanden, nach Tutbury in Staffordshire zu bringen. Schon während der gerichtlichen Verhandlungen war ein Plan entworfen worden, Marien mit dem Haupte der Englischen Commission, dem Herzog von Norfolk zu vermählen, dem vornehmsten Edelmanne im Reiche, hochgeachtet wegen seines tadellosen Wandels. Jetzt wurden darüber von Neuem Unterhandlungen gepflogen; es war

Norfolks Absicht, die Häupter des Englischen Adels zu gewinnen, um dadurch Elisabeth ihre Zustimmung abzunöthigen. Aber er ging so unvorsichtig zu Werke, und nahm so halbe Maßregeln, daß die Königin die Verschwörung mit leichter Mühe vereiteln konnte, und so hatte diese denn die Wirkung, daß Norfolk in den Tower geworfen und Maria noch strenger bewacht ward. In dem unglücklichen Schottland ruhten indeß die Kämpfe der Parteien nicht; Murray ward ermordet, und die Anhänger der Königin befehdeten die Gegner derselben, welche nur den jungen Jakob als rechtmäßigen König von Schottland anerkennen wollten. Elisabeth machte zu verschiedenen Malen Vorschläge zur Beendigung des Zwistes und legte Bedingungen vor, unter welchen Maria befreit werden könne. Die darüber 1571 gepflogenen Unterhandlungen führten aber zu keinem Ergebniß, weswegen der Widerwille vieler Schotten gegen Marien wenigstens eben so sehr anzuklagen ist, als der Mangel an Aufrichtigkeit bei Elisabeth, welche von Vielen beschuldigt wird, daß es ihr damit kein Ernst gewesen sey, und daß sie nur Zeit habe gewinnen wollen. Der freigelassene Norfolk machte 1572 einen zweiten Versuch, Marien zu befreien, aber ohne bessern Erfolg, als der erste gehabt hatte. Sein Vorhaben wurde entdeckt, und er mußte es mit dem Leben büßen. Als in demselben Jahre die schreckliche Kunde von der Pariser Bluthochzeit nach England kam, wurden Elisabeths Besorgnisse, durch dieses Beispiel nicht nur von der Wuth des Katholicismus, sondern auch von der Macht der Guisen, ungemein vergrößert.

So vergingen funfzehn Jahre! Maria, vom Kummer tief gebeugt, gab endlich selber jeden Wunsch nach Glanz und Größe auf, versprach, ihrem Sohne gern die

Regierung zu überlassen, und selbst unter einer Art von Aufsicht in England leben zu wollen, und bat nur um Milderung ihres gegenwärtigen harten Gefängnisses und um einen anständigen Wittwensitz. Umsonst. Die Furcht, daß die in Freiheit gesetzte Maria solche Vorsätze, wenn sie je von ihr aufrichtig gemeint gewesen, schnell vergessen, Ränke anspinnen und in das durch die Herrschaft des Protestantismus kaum erst beruhigte England neue Feuerbrände schleudern könnte, machte Elisabeth für jede Rücksicht des Mitleids taub. Und je älter sie wurde, desto mißtrauischer blickte sie auf ihre Thronerbin hin. Zum Unglück für Marien hatten die Katholiken in England schon mehrmals fanatische Menschen ausgesandt, um Elisabeth zu ermorden. Immer waren diese Versuche mißlungen, aber jeder derselben hatte die Monarchin in ihrem Abscheu gegen die Katholiken, mithin auch gegen Maria bestärkt.

Als Mariens Sohn erwachsen war, und der König von Dänemark ihm 1586 seine Tochter zur Ehe vorschlug, erwachten Elisabeths Besorgnisse stärker als jemals. Jakob konnte sich seiner Mutter annehmen, eine Dänische Flotte seinen Angriff unterstützen, Elisabeths Todfeind, Philipp II., und Mariens Verwandte in Frankreich sich mit Jenen vereinigen. Sie gab sich daher alle Mühe, diese Heirath zu vereiteln, und sandte deswegen einen schlauen Hofmann Namens Wotton nach Schottland, der auch Jakobs Vertrauen im hohen Grade gewann. Als er sich aber mit mehreren unzufriedenen Schotten in eine Verschwörung einließ, sich der Person des Königs zu bemächtigen und ihn in die Hände der Engländer zu liefern, und dieser Anschlag entdeckt wurde, mußte er eiligst über die Gränze fliehen.

Noch in demselben Jahre ereignete sich ein Vorfall,

welcher das Loos der unglücklichen Maria entschied. Zwei fanatische Katholiken, Ballard und Babington, voll tödtlichen Hasses gegen die Ketzerkönigin, entschlossen sich, sie zu ermorden, und Marien zu befreien. Sie zogen eine Anzahl entschlossener Edelleute mit in das Geheimniß, eröffneten durch listige Kundschafter Marien selber ihren Plan, und errichteten mit ihr einen geheimen Briefwechsel in Chifferschrift. Auch diese Verschwörung ward durch die Wachsamkeit des Englischen Ministers Walsingham entdeckt, alle Theilnehmer wurden eingezogen, und bei Marien wurden über sechzig verschiedene Schlüssel zu Chiffern gefunden. Selbst an Beweisen fehlte es nicht, daß sie insgeheim Frankreich und Spanien um Hülfe gegen Elisabeth angerufen habe.

Entdeckungen dieser Art mußten die Besorgnisse Elisabeths allen protestantischen Engländern mittheilen. Im Staatsrathe der Königin waren die meisten Stimmen dafür, daß Maria zu einer gerichtlichen Untersuchung gezogen werden müsse. Elisabeths Räthe konnten nicht ohne große und gerechte Besorgniß an den Tod ihrer Gebieterin denken, wenn Maria aus ihrem Gefängnisse auf den Thron stieg, wenn Elisabeths Glaube und Staatskunst und alle Früchte derselben zerstört worden wären. Die Scheiterhaufen der katholischen Maria von England waren noch in zu lebendigem Andenken. Welche Zukunft mußte da des Landes, welche Zukunft mußte Derer harren, die Elisabeth mit ihrem Rathe gedient und in ihrem Sinne gewirkt hatten!

Demnach ward das Rechtsverfahren gegen die Königin von Schottland eingeleitet. Man brachte die Beklagte nach dem Schlosse Fotheringhay in der Grafschaft Northampton, und es wurde eine Commission von vier-

zig Edelleuten und fünf Oberrichtern ernannt, um Maria zu verhören und Recht über sie zu sprechen. Als die Richter nach Fotheringhay kamen, erklärte sie anfangs, daß sie als eine unabhängige Fürstin sich einem Verhöre von Unterthanen nicht unterwerfen könne. Wäre sie bei dieser Weigerung geblieben, so hätte sie das ganze Verfahren weit schwieriger gemacht; aber auf die Vorstellung, daß sie ihrem Rufe auf diese Weise am meisten schade, ergab sie sich, und stand den Richtern Rede. Ihre Verbindung mit fremden Mächten läugnete sie nicht, wol aber ihre Mitwissenschaft und Theilnahme an der Babingtonschen Verschwörung. Zwei ihrer Geheimschreiber, Nau und Curle, hatten beschworen, daß sie Babingtons Briefe empfangen und auf ihren Befehl beantwortet hätten. Maria erklärte dieses Zeugniß für falsch, und wollte ihren Geheimschreibern gegenübergestellt seyn, welches verweigert wurde, nicht, weil man glaubte, daß sie ihr Zeugniß in Gegenwart ihrer Gebieterin zurücknehmen würden, sondern weil es in dem Rechtsverfahren jener Zeit nicht gewöhnlich war *). Nach dem Schlusse der Untersuchung sprachen die Richter zu London das Todesurtheil über die Königin von Schottland aus; ein furchtbarer Spruch, ein gekröntes Haupt wegen der nicht einmal in aller Form erwiesenen Theilnahme an einem verbrecherischen Anschlage, dem Loose gemeiner Missethäter zu unterwerfen. Aber die Nachwelt, die nur den Gefühlen der Menschlichkeit und des Mitleids folgend jene Richter verdammt, hat nicht genug erwogen, daß sie dem unabweislichen Gebote

---

*) The not confronting of the witnesses was not the result of design, but the practice of the age. Hume, Vol. VII. p. 193. Ed. Basil.

der Selbsterhaltung gehorchen zu müssen glaubten, indem sie den von Mariens Haupte abgewandten Todesstreich in Gedanken schon auf Elisabeth fallen sahen.

Vier Tage, nachdem das Urtheil gefällt war, versammelte sich das Parlament (29. Oct.). Es billigte den gethanen Ausspruch vollkommen, und bat die Königin in einer Adresse um dessen öffentliche Bekanntmachung. Elisabeth forderte dagegen die Versammlung auf, eine so wichtige Angelegenheit nochmals sorgfältig in Betrachtung zu ziehen, und ein Mittel in Vorschlag zu bringen, wodurch für ihre Sicherheit gesorgt würde, ohne der Königin von Schottland das Leben zu rauben. Es gäbe keinen solchen Ausweg, lautete die einstimmige Antwort beider Häuser; es sey schon ungerecht, die Vollziehung des Rechts einem einzigen darum bittenden Unterthan zu verweigern, wie viel mehr noch dem ganzen Englischen Volke. Die Königin beantwortete dies in einer Rede, in der sie das Schwierige ihrer Lage darstellte, und die mit folgenden Worten schloß: „Was euer Gesuch betrifft, so bitte und beschwöre ich euch, mit einer Antwort ohne Antwort zufrieden zu seyn. Ich billige euer Urtheil, eure Gründe sind mir einleuchtend, aber entschuldigt die sorgenvollen Zweifel, die mich erfüllen. Wenn ich sagen wollte, daß ich das, was ihr bittet, nicht thun werde, so würde ich vielleicht mehr sagen, als ich denke; wenn ich es zu thun verhieße, so könnte ich mich ins Verderben stürzen, was ihr nach eurer Klugheit gewiß nicht wünscht, wenn ihr Zeit, Ort und die Leidenschaften der Menschen erwägt." — Indessen wurde der Urtheilsspruch bald darauf bekannt gemacht, und auf die Vorstellungen des Königs von Schottland nicht geachtet. Viele Schriftsteller haben daher Elisabeth der Verstellung beschuldigt, und behauptet,

Mariens Tod sey längst bei ihr beschlossen gewesen, und die Ausstellung ihrer Zweifel nichts als eine künstlich eingelernte Rolle, um eine grausame That, gegen die sie sich lange gesträubt, so darzustellen, als sey sie ihr von Anderen bloß abgenöthigt worden. Aber die unparteiische Geschichtschreibung darf von einer solchen unerwiesenen Vermuthung keinesweges als von einer Thatsache berichten. Die menschliche Natur müßte an dem Vorabend großer Entschlüsse nicht von widersprechenden Stimmen bestürmt, und bald nach einer, bald nach der andern Seite hingeleitet werden, wenn nicht in Elisabeths Seele in der That und Wahrheit qualvolle Zweifel geherrscht haben könnten, indem sie bald an die Rücksichten dachte, welche Milde gegen ein Weib und eine Königin erheischten, und an die mögliche Rache, die von Mariens Freunden geübt werden könne, bald an die nicht geringen Gefahren, welche ihr, England, dem Lichte des Glaubens in ihrem Lande, vielleicht dem Protestantismus überhaupt, drohten, so lange die Hoffnungen einer weitverbreiteten Partei, den Katholicismus auf dem Brittischen Throne wieder herrschen zu sehen, sich an die Person Mariens knüpfen konnten. Stellten ihr doch ihre Vertrauten sogar das Verdammungsurtheil der Nachwelt vor Augen, daß sie aus Sorglosigkeit die dringendsten Uebel nicht abgewandt, so lange es noch Zeit gewesen *). Ihre Räthe,

---

*) Historici succedenti aetati sunt prodituri, serenissimos Angliae sub Elizabethae dies in foedissimum et tenebricosum vesperem, imo in aeternam noctem desiisse. Posteri prudentiam nostram desiderabunt, qui (quod miseriam accumulet) mala prospicere et non praevertere potuimus, et miseriarum molem non tam adversariorum malitiae, quam supinae horum temporum incuriae imputabunt. Camden, p. 487.

durch Philipps II. drohende Rüstungen geschreckt, drangen in sie, die Ausführung nicht zu verschieben. Aber eben dadurch mögen in der Seele der Königin, selbst wenn sie schon entschieden war, den Streich geschehen zu lassen, neue Zweifel erwacht seyn, wie denn in dem menschlichen Gemüthe zwischen dem Entschluß zur That und der Ausführung oft noch eine große Kluft befestigt ist. In dieser Stimmung fiel sie auf den freilich nicht eben großartigen Ausweg, wenigstens das Aufsehen einer öffentlichen Hinrichtung zu vermeiden. Der Hüter des Gefängnisses, Sir Amias Paulet, erhielt einen versteckten Wink, daß man der Vollstreckung des Urtheils durch Gift zuvorkommen möchte, aber er wollte sich nicht dazu verstehen. Endlich ließ Elisabeth den Staatssecretair Davison kommen, und befahl ihm, auf alle Fälle einen Befehl zur Vollstreckung des Urtheils aufzusetzen, damit es bereit sey, wenn sich in dieser ängstlichen Zeit eine Gefahr zeigte. Er that's, und nachdem die Königin die Schrift unterzeichnet hatte, ward Davison damit zum Kanzler geschickt, das Siegel darunter drücken zu lassen. Am andern Tage schickte sie zu ihm, und ließ ihm sagen, er möchte mit der Ausführung ihrer Befehle noch warten. Bestürzt erwiederte er: das Siegel sey schon darunter. Sie schien darüber bewegt, und tadelte ihn wegen seiner Eilfertigkeit. Davison fragte die Staatsräthe, was er zu thun habe, und diese riethen ihm, den Befehl den Vollstreckern, den Grafen von Shrewsbury, Kent, Derby und Cumberland, zukommen zu lassen; sie versprachen ihm dafür, den ganzen Zorn der Monarchin auf sich zu nehmen, und Davison folgte dem schlimmen Rathe *).

*) Der unparteiische Thuanus sagt, die der Maria feindseligen Räthe hätten der Königin keine weitere Anzeige von dem

Die Grafen machten sich hierauf nach Fotheringhay auf den Weg. Als sie daselbst angekommen waren (7. Febr. 1587), kündigten sie der unglücklichen Gefangenen an, sich auf den nächsten Morgen um acht Uhr gefaßt zu machen. Sie hörte das schreckliche Wort mehr mit Erstaunen, als mit Entsetzen oder Unruhe an, aß ganz heiter zu Abend, und ließ dann ihre sämmtliche Dienerschaft hereintreten. Weinend erschien eine treue Seele nach der andern, sie knieten nieder und baten sie herzlich um Vergebung, wenn etwa einer von ihnen sie unwissend beleidigt habe. Sie gab ihnen die Bitte zurück, versicherte ihnen, daß sie Allen wohlgewollt habe, gab ihnen Empfehlungsschreiben an ihre Verwandten in Frankreich mit, theilte den kleinen Ueberrest ihrer Güter unter sie aus, und nahm den zärtlichsten Abschied von ihnen. Dann schlief sie einige Stunden, und brachte den Rest der Nacht im Gebete zu. Der Beistand eines katholischen Geistlichen, um den sie gebeten hatte, war ihr versagt worden; dafür wollte man ihr einen reformirten Geistlichen aufdringen, der, wie es hieß, ihre Seele retten sollte. Am Morgen des traurigen Tages genoß sie mit kindlicher Andacht eine Hostie, vom Papste Pius V. geweiht, die sie längst zu diesem entscheidenden Augenblicke aufgespart hatte. Dann zog sie ein reiches seidenes Kleid an, und putzte sich mit Sorgfalt, um recht als Königin zu sterben. Als sie damit fertig war, trat der Sheriff der Grafschaft in ihr Zimmer, und sagte ihr, es sey Zeit. Sie folgte ihm mit einem ruhigen Gesichte, gestützt auf die Schultern zweier Soldaten, denn eine Krankheit hatte sie

---

Vorgange gemacht, weil sie Elisabeths ihnen bekannte Scheu, Blut zu vergießen, gefürchtet — perspecto ejus a sanguine fundendo ingenio alieno.

sehr abgemattet. Vor ihrer Thür fand sie die Grafen, die den Befehl von London gebracht hatten, auch ihren Haushofmeister, Andreas Melvil, und dieser unerwartete Freund hätte sie doch fast aus der Fassung gebracht. Er warf sich schluchzend ihr zu Füßen, küßte den Saum ihres Kleides und rang trostlos die Hände bei dem jammervollen Anblick. Sie entließ den ehrlichen Diener mit dem sanftesten und frömmsten Zuspruch, küßte ihn, wollte ihn trösten, und weinte selbst. Beim Eintritt in die schwarz ausgeschlagene Halle, in welcher die Blutbühne errichtet war, hießen die Grafen Mariens Diener zurückbleiben. Auf vieles Bitten erhielt sie endlich für Einige die Erlaubniß, Zeugen ihres Todes seyn zu dürfen. Bitterer als alles Uebrige war ihr jetzt die Zudringlichkeit des Dechanten, den man aus der nahen Stadt Peterborough geholt hatte, um sie wo möglich noch vor ihrem Tode zum reformirten Glauben überzuführen. Er selber rühmte die große Gnade, die ihr Elisabeth dadurch erweise, daß sie ihn zu ihr schicke, denn jetzt, meinte er, hange es noch von ihr ab, ob sie in den Himmel oder in die Hölle kommen wolle. Vergebens bat sie ihn, ihr nicht die letzten Augenblicke zu verbittern, da sie entschlossen sey, im katholischen Glauben zu sterben; erst die Grafen mußten ihm Schweigen gebieten. Sie betete hierauf für das Wohl ihrer Seele, für ihren Sohn, und zuletzt auch für Elisabeth, der sie Alles verzieh. Dann ließ sie sich von ihren Frauen den Hals entblößen. Bei diesem Geschäfte griff einer der Henkersknechte mit zu, und jagte der verschämten Königin eine flüchtige Röthe ab, wobei sie lächelnd sagte, solcher Diener sey sie nicht gewohnt. Ein Kammerfräulein band ihr schluchzend ein Tuch vor die Augen, worauf sie niederknieete und selber ihr Haupt auf

den Block legte. Mit dem zweiten Hiebe flog es herunter.

So starb Maria Stuart im sechs und vierzigsten Jahre ihres Alters und im neunzehnten ihrer Gefangenschaft, nachdem sie ihre Vergehungen durch das jammervollste Geschick, durch lange traurige Gefangenschaft und einen schmachvollen Tod abgebüßt hatte*). Als man der

---

*) Dies ist der Grund des großen Antheils, den diese Fürstin als tragische Heldin erregt, wie Robertson schön sagt: while we survey Mary's sufferings and distresses, we are apt altogether to forget her frailties, we think of her faults with less indignation, and approve of our tears, as if they were shed for a person who had attained much nearer to pure virtue. Das Urtheil, welches Mariens Schuld, vornehmlich ihre Theilnahme an der Ermordung ihres Gemahls, anerkennt, wird in der unparteiischen Geschichte wol stehen bleiben, so viel Mühe sich auch mehrere neuere Schottische Schriftsteller gegeben haben, sie im reinsten Lichte der Tugend darzustellen. Hierin stimmt mit Hume und Robertson, Männern von anerkannter Besonnenheit und historischem Scharfblick, ein wohlunterrichteter, sorgfältig prüfender Zeitgenosse überein, Thuanus. Im sechs und achtzigsten Buche seines großen Geschichtswerkes findet sich bei Mariens Tode eine merkwürdige Stelle, die in allen früheren Drucken fehlt und erst in der nach Handschriften berichtigten und vermehrten großen Londoner Ausgabe mitgetheilt ward. Sie mag hier mit den Worten der nach der letzteren gemachten Französischen Uebersetzung stehen: De prétendre avec quelques-uns que Marie étoit innocente de l'assassinat de son époux, d'oser avancer que ses ennemis lui firent violence, pour la forcer de contracter un mariage infame avec Bothwell; de vouloir enfin justifier tous ses autres crimes, en les couvrant du manteau de la piété, c'est, à mon avis, pousser l'impudence un peu loin. Ce que peut dire un historien, qui fait profession de n'écrire que la vérité, c'est que cette princesse à un grand coeur, à une naissance auguste, à beaucoup de charmes de l'esprit et du corps, joignit tant qu'elle vécut de grandes vertus, qui furent obscurcies par des vices encore plus considérables, et qu'arrivée au moment fatal, elle sçut par un illustre exemple de constance et d'intrépidité, terminer par une mort glorieuse une vie qui ne l'avoit pas beaucoup été.

Elisabeth die Nachricht brachte, zeigte sie eine große Bestürzung; sie verwünschte den unseligen Diensteifer ihrer Leute, die ohne bestimmten Befehl die ungeheure That, beinahe ganz wider ihr Wissen und Wollen, vollführt hätten. Man sah sie oft und lange starr wie eine Bildsäule stehen, dann wieder Thränen vergießen, kraftlos niedersinken und die Ungewißheit menschlicher Größe beklagen. Allen ihren Räthen drohte sie mit einer scharfen Untersuchung, ließ auch Davison ins Gefängniß werfen und ein Urtheil über ihn sprechen. Und jetzt erkannten eben diejenigen, deren Rath er befolgt hatte, seine schwere Strafbarkeit an. Er mußte eine Geldbuße von zehntausend Pfund Sterling erlegen, die ihn an den Bettelstab brachte. Elisabeth schrieb einen zärtlichen Brief an Mariens Sohn, in welchem sie ihm den unerwarteten und ganz ohne ihre Zustimmung erfolgten Tod seiner Mutter meldete. Sie wünschte, daß er bei der Nachricht nur einen kleinen Theil von dem leiden möchte, was sie selbst dabei gelitten habe, und versicherte, daß ihr die Hand zittere, und daß der oberste Richter Zeuge ihrer Unschuld sey. Sie hasse alle Verstellung, nehme aufrichtigen Theil an seinem Schmerze, und hoffe, er werde Jeden als seinen Feind ansehen, der ihn gegen sie aufbringen wolle. Auch dieses Benehmen ist von Vielen als bloße Verstellung angesehen worden, aber schwerlich aus einem andern Grunde, als der Voraussetzung, daß Elisabeth von Herzen froh seyn mußte, den Gegenstand so schwerer und vieljähriger Besorgnisse aus dem Wege geräumt zu sehen.

In der That konnte die Königin erst jetzt mit voller Sicherheit ihren Blick über Englands Gränzen hinaus richten. Was sie bis dahin gethan, hatte mehr auf die innere Befestigung ihrer Macht abgezweckt. Sie hatte

Schiffe gebaut, den Handel erleichtert und befördert, ihre Gränzen befestigt, und mit weiser Sparsamkeit ihren Schatz gefüllt und die Schulden ihrer Vorgänger abbezahlt. Ihr Parlament hatte sie zum Schweigen und Gehorsam gewöhnt, und sie beherrschte es mit solcher Sicherheit, daß sie gerade dann immer die stolzesten Reden an dasselbe hielt, wenn sie, z. B. in Steuersachen, seiner am meisten bedurfte. In auswärtige Angelegenheiten hatte sich Elisabeth bisher nur mit großer Mäßigung und Vorsicht gemischt. Damals brauseten in Frankreich die wilden Gährungen zwischen Katholiken und Hugenotten, und die Niederländer hatten gegen den tyrannischen Philipp II. die Waffen ergriffen. In beiden Ländern streckten die bedrängten Reformirten flehende Arme nach Elisabeth aus; ja die Niederländer erboten sich sogar, sich dem Englischen Scepter für immer zu unterwerfen, wenn sie ihre Vertheidigung gegen Spanien übernehmen wolle. So lachend dieser Antrag war, so wagte sie doch nicht, ihn anzunehmen, wol aber unterstützte sie die Niederländer, gegen Verpfändung einiger Seestädte, mit Truppen und Geld, und schickte auch dem Prinzen von Condé und seinem Freunde Coligny Hülfe. Am meisten nahm sie sich des Seewesens an. Die Reichthümer der Portugiesen und Spanier, und der Ruhm ihrer Seehelden und Eroberer, reizten auch in England ehrgeizige Gemüther, den Wegen nachzuspüren, wo jene Helden ihre Schätze gesammelt und ihre Lorbeern gepflückt hatten; ein Rittergeist von jener romantischen Art, wie wir ihn in der Portugiesischen Geschichte kennen gelernt haben, befeuerte viele junge Engländer, ihr Heil auf dem Weltmeere zu versuchen, und ein glücklicher Erfolg lockte Nachahmer herbei. Unter vielen Anderen sind die Namen Drake und

Cavendish berühmt. Jener, der erste Englische Weltumsegler, und unter allen der Erste, der selber von dieser Reise glücklich zurückkam (denn Magelhan war bekanntlich auf dem Wege umgekommen), brachte unermeßliche Beute mit, und seine Ankunft war für ganz England ein Freudenfest. Als er in der Themse Anker geworfen hatte, gab er ein großes Gastmahl auf seinem Admiralschiffe, dem die Königin selbst beiwohnte (1580), und stach bald darauf von Neuem in die See, um die Spanischen Besitzungen an den Americanischen Küsten zu überfallen. Durch einen dieser Züge (1586), glaubt man, sey der Gebrauch des Tabaks in Europa bekannt geworden, der sich von England aus mit großer Schnelligkeit durch alle Länder unsers Welttheils verbreitet hat. Cavendish, nicht minder unternehmend und glücklich, suchte 1587 die Spanischen Besitzungen an den Küsten von Africa bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung heim, und sein Einzug in die Themse war ein Triumphzug. Seine Segel waren von Damast, seine Masten vergoldet, und seine Schiffsleute in Seide gekleidet.

Lange hatte Philipp allen diesen Beleidigungen ohne ernstliche Gegenanstalten zugesehen; jetzt beschloß er, seine lang gehegten Entwürfe der Rache zu vollführen, und das Land, welches ihm bei allen seinen Unternehmungen in den Weg trat, auf einen Schlag zu vernichten. Er rüstete 1588 seine unüberwindliche Flotte aus, von der im vorigen Theile (S. 166.) geredet ist, und mit welcher ein so großer Theil seines Ruhms und seiner Schätze zu Grunde ging. Die Gefahr und die Angst waren wirklich in England nicht klein gewesen, so lange noch das Ungewitter im Aufziehen war; aber Elisabeth zeigte in der Gefahr eben so viele Klugheit als Heldenmuth. Au-

ßerdem, daß sie Alles anwandte, um ihre Küsten wohl zu verwahren und Schiffe und Truppen in möglichst größter Anzahl aufzubringen, befeuerte sie auf alle Weise ihr Volk zur Tapferkeit. Die Prediger schilderten auf den Kanzeln das Fürchterliche der Spanischen Tyrannei und Glaubenswuth, die Schrecken der Inquisition, den Druck der Abgaben mit lebhaften Farben, und erinnerten an die traurigen Zeiten, da dieser Philipp und Maria England beherrschten. Die Königin selber begab sich zu Pferde in die verschiedenen Lager und ermunterte die Truppen durch frohen Zuruf und liebreiche Anreden. Die Unterthanen beeiferten sich, ihr Beweise von Vaterlandsliebe zu geben. Einzelne Reiche und ganze Gesellschaften bauten Schiffe auf eigene Kosten, und schenkten sie dem Staate. Daraus entstand eine Flotte von hundert und vierzig Schiffen, die, weil sie alle von weit geschickterer Bauart waren, sich mit der Spanischen unüberwindlichen Armada hinreichend messen konnten.

Als die Gefahr vorüber war, trug der angeregte Unternehmungsgeist seine Früchte. Englische Kaufleute segelten nach Rußland hin, andere handelten nach der Türkei und Ostindien, und Englische Kaper machten Jagd auf die Spanischen Gallionen, welche die Schätze America's nach Lissabon und Cadix bringen sollten. Einer derselben brachte unter andern einmal zwei Spanische Schiffe auf, welche 1400 Kisten Queckſilber und über zwei Millionen Ablaßbullen enthielten, die zwar den Engländern nichts helfen konnten, aber Philippen doch in Rom 300,000 Gulden gekostet hatten, und ihm in Indien wenigstens fünf Millionen würden eingebracht haben. Außerdem schadete Elisabeth ihrem Feinde auch dadurch, daß sie die Holländer und Heinrich von Navarra

fortdauernd unterstützte, ja 1589 eine ansehnliche Flotte ausrüstete, um den Prior von Crato auf den Thron von Portugal zu heben (Th. VII. S. 120.). So wirkte Elisabeth überall Philipps mannichfachen Entwürfen entgegen; ihr mannhafter Widerstand war eines der kräftigsten Hindernisse, an denen sein Plan scheiterte, eine Oberhoheit Spaniens über Europa auf der Grundlage des Katholicismus zu errichten. Philipp hätte unter diesen Umständen gern in einen Frieden gewilligt, aber so sehr auch Burleigh im Rathe der Königin dafür sprach und die Vortheile der Ruhe für England entwickelte, so fühlte sich doch Elisabeth geneigter, ihre Helden die Bahn des Kriegsruhmes verfolgen zu lassen, besonders da dem Rathe jenes ältern Ministers von einem jungen Lieblinge der Königin, dem Grafen von Essex, der nach Kampfesehre dürstete, lebhaft widersprochen wurde. Burleigh starb 1598, und Elisabeth vererbte den Krieg auf ihren Nachfolger.

Der genannte Graf von Essex ist besonders durch sein tragisches Ende berühmt geworden. Sein edles Aeußere, seine lebhafte Gemüthsart und seine alle Herzen gewinnende Freundlichkeit hatten ihm die Gunst der Königin in einem hohen Grade erworben. Sie zog ihn bei Hofe auf alle Weise hervor, und überhäufte ihn mit Ehrenstellen, die weit über seine Verdienste gingen. Besonders erregte es allgemeinen Neid, als er 1599 zum Statthalter von Irland ernannt ward, mit einer Macht, dergleichen keiner seiner Vorgänger besessen hatte. Dieses Amt erforderte einen ganz vorzüglichen Mann, denn ganz Irland war damals in den Waffen; mehrere Feldherren hatten sich schon vergebens bemüht, den Aufruhr zu stillen, und der sumpfige, bergige und waldige Boden des Lan-

des erschwerte den Krieg für jeden Ausländer in eben dem Grade, als er den Aufrührern, die ihn kannten, vortheilhaft war. Aller Augen waren daher auf diese neue Expedition gerichtet, deren Zurüstungen ungeheure Summen gekostet hatten, und zu welcher diesmal ein Heer aufgebracht worden war, desgleichen Irland bis dahin noch nicht gesehen hatte. Aber hier zeigte sich's, daß Esser der Mann nicht war, ein solches Werk auszuführen, und der Tadel fiel desto schwerer auf ihn, da man ihn vorher so stolz von seinen Thaten hatte prahlen und alle seine Vorgänger so weise meistern hören. Der größte Theil des Heeres kam um, der ganze Feldzug war vergebens, alles Geld fruchtlos verschwendet. Der Graf, durch seine Freunde in London von Elisabeths Zorn unterrichtet, und mit einem schimpflichen Zurückruf bedroht, entschloß sich, dem zuvorzukommen, reiste heimlich, wider den ausdrücklichen Befehl der Königin, aus seinem Winterlager ab, kam nach London, eilte, ohne anderswo abzusteigen, auf den königlichen Palast zu, stürzte sich unangemeldet zu der Königin Füßen, küßte ihre Hände und bat um Verzeihung. Die Ueberraschung und der unerwartete Anblick ihres Lieblings hießen sie ihren Zorn im ersten Augenblick vergessen, und sie entließ ihn gnädiger, als er erwarten konnte. Aber bald überlegte sie, daß sein Betragen ganz etwas anderes verdient habe, und daß sie, um des Beispiels willen, wenigstens einige Strenge zeigen müsse. Sie wollte eine Art von mütterlicher Züchtigung über ihn ergehen lassen, die ihn eine Zeitlang schmerzen sollte, ohne ihn für immer zu Grunde zu richten. Zu dem Ende ließ sie ihn verhaften und verhören, ernannte einen andern Statthalter für Irland, und nahm ihm das Monopol über die süßen Weine ab, welches sie

ihm früher verliehen hatte, und das ihm viel einbrachte. Bald darauf erhielt er seine Freiheit wieder, doch mit der Einschränkung, sich nicht am Hofe sehen zu lassen. Essex, zu wenig fein, um die Gerechtigkeit, ja die unverdiente Schonung, die ihm widerfuhr, zu erkennen, überließ sich jetzt den unbesonnensten Eingebungen des Ehrgeizes und der Rachsucht. Er sprach mit ungebundener Zunge über die Königin und ihre Schwächen, sagte öffentlich, sie sey ein altes Weib, eben so krumm am Geiste, wie am Körper, und reizte dadurch den Zorn seiner Wohlthäterin, die Alles wiedererfuhr, immer mehr. Aber er ging noch weiter. Er machte sich einen Anhang unter den der Königin nicht gewogenen Puritanern, eröffnete einen Briefwechsel mit Jakob VI. von Schottland, und versprach ihm, es durchzusetzen, daß Elisabeth ihn noch bei ihren Lebzeiten für ihren Nachfolger erklären solle; ja er wollte den gegenwärtigen Statthalter in Irland bewegen, von der Königin abzufallen, und mit seiner ganzen Macht nach England überzusetzen; eine Zumuthung, die natürlich abgelehnt ward. Endlich, im Vertrauen auf die Volksgunst, die er wirklich besaß, leitete er eine förmliche Verschwörung ein; er wollte den Tower und das Schloß überrumpeln, sich der Königin bemächtigen und ihr eine veränderte Regierungsform und die Bestimmung des Nachfolgers abtrotzen. Zu rechter Zeit erfuhr Elisabeth den verwegenen Entwurf. Sie schickte einige hundert Mann zu ihm, ihn gefangen zu nehmen. Bestürzt über ihren Anblick, rief er die Seinigen zusammen, rief das Volk auf den Straßen zu seinem Beistande auf, und hoffte, ganz London werde für ihn streiten. Aber obgleich Alles vor die Thür lief, so schloß sich doch Niemand an ihn an; der Sheriff, sein Freund, in dessen Haus er ge-

hen wollte, entschlüpfte durch eine Hinterthür, und auch von seinen übrigen Freunden ließ sich keiner sehen. Verzweiflungsvoll kehrte er mit seinen Begleitern um, und ergab sich endlich nach einigem Widerstande der königlichen Wache. Im Gefängnisse gingen ihm die Augen über seine Thorheiten und Vergehungen auf, aber er wagte nun nicht mehr, seine schwer beleidigte Gebieterin noch einmal um Vergebung zu bitten. Hätte er nur gewußt, wie bereit sie zur Gewährung dieser Bitte war! Aber da er so stumm blieb, so konnte sie sein Schweigen für nichts als Trotz und Verstocktheit halten, und mußte am Ende den Gesetzen, die längst sein Todesurtheil gesprochen hatten, ihren Lauf lassen. Am 25. Februar 1601 ward er nebst mehreren seiner Mitschuldigen im Tower hingerichtet. Er war vier und dreißig Jahre alt.

Elisabeth konnte seinen Verlust nicht verschmerzen; auch sagt man, daß eine spätere, ihn betreffende Entdeckung an der Schwermuth Schuld gewesen sey, die zwei Jahre nachher ihr eignes Leben verzehrte. Essex, heißt es, hatte es einmal in einer vertrauten Stunde während der Zeit seines Glücks beseufzt, daß Frauengunst etwas so Vergängliches sey, und daß eine Abwesenheit von mehreren Monden die innigste Neigung bis zur Vergessenheit schwächen könne. Da hatte ihm Elisabeth geschworen, daß sie ihn nie vergessen wolle, und gleichsam als Talisman ihm einen Ring gegeben, der die Kraft haben sollte, ihn auf der Stelle mit ihr zu versöhnen, wenn er ihr auch mitten in ihrem größten Zorne denselben vorzeigte. Nun war kein Ring erschienen, während er im Gefängniß geschmachtet hatte, und diese Halsstarrigkeit hatte sie eben am meisten gekränkt. Zwei Jahre nach seinem Tode ward die Gräfin Nottingham krank, und entlud sich vor

dem Beichtiger eines Geheimnisses, das sie mit Recht zu ihren schwersten Sünden zählte. Essex, tief gebeugt, hatte sie den Tag vor seinem Tode in seinen Kerker rufen lassen, und ihr den Ring gegeben, mit der Bitte, ihn der Königin einzuhändigen; aber das neidische Weib hatte ihn still zurückbehalten, und erst jetzt konnte die Todesangst sie bewegen, ihn auszuliefern. Elisabeth neigte sich seit dieser Entdeckung nur zu tieferer Schwermuth, in der sie am 24. März 1603 im siebzigsten Jahre ihres Alters verschied, nachdem sie in den letzten Augenblicken ihres Lebens noch Jakob VI. von Schottland, den Sohn ihrer Feindin Maria, als ihren Nachfolger auf dem Englischen Throne bezeichnet hatte. Was man auch über einige Fehler und Schwächen dieser Königin sagen mag — sie bleiben immer nur geringe Flecken an dem unvergänglichen Denkmale, welches sie durch das ihrem Volke eingehauchte Leben ihrem großen und starken Geiste gesetzt hat. Wenn man sie grausamer Härte gegen eine Nebenbuhlerin zeiht, so sollte man sie auch eben so sehr beklagen, daß die Verwirrungen der Zeit eine solche Härte unerlaßlich zu machen schienen.

Der Wohlstand der Englischen Nation ist durch die Regierung Elisabeths sehr vermehrt worden, indem sowol Ackerbau als Handel durch sie einen neuen Schwung erhielten. Der letztere bedurfte um so mehr der Begünstigung, je mehr noch die Deutsche Hanse mit ihren Vorrechten ihn niederdrückte. Die Manufacturen waren unbedeutend, und ausländischen Waaren gab man noch lange den Vorzug. Da die Verfassung die Befugnisse der verschiedenen Regierungsgewalten noch nicht so bestimmt geregelt hatte, als späterhin, so herrschte Elisabeth eigenmächtiger als die Könige von England in unseren Ta-

gen. Um nicht durch Geldforderungen vom Parlamente abhängiger zu werden, übte sie eine weise Sparsamkeit. Zugleich wußte Elisabeth, wie ihre Vorgänger, andere Mittel zu finden, um Geld zu erhalten. Monopolien wurden verkauft, nicht zum Vortheil des Handels. Die alte Gewohnheit, welche aus den Zeiten des Lehnssystems herrührte, daß der hohe Adel dem Könige prächtige Neujahrsgeschenke machen mußte, suchte Elisabeth emsig aufrecht zu erhalten. Die gezwungenen Anleihen, die sie von ihren Unterthanen machte, waren auch so gut als eingeforderte Geschenke oder Abgaben, denn in der Regel war an kein Wiederbezahlen, noch weniger an Verzinsen, zu denken. Einen reichen Bischofsitz ließ sie einmal neunzehn Jahre unbesetzt, um so lange die Einkünfte desselben zu ziehen, und selten vergab sie eine gute Pfründe, ohne von den Einkünften derselben etwas abzuziehen. Ihre jährlichen Einkünfte betrugen etwa 500,000 Pfund, aber die Summe aller ihr bewilligten außerordentlichen Steuern mochte sich wol auf drei Millionen belaufen. Dafür waren aber die Niederländer und Heinrich IV. sehr tief in ihrer Schuld, und von dem Spanischen und Irländischen Krieg waren große Summen verschlungen worden.

---

6. William Shakspeare.

(geb. 1564, gest. 23. April 1616.)

Alle Vorstellungen von der zu Elisabeths Zeiten in England noch obwaltenden Sittenrohheit und geringen Bildung verschwinden durch die einzige Thatsache, daß während der Regierung dieser Königin der größte dramatische Dichter der neueren Zeit, William Shakspeare, lebte und

wirkte. Denn die Werke eines solchen Dichters können nicht außer Zusammenhang mit der Zeit seyn, sie sind unmittelbar für die Bühne und für ihre Bedürfnisse geschrieben, und setzen daher einen Hörerkreis voraus, der für ihre Schönheiten volle Empfänglichkeit hatte. Erwägt man dieses, und daß Shakspeare eben so aus der Zeit als für die Zeit schrieb; betrachtet man, welche Fülle von Verstand, Kraft, Lebenslust und Heiterkeit aus der ganzen Art des Daseyns hervorleuchtet, welches er schildert, so wird man vielmehr mit großer Achtung vor der Bildung und dem Geiste erfüllt werden, die zu Elisabeths Zeiten das Englische Volk durchdrungen hatten. In der Entwickelung von Kräften, die der Protestantismus hervorrief, als der Genius des Britischen Volkes sich freudig seiner Stärke bewußt ward, blieb auch die Poesie nicht zurück, und erschien — wie zu Athen, als die Nationalkraft ihren Gipfel erreicht hatte — in ihrer vollendetesten Gestalt, der dramatischen. Um die Mitte der Regierung Elisabeths trat die Englische Bühne raschen und starken Schritts aus den ersten noch unscheinbaren Anfängen hervor, erreichte eine Vollendung, wie sie kein anderes Europäisches Volk der neueren Zeit aufzuweisen hat, und nachdem sie ein Menschenalter etwa in dieser herrlichen Blüthe dagestanden hatte, fing sie zu sinken an. Eben so berührten sich in Athen der erste hohe Aufschwung, die Vollendung und der beginnende Verfall der dramatischen Poesie sehr nahe. Als Shakspeare auftrat, fand er die Bahn durch einige Dichter von Geist und Talent schon eröffnet; er erfand die Kunstform des Englischen Theaters nicht, er erweiterte sie nur zu dem reichen Rahmen, der die mannichfachsten Gebilde auf die freieste und natürlichste Art enthält, und der, wie jede

wahre Kunstform, mit der Wesenheit des Dargestellten auf das innigste verknüpft ist.

Von dem Leben dieses außerordentlichen Mannes ist sehr wenig mit Zuverlässigkeit bekannt *); späterhin ist es mit allerlei fabelhaften Umständen aufgestutzt worden. William Shakspeare ward zu Stratford am Avon in Warwicshire geboren. Nach beendigten Schuljahren scheint er in seiner Vaterstadt eine Zeitlang als Schreiber eines Advocaten gearbeitet zu haben. Aber obschon er keine Universität bezog, und sich die Gelehrsamkeit seiner Zeit nicht in ihrem ganzen Umfang zu eigen machte, so war ihm doch gelehrte Bildung keinesweges fremd, wie er sich ihrer denn für die Zwecke der Poesie auf sehr mannichfache Weise bedient hat. Er war noch nicht neunzehn Jahre alt, als er heirathete, und seine Frau war acht Jahre älter als er. Man weiß nicht, was diese für ein nördliches Klima ungewöhnlich frühe Verbindung veranlaßte. Vielleicht war es nothwendige Folge eines früheren Umgangs, vielleicht Wunsch der Aeltern Shakspeare's, durch Heirath mit einer wohlhabenden Frau seine Lage zu verbessern. Es kann aber ein durch den Abstand der Jahre erzeugtes Mißverhältniß zwischen den Ehegatten gar wol die Ursach gewesen seyn, warum Shakspeare wenige Jahre nachher seine Frau und drei Kinder

---

*) Man sehe Tieck über Shakspeare's Sonette in der Penelope für 1826, und dessen Vorrede zu Shakspeare's Vorschule Bd. I. Die Ausführung des dort Angedeuteten erwarten die Freunde der Poesie mit Verlangen in einem längst verheißenen Werke Tiecks, dieses durch Geistesverwandtschaft und tiefe Forschungen größten Shakspearekenners unserer Tage. Eines und das Andere in dem Obigen verdanke ich mündlichen Belehrungen unseres großen Dichters. L.

verließ, und sich allein nach London begab. Denn mit Gewißheit ist die Veranlassung zu diesem Schritte gleichfalls nicht anzugeben; was man gewöhnlich von einem Wilddiebstahl erzählt, der ihn dazu genöthigt haben soll, ist unbegründete Sage. In London war er vermuthlich anfänglich wieder Schreiber eines Advocaten, arbeitete aber sehr bald für die Bühne, bis er ihr sein Leben in doppelter Hinsicht, als Schauspieler und Dichter, widmete. Sein hoher Ruhm begann 1592 und im nächsten Jahre, wo Romeo und Julia und Richard II. auf der Bühne erschienen, und er sein treffliches erzählendes Gedicht, Venus und Adonis, bekannt machte. Seine Gedichte erwarben ihm Gönner unter den Vornehmsten und am Hofe, Elisabeth und ihr Nachfolger schätzten unsern Dichter hoch, mit dem Grafen Southampton, einem jungen, durch Schönheit und Liebreiz ausgezeichneten Manne, schloß er einen Bund inniger Freundschaft. Southampton war der vertrauteste Freund des Grafen Esser, und als Theilhaber seiner aufrührerischen Unternehmung in dessen Schicksal verwickelt; kaum kam er mit dem Leben davon. Shakspeare nahm den innigsten Antheil an dem Unglück seines Freundes; in diese Zeit fallen Hamlet (in seiner vollendeten Gestalt), Lear und Macbeth, jene gigantischen Werke, in denen ein von rauhen Stößen des Schicksals auf das empfindlichste berührtes Gemüth durchleuchtet. Shakspeare erlebte noch die Abnahme seines hohen Ruhmes durch die Bemühungen einer Gegenpartei, welcher er nicht gelehrt genug war, an deren Spitze Ben Jonson und Fletcher, zwei gleichfalls berühmte dramatische Dichter, standen. Während seiner theatralischen Laufbahn hatte er sich ein nicht unbeträchtliches Vermögen erworben; mit diesem zog er sich in den letzten Jahren

seines Lebens nach seinem Geburtsort zurück, und lebte dort in Ruhe bis an seinen Tod. Sein letztes Werk ist wahrscheinlich Cymbeline gewesen. Was die Poesie an Einfluß auf das menschliche Gemüth nur irgend vermag, zu befeuern, zu erheben, zu rühren, auf das gewaltigste zu erschüttern und wieder zu besänftigen, zu versöhnen, gelind zu schmeicheln und mit allem Zauber zu locken, die verborgenen Tiefen des menschlichen Herzens zu erschließen, die Wunder des Geistes und der Natur zu enthüllen, das Erhabenste nahe zu rücken und das Geringscheinende zu verklären — dies Alles hat dieser Riesengeist vermocht, wie je ein Sterblicher.

Der großen augenblicklichen Wirkung der Shakspeareschen Dramen auf die Zeitgenossen kam eine treffliche Schauspielkunst zu Hülfe, und diese wurde durch eine höchst zweckmäßige Einrichtung der Bühne unterstützt. Die Scene war durch eine angemessene Architektur verziert, die wirksam in das Spiel eingriff. Durch das Wegziehen von Vorhängen konnte dem Theater nach Belieben eine größere Tiefe gegeben werden, aber unsere Decorationen, welche den beabsichtigten Zweck der Täuschung nur sehr unvollkommen erreichen, und weit mehr stören und verwirren als fördern, hatte es nicht. Dafür nahm es die Phantasie der Zuschauer in Anspruch, welche diesem scheinbaren Mangel in der That auf das gründlichste abhilft.

7. Jakob I.

(1603 — 1625.)

Mit Elisabeth erlosch das Haus der Tudor auf dem Englischen Thron, und das der Stuarte folgte. Für das Haupt dieses Geschlechts, den König Jakob VI. von Schottland, sprachen das Erbrecht und der Wille der verstorbenen Königin, und kein Engländer erhob seine Stimme zu Gunsten eines andern Thronbewerbers. So kamen die beiden Nachbarreiche, England und Schottland, unter die Herrschaft Eines Monarchen, behielten aber noch lange eine völlig abgesonderte Verfassung. Die Engländer sahen ihrem neuen Könige mit Vertrauen und Hoffnung entgegen, aber Jakobs Erscheinung und Betragen verscheuchten diese günstige Stimmung bald. Sein Aeußeres konnte weder Furcht noch Liebe erwecken, seine Gestalt war unmännlich, seine Haltung von Würde und Anmuth entblößt. Auf seiner Reise von Edinburg nach London strömte das Volk von allen Seiten herbei, seinen Herrscher jubelnd zu empfangen, aber Jakob — mag es nun aus Furchtsamkeit oder aus übler Laune, ja mag es selbst aus einer gutgemeinten Schonung geschehen seyn — ließ dies ausdrücklich untersagen, und verstimmte dadurch die Gemüther. Die Engländer dachten an Elisabeths alle Herzen gewinnende Herablassung und Freundlichkeit bei solchen Gelegenheiten, und weissagten sich schon aus diesem ersten Zuge eine traurige Regierung.

Das wurde sie auch in der That. Jakob I. (so heißt er als König von England) lernte sein Volk nie kennen und regieren. Gleich im Anfange ging er mit der Ausspendung von Ehrenstellen so verschwenderisch um, daß

er allein die Ritterwürde innerhalb der ersten sechs Wochen an zweihundert sieben und dreißig Personen vertheilte; eine unverzeihliche Unklugheit, indem er dadurch seine Gunstbezeugungen so gemein machte, daß kein irgend ausgezeichneter Mann sich dadurch geehrt fühlen konnte. Ein an die Paulskirche gehefteter satirischer Anschlag bot Unterricht in der Kunst an, die Namen des neuen Adels im Gedächtniß zu behalten. Nicht weniger mißfiel, daß er seine mitgebrachten Schottischen Höflinge mit Würden und Ehren überhäufte. Ueberhaupt regierte er nur nach den Eingebungen seiner Neigungen und Launen. Er war nicht ohne Talente und Fähigkeiten, aber ohne allen Seelenadel und keiner Geisteserhebung fähig. Darum blieb auch seine Bücherweisheit eine ganz unfruchtbare. Er war nämlich gelehrt und selbst Schriftsteller, und that sich auf seine, nach seiner Meinung unvergleichliche, Kenntniß der Lateinischen Sprache nicht wenig zu Gute. Um diese recht zur Schau zu tragen, sprach er nicht bloß mit Gesandten gern Latein, sondern unterrichtete auch seine Lieblinge darin; ja er wurde jedesmal guter Laune, wenn man in seiner Gegenwart Fehler gegen die Lateinische Grammatik machte und ihm dadurch Gelegenheit gab, sie zu verbessern. Diesen wunderlichen Pedantismus trug er auch auf die Regierung und die Geschäfte über. Nicht zufrieden damit, die Widerstrebenden, wie Elisabeth, in der Stille zu unterdrücken, wollte er noch öffentlich sein Recht, die Engländer unumschränkt zu beherrschen, anerkannt wissen, und doch gebrach ihm zu einer solchen Herrschaft die Klugheit und die Kraft. Vielleicht schwebte ihm das Beispiel Heinrichs VIII. vor, allein dann bedachte er nicht, daß ihm Heinrichs Zuversicht und persönliches Ansehn fehlten, und daß zu den Zeiten dieses Königs der Untersu-

chungsgeist des Volks noch bei weitem nicht so rege gewesen war, als jetzt, besonders bei den Puritanern, die kein Bedenken trugen, neben den theologischen Disputationen auch die Frage, wie weit sich die Gränzen der Königsgewalt erstreckten, zur Sprache zu bringen.

Die Katholiken hatten sich anfangs große Erwartungen von diesem Könige gemacht, dessen Mutter sie als eine Märtyrerin für ihren Glauben verehrten, gewahrten aber bald mit Schrecken, daß Jakob die unter Elisabeth wider sie erlassenen Strafgesetze mit großer Strenge vollziehen ließ. Dies erbitterte Einige unter ihnen dermaßen, daß sie einen gräßlichen Plan faßten, der unter dem Namen der Pulververschwörung bekannt ist. Der Zweck dieser Verschwörung war, den König und das ganze Parlament durch Pulver in die Luft zu sprengen, und dann die katholische Religion zur herrschenden zu machen. In dieser Absicht mietheten die Verschwornen ein angränzendes Haus, um aus den Kellern desselben unter dem Parlamentshause Minen anlegen zu können. Nach einiger Zeit machten sie die Entdeckung, daß diese ganze Arbeit überflüssig sey, indem ein gewölbter Keller unter dem Parlamentshause selbst vermiethet wurde. Sie nahmen ihn sofort in Beschlag und brachten allmälig sechs und dreißig Tonnen Schießpulver, die in Holland gekauft waren, hinein, und bedeckten sie mit Reisholz. Der zur Ausführung des ungeheuren Frevels bestimmte Tag war der 5. November 1605, an welchem das Parlament sich versammeln sollte. Zehn Tage vorher empfing Lord Monteagle, ein katholisches Parlamentsglied, einen Brief von unbekannter Hand, folgenden Inhalts: „Mylord, aus Liebe für Sie bin ich für Ihre Erhaltung besorgt. Ich rathe Ihnen, wenn Sie Ihr Leben lieben, erscheinen Sie

nicht bei diesem Parlamente. Gott und Menschen haben sich vereinigt, die Bosheit dieser Zeit zu strafen. Verachten Sie diese Warnung nicht; ich sage Ihnen, dieses Parlament wird einen schrecklichen Streich empfangen, und doch nicht sehen, von wannen er kommt. Die Gefahr wird so geschwind vorüber seyn, als Sie diesen Brief verbrennen."

Der Lord, obgleich Katholik, liebte doch das allgemeine Beste viel zu sehr, um sein Geheimniß zu verschweigen. Er gab den Brief dem Staatssecretair, und dieser legte ihn dem Könige vor. Jakob (oder einer seiner Vertrauten) rieth aus den letzten Worten desselben auf eine Pulvermine, und ließ in der Nacht vor dem Versammlungstage die Keller des Parlamentshauses untersuchen, in welchen man die Pulvertonnen fand. Zugleich ward ein Officier, Namens Fawkes, der die Mine anzünden sollte, mit brennenden Lunten dabei ergriffen. Seine Mitverschwornen wurden mit ihrer eigenen Münze bezahlt. Sie flohen nach Staffordshire, und verrammelten sich daselbst, achtzig an der Zahl, in einem Hause, aus dem sie auf ihre Verfolger schossen; aber ein Funke fiel durch Zufall in ihren eigenen Pulvervorrath, und so wurden sie entweder getödtet oder mußten sich ergeben. Die Gefangenen wurden hingerichtet, und mit ihnen einige Jesuiten, die von dem Anschlage Kunde gehabt hatten.

Die Nation genoß unter Jakobs Herrschaft der Ruhe, und die Künste des Friedens gediehen, aber der König verscherzte das Vertrauen und die Achtung des Volkes immer mehr. Unwürdige Günstlinge, die er mit Würden und Reichthümern überhäufte, beherrschten ihn, und lenkten die Angelegenheiten der drei Reiche nach Gefal-

len. Die auswärtige Politik seiner Regierung war eben so wenig den Wünschen der Nation angemessen. Anstatt daß seine Vorgängerin das Spanisch-Oesterreichische Haus bekämpft hatte, buhlte er um die Freundschaft desselben und bemühete sich fünf Jahre lang um eine Infantin für seinen Sohn. Darüber spielte er auch bei dem unglücklichen Schicksale, welches seinen Schwiegersohn, den Kurfürsten Friedrich V. von der Pfalz, traf, eine klägliche Rolle, wie wir im folgenden Zeitraume hören werden.

VII.

Die Niederländer.

---

1. Die Niederlande unter Spanischer Herrschaft.

Aus der Geschichte des Mittelalters wissen wir, daß der größte Theil der Niederländischen Provinzen, welche in unseren Tagen nach langer Trennung wieder zu Einem Reiche vereinigt worden sind, im funfzehnten Jahrhundert an das Neuburgundische Haus gekommen war, und daß die berühmte Macht des letzten Herzogs aus diesem Hause, Karls des Kühnen, in dem blühenden Zustande dieser Provinzen ihre vorzüglichste Grundlage hatte (Th. VI. S. 234.). Die Lage derselben an der Nordsee und mehreren großen Flüssen, recht in der Mitte zwischen England, Frankreich und Deutschland, die große Volksmenge und die natürliche Liebe zur Thätigkeit, die man noch jetzt dort antrifft, hatten große Städte, blühende Manufacturen und einen höchst ausgebreiteten Handel er-

zeugt. In manchen großen Manufacturstädten war die Betriebsamkeit so außerordentlich, daß man Abends um sechs Uhr, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, mit der Glocke den Ältern ein Zeichen gab, ihre Kinder von der Straße zu nehmen, damit sie nicht von dem stürmenden Gedränge zertreten würden. Alle Englische Wolle wurde damals in den Niederlanden verarbeitet, und bald fanden die Schiffe dieses Volkes den Weg in ferne Meere.

Durch Maria's, der Tochter Karls des Kühnen, Verheirathung mit dem nachmaligen Kaiser Maximilian (Th. VI. S. 257.) kamen die Niederlande an das Haus Österreich, und nachdem Karl V., Mariens Enkel, König von Spanien und Römischer Kaiser geworden war, konnten sie in den politischen Interessen dieses ihres Herrschers nur eine Nebenrolle spielen. Ihre Reichthümer kamen dem Kaiser indeß wohl zu Statten; er erhob viele Millionen von ihnen, die in seinen unaufhörlichen Kriegen schnell zerrannen. Dies hätten die Provinzen indeß gern ertragen, wenn sie nicht den Kaiser so manchen Schritt gegen ihre vielfachen Freiheiten, welche freilich den Fürsten dieser Länder ungemein beschränkten, hätten thun sehen. Sie mußten sich stehende Kriegsvölker gefallen lassen, die sie als Werkzeuge der Willkür verabscheuten. Noch härter fiel ihnen der Gewissenszwang, den Karl für nöthig hielt.

Leichter nämlich, als irgendwo außer Deutschland, hatte die Reformation in den Niederlanden Eingang gefunden, wo sie noch durch religiöse Schauspiele, die auf die Verspottung des Pfaffenthums abzweckten, befördert wurde. Die Menschen, welche diese Schauspiele aufführten, nannte man Rederyker (Rhetoriker). Ein solcher war eine Zeitlang jener berüchtigte Johann von Leyden

gewesen, und zwar hatte er immer Könige vorgestellt, wodurch er sich vermuthlich die äußerliche Würde im Betragen erworben hatte, die späterhin die Wiedertäufer an ihm bewunderten. Der Kaiser erließ Befehle, welche die schwersten Strafen an Leib und Leben über die Ketzer verhängten, ohne daß die blutigen Verfolgungen der Ausbreitung der reformirten Lehre Einhalt thun konnten. Als er endlich gar die Inquisition in den Provinzen einführen wollte, fand er Widerstand. Schon das Gerücht von dieser Verordnung brachte in Antwerpen Handel und Gewerbe fast zu einem gänzlichen Stillstande. Die Obrigkeit dieser Stadt weigerte sich, den Befehl förmlich bekannt zu machen, und that so nachdrückliche Vorstellungen über den Schaden, der dem Lande daraus erwüchse, daß der Kaiser wenigstens den Namen der Inquisition aus der Verordnung streichen ließ.

Trotz dieser Gründe zum Mißvergnügen bestand doch zwischen Karl und seinen Niederländischen Unterthanen ein sehr gutes Verhältniß. Er war unter ihnen geboren; er liebte das Volk und seine Sitten, und entzückte es durch seine Freundlichkeit, Ungezwungenheit und Vertraulichkeit, während es durch den Ernst und die stolze Zurückhaltung der Spanier abgeschreckt und beleidigt ward. Karl zog die Niederländer überall hervor, er vertraute ihnen die wichtigsten Stellen, wie Adrian VI., Chivres und Lannoy beweisen, und das ganze Volk fand sich in seinen Landsleuten geschmeichelt. Kurz, das Volk liebte den Kaiser, und hielt ihm dieses persönlichen Verhältnisses wegen selbst in seinem empfindlichsten Puncte, der Unantastbarkeit seiner bürgerlichen Freiheiten, Manches zu Gute.

Ganz anders als Karl dachte und verfuhr sein Sohn

und Nachfolger Philipp II. Er zeigte den Niederländern keine von allen den Eigenschaften, die sie an seinen Vater gefesselt hatten. Sein Spanischer Stolz, seine steife Förmlichkeit, seine Unzugänglichkeit schreckte sie zurück. Von seinem despotischen Sinne glaubten sie Alles für ihre Verfassung fürchten zu müssen, und wirklich wurde diese von Philipp schon dadurch verletzt, daß er mehrere der bedeutendsten Stellen mit Spaniern besetzte. Wir wissen, daß er in Glaubenssachen viel einseitiger dachte als sein Vater, und daß er die Ausrottung der Ketzerei für eine Regierungspflicht hielt, die mit der größten Strenge durchgesetzt werden müsse. Die bestehenden Verordnungen, so hart sie auch waren, genügten ihm nicht; er setzte ein Ketzergericht nieder, dem nichts fehlte, als der Name, um völlige Inquisition zu seyn. Nachdem er drei Jahre in den Niederlanden verweilt hatte, verließ er sie (1559). Vor seiner Abreise setzte er seine Halbschwester, Margarete von Parma, Karls V. natürliche Tochter, eine Frau von männlichem Geiste, zur Statthalterin ein. Ihr zugeordnet ward ein Staatsrath, der aus den reichsten und vornehmsten Gliedern des Niederländischen Adels, aber auch aus mehreren Spaniern bestand. Der gefährlichste unter diesen war Philipps gewiegter Minister, Granvella, Bischof von Arras, der das Interesse seiner Religion auf das eifrigste verfocht. Zur Unterstützung dieses Regiments blieben die Spanischen Besatzungen in den Städten, obschon Philipp bei seiner Abreise den Ständen versprochen hatte, sie binnen vier Monaten herauszuziehen, und zur Befestigung des katholischen Glaubens wurden zu den vier Bisthümern, die im Gebiete der Provinzen lagen, noch vierzehn neue auf einmal errichtet, über welche alle Granvella das Primat

sammt dem Cardinalshut vom Papste erhielt. Das Volk murrte laut, und die drei vornehmsten Glieder des Adels, der Prinz Wilhelm von Nassau-Oranien und die Grafen von Egmont und Hoorne, die jedoch noch besondern Grund zum Unwillen gegen Granvella hatten, weil er ihren Zwecken immer in den Weg trat, kamen nicht mehr in den Staatsrath. Sie wollten dort, schrieben sie der Regentin, nicht länger einen Schatten vorstellen. Margarete, theils wegen der Folgen besorgt, theils selber auf Granvella's Ansehn eifersüchtig, bat den König, ihn zu entfernen, und nach manchem Widerspruch geschah dies auch (13. März 1564). Aber seine Ansichten waren deswegen aus dem Rathe der Regentin nicht verschwunden; sie blieben in einer Partei zurück, welcher man deswegen den Namen der Cardinalisten gab. Auch die Ketzergerichte blieben nach wie vor, und der König verlangte die Einführung der Schlüsse des eben damals geendigten Tridentinischen Conciliums. Dieses reizte die Widersetzlichkeit nur in noch höherm Grade, der Zustand des Landes wurde bedrohlich; daher die Regentin auf den Rath des Prinzen von Oranien den Grafen von Egmont nach Spanien sandte, um beim Könige die Aufhebung oder Milderung der Strafbefehle zu bewirken. Philipps Antwort war: er wolle lieber tausendmal sterben, als die geringste Veränderung in der Religion gestatten. Ein wiederholter scharfer Befehl, die Tridentinischen Schlüsse einzuführen, und die fortdauernden Ketzerverbrennungen brachten das lange unter der Asche glimmende Feuer zum Ausbruch.

2. Der Aufstand wider die Spanische Regierung.

(1565 — 1609.)

Im November 1565 verbanden sich die entschlossensten Glieder des Niederländischen Adels mit einem feierlichen Eide schriftlich, sich mit aller ihrer Macht der Inquisition zu widersetzen, und in einer Verfolgung wegen der Religion einander brüderlich beizustehen. Dieses Bündniß, damals gewöhnlich das Compromiß genannt, erregte eine große Bewegung der Gemüther. Im April 1566, als die Statthalterin eine Versammlung des ganzen Staatsraths berufen hatte, zogen die Verbündeten, mehrere hundert an der Zahl, zu Pferde in Brüssel ein, und gingen in einem feierlichen Aufzuge gliederweise nach Hofe, Heinrich von Brederode, ein Sprößling der alten Grafen von Holland, an ihrer Spitze. Ehrfurchtsvoll überreichten sie eine Bittschrift wegen der Religionsfreiheit, und bekamen eine zweideutige Antwort. Die Statthalterin war betroffen, aber der Herr von Barlaimont, einer ihrer Räthe, sagte ihr auf Französisch, sie dürfe sich vor diesem Haufen von Bettlern (gueux) gar nicht fürchten. Um diese Schimpfrede zu adeln, nannten sich die Verbündeten von nun an selbst Gueux oder Geusen, und trugen als Ehrenzeichen am Halse eine Schaumünze mit dem Bilde des Königs und der Umschrift: Getreu bis zum Bettelsacke. Diesem Gelübde gemäß verfuhren sie bei allen ferneren Schritten mit der größten Bescheidenheit, so daß es einzig des Königs Schuld war, als er in der Folge durch seine hartnäckige Unbiegsamkeit die Herzen seiner treuen Niederländer verlor. Die Reformation griff unterdessen so mächtig um sich, daß die Obrigkeit ihr keinen

Einhalt mehr thun konnte. Die fremden Prediger verſammelten auf den Plätzen, in den Straßen, ja vor den Thoren auf freiem Felde, einen großen Kreis von Zuhörern um ſich, und lehrten mit Eifer und Begeiſterung die Gleichheit der Menſchen vor Gott, und die Schriftwidrigkeit der päpſtlichen Geſetze. Jede ſolcher Feldpredigten erwarb der neuen Lehre neue Anhänger, und wie das aufgeregte Volk keine Mäßigung kennt, ſo ſchritt es auch hier ſogleich zu den ausſchweifendſten Handlungen. Mit Prügeln, Beilen und Äxten bewaffnet zogen ſie aus, dem katholiſchen Gottesdienſt ein Ende zu machen. Zuerſt fielen ſie über die Kreuze und Bilder an der Landſtraße her, dann kamen ſie in die Dörfer, und zuletzt in die Städte. Capellen, Klöſter und Kirchen wurden mit Gewalt geöffnet, Bildſäulen, Gemälde, Bücher, Altäre und Kirchengeräthe wüthend zertrümmert, ja ſelbſt Grabmäler wurden erbrochen und die Todten herausgeſchleppt. In drei Tagen zählte man vierhundert verwüſtete Kirchen.

Die Calviniſten in Antwerpen glaubten den König bei ſeiner ſchwachen Seite zu faſſen, wenn ſie ſeine Habſucht befriedigten. Sie boten ihm daher dreißig Tonnen Goldes für die Religionsfreiheit an. Aber dies Anerbieten wie jene Verwegenheit reizten gleich heftig ſeinen Zorn, und die Statthalterin erhielt den Auftrag, Truppen zu werben. Mit dieſen wurden einige rebelliſche Städte ſchnell überfallen und zum Gehorſam gebracht, und die Geuſen, die, wie in Deutſchland die Schmalkaldiſchen Fürſten, aus angeerbter Scheu vor der Majeſtät nicht Gewalt zu brauchen wagten, ſo lange noch ein friedliches Mittel übrig ſchien, zerſtreuten ſich vor der Hand; der Prinz von Oranien und ſein Bruder gingen auf ihre Güter, und Heinrich von Brederode entfloh nach Deutſchland.

Willig ließen sich die größeren Städte mit drückenden Besatzungen belegen, und Niemand regte sich, als die Bilderstürmer zur Strafe gezogen wurden.

Um noch nachdrücklicher zu verfahren, erhielt der durch seine Grausamkeit und seinen Ketzerhaß berüchtigte Herzog von Alba, einer der vorzüglichsten Feldherren seiner Zeit, den Auftrag, ein Kriegsheer von Spaniern und Italienern in die Niederlande zu führen. Auf das bloße Gerücht von dieser Verfügung verließen schon viele Kaufleute und Handwerker die Provinzen und wandten ihre Betriebsamkeit und ihr Vermögen anderen Ländern zu. Im August 1567 erschien der furchtbare Rächer. Er hatte nicht bloß den Auftrag, künftigen Unruhen vorzubauen, sondern auch die vorigen zu untersuchen und zu bestrafen, nebst vielen geheimen Befehlen, die ihm eine solche Gewalt gaben, daß die Statthalterin, die sich durch ihn ganz verdunkelt sah, ihre Entlassung begehrte, nach deren Empfang Alba völlig in ihre Stelle rückte. Ihr Andenken blieb bei dem Volke in Ehren.

Von nun an hörte und sah man unaufhörlich Gewaltthätigkeiten. Die beiden Grafen Egmont und Hoorne, welche Alba unter dem Scheine, mit ihnen und anderen Großen Rath zu halten, zu sich berufen hatte, wurden ins Gefängniß geworfen. In allen großen Städten wurden Schlösser auf der Bürger eigene Kosten gebaut, um diese Städte besser zu zwingen, und endlich ward ein Blutrath eingerichtet, an dessen Spitze Alba selber stand, und dessen Beisitzer ihm möglichst ähnlich waren. Einer derselben, Johann de Vargas, des Herzogs Liebling, that den Ausspruch, daß die Niederländer alle den Galgen verdient hätten. Die Vorladungen nahmen nun ihren Anfang. Wer nicht erschien, verlor seine

Güter. Alle Tage sah man Menschen verbrennen, hängen, viertheilen, köpfen. Am ersten Juni 1568 wurden zwei und zwanzig Edelleute hingerichtet. Die abwesenden Häupter der Geusen, auch der Prinz von Oranien, wurden für Majestätsverbrecher erklärt, und die Grafen von Egmont und Hoorne, die bis dahin in der Citadelle von Gent gefangen gesessen hatten, öffentlich auf dem Markte zu Brüssel enthauptet (6. Jun. 1568). Diese Abscheulichkeiten machten, daß mehr als hunderttausend treffliche Arbeiter und Kaufleute auswanderten, und daß die Zurückbleibenden dem Prinzen von Oranien, der nach Deutschland geflüchtet war, allen Vorschub thaten. Er kam auch wirklich mit einem Heere nach Brabant, konnte sich aber gegen Alba's geübte Truppen nicht halten, und mußte gegen den Winter bis nach Strasburg zurückgehen. Die Niederländer seufzten, aber Alba erhielt als der Vertheidiger der Römischen Kirche vom Papste Pius V. einen geweihten Hut und Degen, und ließ sich als den Überwinder des Adels und des Volks in Erz abbilden, wie er auf zwei Menschen mit den Füßen tritt, mit einer höchst prahlerischen Inschrift *).

Philipps unaufhörliche Kriege kosteten unermeßliche Summen; er konnte Alba nicht mit so vielem Gelde unterstützen, als dieser bedurfte, daher ward beschlossen, es von den Niederländern selbst zu heben. Alba verlangte, außer dem hundertsten Pfennig vom ganzen Vermögen einmal, den zwanzigsten von den unbeweglichen und den zehnten von den beweglichen Gütern, so oft sie verkauft

---

*) Thuanus erzählt, daß der Stolz, welchen Alba hierdurch an den Tag legte, selbst Philipp beleidigt habe, und für diesen ein Grund gewesen sey, ihm bald einen Nachfolger zu setzen. Requesens ließ dieses Denkmal auch wegnehmen.

würden. Eine höchst drückende Steuer, nach Art der in Spanien eingeführten Alcavala (Th. VI. S. 371.), die ihrer Natur nach auf Handel und Wandel überaus nachtheilig und zerstörend wirken muß. Und diese sollte jetzt von einem Volke gezahlt werden, dessen Flor vom freien Betriebe eines ausgebreiteten Handels entsprang, und welches nie gewohnt gewesen war, andere Steuern aufzubringen, als die es selbst bewilligt hatte. Alba's Forderungen erregten daher den größten und allgemeinsten Unwillen. Was so viele Hinrichtungen und Verfolgungen nicht vermocht hatten, zu einem ernsten Widerstande aufzurufen, das geschah durch einen Angriff auf das Privateigenthum. Denn dieser bewirkte eine viel größere Einmüthigkeit, weil er Alle traf *), während die Blutgerichte immer nur Einzelne vernichteten. Nach langen Unterhandlungen mit den Ständen wollte Alba endlich durchgreifen, und befahl im Frühling 1572 dem Stadtrath zu Brüssel, den zehnten Pfennig heben zu lassen. Sogleich schlossen die Krämer, Fischer, Bäcker und Brauer ihre Läden. Alba drohete, die Widerspenstigen vor ihren Häusern aufhängen zu lassen, und machte schon alle Anstalten dazu, als die Nachricht von glücklichen Unternehmungen der Wassergeusen im Norden ihn auf andere Gedanken brachte. Wassergeusen oder Meergeusen nannte man nämlich die durch Alba's Tyrannei vertriebenen Niederländer, die, ohne einen festen Wohnsitz zu haben, die Meere befuhren, und als Freibeuter den Spaniern vielen Schaden thaten. Auf die nachdrücklichsten Vorstellungen Alba's hatte ihnen Elisabeth endlich ihre Häfen verschlos-

*) Jam ira oppressis armorum libidinem suggerens documento erat, nullam esse tam firmam concordiam, quam quae privatae rei vinculo continetur. Grotius.

sen, und durch die Noth gedrängt, bemächtigten sie sich nun der Stadt Briel, auf welcher sie sich festsetzten. Vergeblich versuchten die Spanier, sie wieder daraus zu vertreiben; vielmehr gelang es den Geusen, von dem Prinzen von Oranien geleitet, den sie als ihr Haupt betrachteten, ihre Macht immer weiter auszubreiten; in Kurzem gingen die meisten Städte in Holland und Seeland und viele Plätze in Geldern, Oberyssel und Friesland zu ihnen über. Der Hauptgrund dieses schnellen Abfalls war der zehnte Pfennig; die Befehlshaber des Prinzen von Oranien versicherten, daß sie gekommen wären, das Land von dieser drückenden Abgabe zu befreien. Der Graf Ludwig von Nassau, ein Bruder des Prinzen Wilhelm, beschäftigte zugleich die Spanier in Hennegau, und da Alba die Behauptung dieser Provinz und ihrer Festungen für das Wichtigste hielt, um gegen Frankreich gesichert zu seyn, so hatten die Mißvergnügten im Norden um so freiern Spielraum. Der Adel und die Städte, die es mit dem Prinzen hielten, kamen nun am 15. August in Dordrecht zusammen, und hier ward der erste Grund zu dem Staate der Vereinigten Niederlande gelegt. Der Prinz ward für den rechtmäßigen königlichen Statthalter in Holland, Seeland und Utrecht erkannt; späterhin kam er selbst nach Holland. Manche von den übergetretenen Städten gingen indeß wieder an die Spanier verloren, wobei die letzteren furchtbare Grausamkeiten verübten. Dieses Kriegsglück benutzte Alba, und bat um seine Entlassung, um noch mit Ruhm von dem Schauplatze abzutreten, da er wußte, daß Philipp, der endlich selbst eingesehen, daß die Härte Alba's und sein strenger Sinn die Niederlande der Spanischen Regierung nur noch mehr entfremdet hatten, ihn sonst abrufen würde.

Im Jahre 1573 verließ Alba die Niederlande, wo er während der sechs Jahre seiner Statthalterschaft an achtzehntausend Ketzer und Aufrührer durch des Henkers Hand aus der Welt geschafft hatte.

Sein Nachfolger war der bisherige Mailändische Statthalter, Don Luis de Requesens y Zuniga, der den Ruhm eines gleich geschickten Feldherrn und Staatsmannes hatte. Er, der die Verfahrungsart Alba's immer laut getadelt hatte, versuchte durch gütliche Unterhandlungen zu seinem Zweck zu kommen, aber nun, da es schon so weit gediehen war, gleichfalls ohne Erfolg. Die nördlichen Provinzen verbanden sich immer fester und unterstützten ihren Feldherrn, Wilhelm von Oranien, trefflich. Vergebens versuchten die Spanier, die verlornen Städte wiederzugewinnen; die Geusen vertheidigten sich eben so sinnreich als tapfer. Da letztere kein Mittel sahen, die von Requesens belagerte Stadt Leyden zu entsetzen, so schlug der Prinz vor, die Schleusen zu öffnen, die Dämme zu durchstechen und so die Spanier wegzuschwemmen. Es geschah. Die Seeländischen Schiffer, meistens zerschossene Krüppel, bestiegen ihre Kähne und ruderten über die überschwemmten Felder hin, indeß die Spanier eiligst die Flucht ergriffen, um nicht zu ertrinken (1574). Die brave Stadt hatte selbst durch den Hungertod von sechstausend armen Bürgern nicht zur Übergabe bewogen werden können. Aus Dankbarkeit boten ihr der Adel und die übrigen Holländischen Städte die Zollfreiheit auf einige Jahre, oder eine Universität an. Die Bürger wählten das letztere, und seit 1575 besteht dort diese durch treffliche Gelehrte hochberühmte Anstalt. Noch immer scheute man in Holland die revolutionären Formen so sehr, daß der Stiftungsbrief im Namen des

Königs von Spanien ausgefertigt wurde. Um eben die Zeit übertrugen die Stände von Holland und Seeland dem Prinzen von Oranien die Regierung während des Krieges förmlich. Im Herbste 1575, da Requesens den Krieg mit Eifer und Kraft fortsetzte, und die Verbündeten in größere Bedrängniß geriethen, that der Prinz den Vorschlag, sich der Spanischen Herrschaft ganz zu entziehen und bei einer andern Macht Schutz zu suchen. Seitdem überschwemmten Deutsche, Englische und Französische Völker die Niederlande, die dadurch allerdings unterstützt, aber auch nicht wenig ausgesogen wurden.

Im März 1576 starb der Statthalter Requesens. Hatte er auch nicht wie Alba durch das Schwert Viele hingerichtet, so hatte er doch durch Verbannungen das Land einer fast eben so großen Anzahl arbeitsamer Leute beraubt. Wie mußte der Wohlstand sinken, wenn nun auch noch die losgelassenen Spanischen Soldaten wütheten, um sich für das lange Ausbleiben des Soldes schadlos zu halten! Sie überfielen reiche Städte, wie Mastricht und Antwerpen, und plünderten sie unter den schrecklichsten Mißhandlungen der Einwohner rein aus. Einen Theil der letztern Stadt legten sie ganz in Asche (4. Nov. 1576), und die Summe der daraus geraubten Güter rechnete man auf vier Millionen. Diese schreckliche Begebenheit beförderte einen schon betriebenen Friedensschluß zwischen Holland und Seeland auf der einen und den meisten übrigen Provinzen auf der andern Seite. Er führt den Namen der Pacification von Gent. Die Staaten verpflichteten sich darin, gemeinschaftlich die Spanischen Truppen aus dem Lande zu vertreiben, und bis zu einer allgemeinen Übereinkunft die Strafbefehle wegen der Religion unvollstreckt zu lassen.

Jetzt wankte die Spanische Herrschaft in den Niederlanden mehr als je. Mit bösen Ahnungen zog am 4. November 1576, am Tage der Plünderung von Antwerpen, der neue Statthalter Don Johann von Österreich, Philipps natürlicher Bruder (Th. VII. S. 160), in Luxemburg ein. Beschränkt durch das Mißtrauen des Königs, und durch unaufhörlichen Geldmangel, mußte er schon mit den Provinzen unterhandeln, und durch einen Vergleich, der dem seiner Dauer wenig entsprechenden Namen des ewigen Edicts führt, die Genter Pacification bestätigen. Selbst die mit einem zehnjährigen Raube beladenen Spanischen Soldaten mußte er nach Hause schicken, ehe er als Statthalter seinen Einzug in Brüssel halten konnte. Und dennoch ward er von den Staaten von Holland und Seeland nicht anerkannt. Bald wurden die Aussichten wieder kriegerisch, und die Staaten sahen sich aufs Neue nach fremdem Beistande um. Einige, die dem Prinzen von Oranien die allzuhohe Macht mißgönnten, sandten heimlich nach Wien, und baten sich den Österreichischen Erzherzog Matthias zum Statthalter aus. Seine Ankunft erregte bei den Übrigen, die von dem Handel nichts wußten, großes Mißvergnügen; da man ihn indessen, als des Kaisers Bruder, nicht wieder zurückzuschicken wagte, so schlug Oranien vor, ihn zum allgemeinen Statthalter zu ernennen, und Don Juan abzusetzen, übrigens aber sich nicht an ihn zu kehren. Im August 1578 kam auch der Herzog Franz Hercules von Anjou, Katharinens von Medici jüngster Sohn, mit einem Französischen Heere den Staaten zu Hülfe. Auch Elisabeth sandte kleine Truppenabtheilungen herüber. Die Unruhen gährten immer brausender durch die Provinzen, als Don Johann von Österreich starb (1. Oct. 1578).

Auf seinen Vorschlag ward der Prinz und nachherige regierende Herzog Alexander Farnese von Parma sein Nachfolger, ein kluger und thätiger Fürst, und besonders als trefflicher Feldherr berühmt. Nur ein solcher Mann konnte den Abfall der sämmtlichen Niederlande verhindern. Er bediente sich dabei sehr listig der inneren Zwistigkeiten, die unter den Bundesgenossen selbst ausgebrochen waren. Theils beneideten die verschiedenen fremden und einheimischen Befehlshaber einander um ihr Ansehn, theils diente die Religion zum Zankapfel. Noch jetzt wäre es dem Könige von Spanien leicht gewesen, sie wieder zum Gehorsam zu bringen, hätte er seinem Statthalter mehr Nachdruck geben können, und alle Religionsrücksichten beseitigen wollen. Wirklich traten einige Große, die an dem Aufstande Antheil genommen hatten, des langen Haders müde, freiwillig wieder zum Könige über. Der Erzherzog Matthias kehrte schon 1581 nach Wien, und der Herzog von Anjou 1583 nach Frankreich zurück. Doch war während aller dieser Uneinigkeiten die eigentliche Verbindung der nachher so genannten Vereinigten Niederlande zu Utrecht 1579 geschlossen worden. Sie bestand aus den Provinzen Holland, Seeland, Utrecht, Geldern (nebst Zütphen), Oberyssel, Gröningen und Friesland. Erst zwei Jahre nachher ward dem Könige von Spanien der Gehorsam förmlich aufgekündigt.

Der Herzog von Parma führte indessen den Krieg mit dem größten Nachdruck fort. Um die Abgefallenen ihres trefflichen Hauptes, des Prinzen von Oranien, zu berauben, erklärte Philipp denselben für einen Rebellen und Majestätsverbrecher, und setzte einen Preis von fünf und zwanzigtausend Kronen und den Adel darauf, wenn ihn Jemand lebendig oder todt liefern würde. Der Erste,

der sich diesen Preis zu verdienen eilte, war ein Biscayer, Johann Jauregui, dessen Vermögen durch Unglück im Handel zerrüttet worden war. Er offenbarte sein Vorhaben einem Dominicaner in der Beichte, und empfing die Lossprechung und das Abendmahl von ihm. Hierdurch gestärkt, ging er am 18. März 1582 nach dem Schlosse zu Antwerpen, wo der Prinz wohnte, überreichte ihm in Gegenwart mehrerer Edelleute eine Bittschrift, und drückte, während er sie las, eine Pistole auf ihn ab. Der Schuß streifte den Hals, und der Prinz fiel in Ohnmacht. Der Mörder war in der ersten Hitze von den Umstehenden getödtet worden, und noch nachher wurde sein Leichnam von Pferden zerrissen.

Verschiedene andere Versuche, den Prinzen zu ermorden, mißlangen gleichfalls. Endlich übernahm es ein Franzose, der sich Franz Guion nannte, mit besserm Erfolge. Er empfahl sich dem Prinzen durch seine verstellte Ergebenheit und durch seinen Eifer für die reformirte Religion, und ward von ihm zu verschiedenen geheimen Geschäften gebraucht. Für das Geld, das ihm der Prinz geschenkt hatte, kaufte er sich ein Paar Pistolen, die er, jede mit drei Kugeln geladen, zu sich steckte (10. Juli 1584). Er stellte sich vor die Thür des fürstlichen Speisesaales (es war zu Delft), während der Prinz zu Tische saß, und schoß ihm, eben da er nach der Mahlzeit heraustrat, so geschickt mitten durch den Leib, daß er auf der Stelle todt niederfiel. Er war zwei und funfzig Jahre alt geworden. Der Mörder ward auf der Flucht ergriffen, und gestand im peinlichen Verhör, daß er aus der Grafschaft Burgund gebürtig sey, und eigentlich Balthasar Gerhard heiße, daß er den Mordanschlag gegen den Prinzen schon lange gehegt, und bloß deswegen nach

Holland gekommen sey. Auch er hatte nicht nur von einem Franciscaner zu Tournay die Lossprechung für seine That im voraus erhalten, sondern er war sogar von einem Jesuiten recht eigentlich zuerst dazu beredet worden, der ihm die Versicherung gegeben hatte, daß er sich durch die Ermordung dieses Rebellen und Ketzerhauptes die Märtyrerkrone und hohe Ehre im Himmelreich verdienen werde. Ja er hatte dem Herzoge von Parma selbst sein Vorhaben eröffnet, und nicht bloß dessen Beifall, sondern auch das Versprechen der auf die That gesetzten Belohnung erhalten. Aber beides half ihm jetzt nichts, da er noch im Gebiete der Vereinigten Staaten ergriffen worden war. Seine Strafe war, dem Geiste der Zeit gemäß, entsetzlich. Außer ihm waren noch vier andere Bösewichter in Delft mit demselben Anschlage gegen den Prinzen umgegangen.

Der Verlust dieses trefflichen Fürsten war gleichwohl nicht unersetzlich. Außer einem in Spanischer Gefangenschaft schmachtenden Sohne hinterließ er noch zwei andere, die seines Namens vollkommen würdig waren. Der älteste von diesen, Moritz von Oranien, der sich bisher auf der Universität zu Leyden mit den Wissenschaften beschäftigt hatte, zeigte, obgleich kaum siebzehn Jahre alt, einen so reifen und zu Geschäften tüchtigen Verstand, daß ihm die Staaten unbedenklich die Würde seines Vaters übertrugen. Indessen dauerte das Kriegsglück des Herzogs von Parma fort, und 1585 fiel auch Antwerpen nach langer Belagerung in seine Hände. Die Belagerten hatten sich muthig vertheidigt, bis der Herzog von Parma durch eine Schiffbrücke ihnen die Zufuhr sperrte. Ein Italienischer Baumeister, Gianibelli, ließ zwar zwei mit besonderer Kunst verfertigte Brander auf

die Brücke losgehen, von denen der eine auch einen Theil derselben zerstörte und achthundert Spanier tödtete; aber von dieser Wirkung kam nur unvollständige Kunde in die Stadt, so daß man dort nicht so schnelle Vorkehrungen traf, als nöthig gewesen wären, die Brücke vollends zu zerstören. Antwerpen mußte sich einige Monate nachher ergeben, und weil die Niederländer nun immer mehr in Sorge geriethen, so boten sie ihr Land dem Könige Heinrich III. von Frankreich an. Aber dieser fürchtete, daß die Gewalt der Ligue nur noch mehr wachsen möchte, wenn Spanien sie nun nicht mehr heimlich, sondern öffentlich unterstützen würde, und war überhaupt im Innern seines Reiches viel zu beschäftigt und bedrängt, um sich auf auswärtige Unternehmungen einzulassen. Man wandte sich hierauf an Elisabeth von England, und diese, obgleich ihre erste Antwort verneinend ausfiel, war doch gar nicht so abgeneigt, den Vorschlag anzunehmen. Sie wollte es aus Furcht vor Spanien nur nicht so offenbar, und dann auch unter besseren Bedingungen thun, als ihr die Staaten anboten. Dies wurde man bald an dem Betragen ihres Feldherrn, des Grafen von Leicester, gewahr, der eine Menge geheimer Instructionen hatte, und es ganz darauf anlegte, erst die Spanier zu vertreiben, und dann beiläufig das Land für sich zu erobern. Dies machte, daß man den Prinzen Moritz zum ordentlichen Statthalter der Sieben vereinigten Provinzen bestellte, und ihm eine Macht gab, mit der er dem Engländer die Wage halten konnte.

Diese Maßregel kam aus dem Kopfe eines der feinsten Staatsmänner, des sogenannten Pensionairs von Rotterdam, Johann von Oldenbarneveld, nachherigen Advocaten (d. h. Landsyndicus) von Holland. Er und Moritz

führten die Sache bis ans Ende glücklich durch, trotz der innern Uneinigkeit und der Einflüsse der Leicesterschen Partei, und trotz der großen Talente des Herzogs von Parma, dessen Siege um so gefährlicher waren, mit je größerer Schonung und Mäßigung er verfuhr. Philipps tiefe Verwickelung in die Französischen Händel, seine Unterstützung der Ligue gegen Heinrich IV., kam den Niederländern nicht wenig zu Statten. Indem er thöricht nach einer neuen Herrschaft trachtete, verlor er eine alte. Nach dem Tode des Herzogs Alexander von Parma (1592) wurden den Niederländern ihre Unternehmungen durch die Uneinigkeit in dem Spanischen Regierungsrathe erleichtert, daher auch der neue Statthalter, der Erzherzog Ernst von Österreich, ein Sohn Kaiser Maximilians II., 1594 Friedensvorschläge thun ließ, die aber nicht angenommen wurden.

Philipp versuchte jetzt ein neues Mittel, die verlornen Provinzen wiederzugewinnen. Er verlobte seine Tochter Isabella mit dem Erzherzog Albrecht, einem andern Bruder des Kaisers Rudolph, und bestimmte ihr die Grafschaft Burgund und die Niederlande zum Brautschatz (1598). Durch diesen Kunstgriff, wo die Niederländer dem Scheine nach keine Provinz, sondern einen selbständigen Staat ausgemacht haben würden, sollten sie, wie Philipp hoffte, zum Vergleich geneigter seyn; zugleich unterhandelte er mit England und Frankreich um Frieden. Mit dem letztern Reiche kam er, wie wir wissen, zu Vervins zu Stande, aber England blieb mit den Niederlanden durch einen neuen Vertrag verbunden, und die Staaten setzten den Krieg unverdrossen fort. Sie hatten es jetzt zunächst mit dem Erzherzog Albrecht zu thun, welcher mit seiner Gemahlin die Regierung der südlichen,

nicht abgefallenen Provinzen wirklich angetreten hatte. Unterdeß war Philipp II. gestorben, und sein Nachfolger Philipp III. glaubte den Niederländern eine vorzügliche Quelle ihrer Macht zu verstopfen, indem er ihnen den bisher trotz des Krieges erlaubt gewesenen Handel mit Spanien verbot. Dagegen rüsteten die Staaten eine große Flotte aus, und verboten allen neutralen Völkern auch den Handel nach Spanien, wenn sie nicht als Feinde behandelt seyn wollten. Schon unter Philipp II. Regierung war den abgefallenen Provinzen verboten worden, aus dem ihm damals unterworfenen Lissabon Ostindische Waaren zu holen. Nun waren aber die Niederländer fast die einzigen Zwischenhändler, welche diese Waaren, die von den Portugiesen nur bis nach Lissabon gebracht wurden, in das übrige Europa weiter verführten, ein Verkehr, welcher höchst gewinnreich war, und ihnen durch seine Ausbreitung eine große Anzahl trefflicher Seeleute verschaffte. Dennoch hatte sich die Spanische Regierung verrechnet, wenn sie durch jene Verbote den Nerv der Niederländischen Macht zu lähmen glaubte. Denn da die Holländer einsahen, daß sie den Indischen Handel nicht entbehren konnten, suchten sie nun selbst den Weg nach Ostindien, und mit so gutem Erfolge, daß sie bald Niederlassungen daselbst anlegten und den Portugiesen einzelne Besitzungen entrissen. Die verschiedenen Handlungsgesellschaften, die zum Betriebe dieser Unternehmungen an mehreren Orten entstanden waren, wurden 1602 zu einer allgemeinen Ostindischen Compagnie vereinigt, welche die ausschließliche Erlaubniß zum Handel jenseits des Vorgebirges der guten Hoffnung erhielt.

Indeß ruhte auch der Landkrieg nicht. Am merkwürdigsten ist hier die berühmte Belagerung von Osten-

de, eines Ortes, den die Vereinigten Staaten noch in den südlichen Provinzen besaßen, und dessen Besitz eben darum den Spaniern äußerst wichtig war. Sie betrieben daher den Angriff mit eben so vielem Eifer, als die Eingeschlossenen sich hartnäckig vertheidigten. Erzherzog Albrecht begann die Belagerung im Juli 1601, und erst im September 1604 ward Ostende durch den Marquis von Spinola, einen ausgezeichneten Feldherrn, eingenommen. Als der Erzherzog seinen Einzug hielt, fand er nichts als einen leeren Platz voll unförmlicher Hügel und Graben. Die Einwohner selbst begaben sich nach Sluis, und es währte lange, ehe sich Leute fanden, die den mit faulenden Leichnamen und Todtengebeinen angefüllten Ort bewohnen wollten.

Am entscheidendsten wirkte indeß das Glück der Holländer zur See, indem es den Geldmangel der Spanier immer drückender machte. Die Americanischen Flotten waren immer in Gefahr, aufgefangen zu werden, und der Portugiesische Handel ward immer mehr zerstört. Das Übel, wenn die Vereinigten Staaten sich zuletzt Frankreich ergäben, schien größer als das, ihnen Selbständigkeit zuzugestehen, und Spinola unterstützte diese Vorstellungen des Spanischen Hofes durch sein Zureden. Der Erzherzog und Isabella gingen die Bedingung ein, mit den Vereinigten Niederlanden als mit einem unabhängigen Staate zu unterhandeln. Sie sowol als Spanien ließen es sich gefallen, Titel und Wappen der Sieben Provinzen abzulegen, und schlossen am 9. April 1609 einen Waffenstillstand mit ihnen auf zwölf Jahre. Holland (nach diesem einzelnen Staate wurde häufig die ganze Republik benannt) hatte die mitten in seinen Kriegen erworbenen Handelsverbindungen in Ostindien gegen

Philipp behauptet; es sah sich in die Reihe selbständiger Staaten versetzt, und so, daß seine Freundschaft von den anderen Mächten Europens gesucht ward.

---

3. Die Remonstranten.

Der Waffenstillstand war eigentlich ganz gegen Moritzens Willen von Oldenbarneveld durchgesetzt worden, denn der Prinz wünschte den Krieg fortgeführt, indem er sich dadurch allmälig ein größeres Übergewicht in der Regierung aneignen zu können hoffte. Es entstand daher zwischen Beiden politischer Haß, der um so stärker war, da jeder von ihnen gleiche Ansprüche auf die Dankbarkeit der Nation machen zu dürfen glaubte. Das Feuer der Eifersucht glühte so lange unter der Asche, bis ein ganz fremdartiger Stoff daran stieß, und es zum hellen Ausbruch brachte. Dies war ein Religionsstreit.

Zu Leyden war damals zwischen zwei Professoren der Theologie, Jakob Arminius und Franz Gomarus, der Zwist über die Lehre von den göttlichen Rathschlüssen und dem freien Willen des Menschen, der seit jenem Streite zwischen Augustinus und Pelagius (Th. III. S. 524.) in der christlichen Kirche von Zeit zu Zeit immer wieder hervorgetreten ist, von Neuem mit Heftigkeit ausgebrochen. Gomarus wollte das Augustinische Dogma Calvins von der Gnadenwahl: es sey durch einen ewigen göttlichen Rathschluß bestimmt, welche Menschen selig, und welche verdammt werden sollten; Gott ziehe daher seine Auserwählten durch die wunderbarsten Mittel zur Besserung, und lasse Andere in ihren Sünden — in seiner ganzen Strenge aufrecht erhalten wissen. Armi-

nius dagegen konnte sich in seinem Gewissen nicht bei einer Lehre beruhigen, welche Gott, wie er es ansah, zum Urheber der Sünde machte, und lehrte daher: Gott schenke Allen, die ihre Sünden bereuten und ihre Hoffnung auf Christum setzten, Vergebung und das ewige Leben, und es sey ihm angenehm, wenn alle Menschen sich bekehrten. Der Streit verbreitete sich bald durch die Schüler jener Männer im ganzen Lande, doch hatte die erstere Lehre, als die von Calvin und Beza bestätigte, bei weitem die meisten Anhänger. Auf allen Kanzeln hörte man jetzt vom Rathschlusse Gottes predigen, und in allen Bierhäusern darüber zanken. Aus dem Streit mit Worten wurden Schlägereien, und aus dem theologischen Zwist eine bürgerliche Spaltung. Sogleich knüpfte sich nun der alte Haß an die neue Gelegenheit an, und Oldenbarneveld hatte sich nicht so bald für die Arminianer erklärt, als Moritz öffentlich die Partei der Gomaristen nahm. Jene übergaben 1610, als der schwächere Theil, den Staaten von Holland eine Vorstellung (Remonstrantie) und baten, daß man sie in einer rechtmäßigen Synode hören, und wenn kein Verein möglich wäre, ihren Gegnern wenigstens Stillschweigen auflegen möchte. Dagegen überreichten die Gomaristen eine Contraremonstrantie, worin sie Jene Mamelucken und Teufel nannten, und sie mit den Cananitern verglichen, die Gott zu vertilgen befohlen, und mit den Baalspfaffen, die Elias geschlachtet habe. Seitdem nannte man die beiden Parteien Remonstranten und Contraremonstranten. Der Streit erhielt eine solche Wichtigkeit, daß der König Jakob I. von England, den solche Sachen sehr interessirten, sich darein mischte, und erklärte, daß Vorstius, der Nachfolger des 1609 gestorbenen Arminius, des Feuertodes schuldig sey.

Die Stadt Rotterdam hatte damals einen jungen, sehr gelehrten und einsichtsvollen Pensionair (Agenten), Namens Hugo de Groot, gewöhnlich Hugo Grotius genannt. Auf den Rath dieses Mannes erließen die Staaten von Holland im Januar 1614 ein Edict, worin sie den Predigern befahlen, den Streit über die Vorherbestimmung auf keine Weise mehr unter das Volk zu bringen, und sich mit einander in Liebe und Einigkeit auszugleichen; die Remonstranten unterwarfen sich dieser billigen Verordnung sogleich, nicht aber die Contraremonstranten. Diese schrieen vielmehr laut, dadurch sey das Predigen der Wahrheit verboten. Weil die Remonstranten jetzt ihres Lebens nicht mehr sicher waren, so drangen sie nicht nur mit wiederholtem Ernste auf eine allgemeine Synode, sondern nahmen auch zu ihrem Schutze an verschiedenen Orten eine eigene Stadtwache an, Waardgelders genannt, die sie gegen alle bürgerliche Beeinträchtigungen schützen sollte. Beides betrachtete der Statthalter als einen Eingriff in seine Rechte, und als eine Beschränkung seines Ansehns. Da die Holländischen Stände, auf Oldenbarnevelds Betrieb, zwei Gesandte, die Pensionaire von Leyden und Rotterdam, Hogerbeets und Hugo de Groot, nach Utrecht geschickt hatten, um daselbst die Abdankung der Stadtsoldaten, die der Prinz befohlen hatte, zu hindern, so brachte es dieser durch seine Partei dahin, daß Beide ins Gefängniß geworfen wurden. Auch Oldenbarneveld selber ward eingezogen, desgleichen der Staatssecretair Ledenberg, der die Errichtung der Waardgelders zuerst in Vorschlag gebracht hatte. Moritzens Maßregeln waren so entschlossen genommen und durchgeführt, daß die mit seinem Verfahren unzufriedene Partei der Stände, ungeachtet sie laut über die Unge-

rechtigkeit klagte, doch nichts zur Rettung dieser trefflichen Männer that. Er ging darauf noch weiter. Alle remonstrantisch gesinnten Obrigkeiten wurden abgesetzt. Dann ward jenen vier Gefangenen, als Ruhestörern, der Proceß gemacht. Ledenberg brachte sich selbst ums Leben, da man ihm mit der Folter gedroht hatte. Oldenbarneveld mußte vor vier und zwanzig Richtern erscheinen, die fast alle seine Feinde waren, und ward zum Tode verurtheilt. So endigte der zwei und siebzigjährige Greis sein rühmliches Leben, von dem er die Hälfte dem treusten Dienste seines Vaterlandes geopfert hatte, auf dem Blutgerüste (13. Mai 1619). Hogerbeets und de Groot wurden zum ewigen Gefängnisse verurtheilt, aus welchem der letztere durch seine treue und verschmitzte Gattin gerettet ward, die ihn in einer Bücherkiste vor den Augen seiner Wächter, welche den Betrug nicht ahnten, heraustragen ließ *). Noch vor Oldenbarnevelds Hinrichtung hatte eine zu Dordrecht zusammengerufene Synode (1618) völlig zu Gunsten der Gomaristen entschieden.

---

*) Er ging darauf nach Frankreich, wo ihm der König ein Jahrgehalt gab, welches ihm aber Richelieu, dessen Ungnade er sich zugezogen, nachher wieder nahm. Oxenstierna machte ihn darauf zum Schwedischen Gesandten in Paris, in welcher Würde er zehn Jahre blieb, immer zugleich mit mannichfaltigen gelehrten Arbeiten beschäftigt. Als er sodann von der Königin Christina nach Schweden zurückgerufen ward, wollten ihm der Hof und das Klima nicht gefallen. Auf seiner Rückreise starb er zu Rostock 1645. Die alte Litteratur, die Theologie, die Geschichte und die Philosophie hat er mit Geist und Ruhm bearbeitet.

VIII.

Die Italiener.

1. Allgemeine Übersicht.

In der Spanischen, Deutschen und Französischen Geschichte haben wir Italien schon als den Schauplatz fremden Ehrgeizes kennen gelernt, dessen verderblichen Wirkungen sich die erschlafften und unter sich selbst uneinigen Bewohner des schönen Landes nicht erwehren konnten. Diese unseligen Kriege wurden dem Lande höchst verderblich, sogen es aus und verödeten es. Ein anderer Schlag für Oberitalien waren die Seereisen und Entdeckungen der Portugiesen, welche den Hauptmarkt der Indischen Erzeugnisse plötzlich von Venedig nach Lissabon versetzten. Dadurch wurde ein Stocken in der Lombardischen und Venetianischen Betriebsamkeit hervorgebracht, das nie wieder hat gehoben werden können. Es kam dazu, daß die Türken Venedig bedrängten, und es an dem freien Gebrauch seiner Kräfte hinderten.

Auch die Reformation schlug den Italienern tiefe Wunden. Von den breiten Strömen, in denen sonst die Reichthümer von ganz Europa in den päpstlichen Schatz geflossen waren, versiegten die ansehnlichsten, und Kriegsheere fremder Nationen, die jetzt Italien ausplünderten, schienen Alles wiederfordern zu wollen, was die Frömmigkeit ihrer Vorfahren Jahrhunderte lang nach Rom geschickt hatte. Als weltliche Landesherren suchten die Päpste theils ihr Gebiet, den Kirchenstaat, auf Kosten

der Nachbarn zu erweitern, theils die fremden Mächte, die ihre lüsternen Hände nach Italien ausstreckten, entweder ganz hinauszutreiben, oder doch ihre allzuweite Ausbreitung zu verhindern. Daß unter andern der kräftige Julius II. (1503 — 1513) in beiden Bestrebungen glücklich war, haben wir oben gesehen. Aber was den Päpsten mit den Franzosen gelang, konnten sie gegen die mächtigen Spanischen Könige Ferdinand, Karl V. und Philipp II. nicht durchsetzen. Mailand, Neapel, Sicilien und Sardinien blieben unter der drückenden Spanischen Herrschaft.

Den Florentinischen Staat haben wir beim Tode Lorenzo's von Medici verlassen (Th. VI. S. 342.). Ein Mann von seinen Gaben ist seitdem aus diesem Hause nicht wieder hervorgegangen; bald nach seinem Tode ward sein Sohn Peter aus der Stadt gejagt (1494), worauf eine achtzehnjährige Anarchie eintrat. Ein sonderbarer Schwärmer, der Dominicaner Hieronymus Savonarola, besaß eine Zeitlang die Volksgunst im hohen Grade. Er trat als Prophet auf, und griff in seinen Reden das Sündenleben der Päpste kräftig an. Damit hat er es wol ganz gut und redlich gemeint, aber die höheren Gaben, die er sich zuschrieb, und die demagogischen Mittel, die er in Bewegung setzte, zeigen zur Genüge, daß er in die Reihe jener unberufenen Weltverbesserer gehört, die ihre Willkür und ihre Träume für die Bürgschaft und Grundlage eines neu anbrechenden Glückes in der Kirche und im Staate halten. Das Volk wurde bald von seinen Feinden eben so sehr gegen ihn aufgebracht als es ihn vorher verehrt hatte; er wurde eingezogen, und als ein Betrüger aufgehängt und verbrannt (1498). Die Mediceer wurden endlich zurückgerufen (1512), nochmals

vertrieben (1527), aber bald mit Karls V. Hülfe wieder eingesetzt (1529). Daß zwei Päpste (Leo X. und Clemens VII.) kurz nach einander aus diesem Hause hervorgegangen waren, hatte viel dazu beigetragen, das Ansehn desselben zu erhöhen. Alexander von Medici ward erblicher Herzog von Florenz, und endlich ein jüngerer Cosmo von Medici, der durch Geld und Schlauheit noch den ganzen Staat von Siena dazu erhielt, 1569 durch den Papst Großherzog der nun unter dem Namen von Toscana vereinigten Gebiete, ein Titel, der bald darauf vom Kaiser bestätigt ward. Aber ihrem alten Gewerbe treu, fuhren die Großherzoge noch lange fort, Handel aller Art zu treiben, ja sie wurden sogar Theilnehmer an dem einträglichen Schleichhandel der Engländer und Holländer nach America und bei den Kapereien dieser Nationen gegen die Spanier; und nur dadurch wurde es ihnen möglich, bei den kostspieligsten Unternehmungen zu Pracht und Nutzen und bei der glänzenden Unterstützung der Künste jeder Art, wodurch ihre Regierungen sich auszeichnen, die an baarem Gelde reichsten Regenten in Europa zu bleiben.

Von den merkwürdigsten Schicksalen Mailands, Venedigs und Genua's ist schon oben die Rede gewesen. Savoyen und Piemont waren unter einem Herzog vereinigt. Die Kriege Karls V. und Franz I. waren ein harter Sturm für diese Länder. Herzog Karl III. sah sie gänzlich in der streitenden Feinde Gewalt; erst sein Sohn Emanuel Philibert ward durch den Frieden von Chateau Cambresis wieder in seine Besitzungen eingesetzt, aber das Waadtland war unterdeß verloren gegangen und an Bern gekommen.

Die Herzoge von Modena stammen von dem Ge-

schlechte Este, einem der ältesten Europäischen Fürstenhäuser, dessen Abkömmlinge in einer andern Linie auch die Deutschen Welfen sind (Th. IV. S. 289. Anm.), und folglich die heutigen Könige von England. Der Italienische Zweig dieses Hauses erhielt sich nach mancherlei im Mittelalter erfahrnen Stürmen im Besitz von Modena und Reggio, und Markgraf Borso bekam von Kaiser Friedrich III. 1452 den herzoglichen Titel davon. — Parma und Piacenza, von Julius II. für den Kirchenstaat erworben, wurden von Papst Paul III. seinem natürlichen Sohne Peter Ludwig Farnese 1545 als Herzogthum verliehen. Ein Enkel dieses Peter war der Herzog Alexander, den wir in der Niederländischen Geschichte als ausgezeichneten Kriegsfürsten kennen gelernt haben.

Wir wollen nun, dem Plane dieses Werkes zufolge, aus der Italienischen Geschichte jener Zeit noch einige merkwürdige Erscheinungen besonders herausheben und näher betrachten.

---

2. Alexander VI. und Cäsar Borgia.

(Jener, Papst 1492 — 1503.)

Zwei Männer, deren Namen in der Geschichte mit gerechtem Abscheu ausgesprochen werden, und deren Leben einen anschaulichen Beweis von dem tiefen Sittenverfall und der bürgerlichen Zerrüttung des damaligen Italien giebt.

Rodrigo Borgia, oder wie sein Familienname eigentlich lautete, Lenzolio, ein Spanier aus Valencia, hatte sich bis zur Würde eines Cardinals emporgeschwun-

gen und wurde endlich im Jahre 1492 durch reiche Bestechungen Papst, in welcher Würde er den Namen Alexander VI. annahm. Alle, die ihn kannten, erschraken über eine solche Entwürdigung des heiligen Stuhles, und der König Ferdinand von Neapel versicherte seiner Gemahlin unter Thränen, Italien, ja die ganze Christenheit, würden die höchst verderblichen Folgen dieser Wahl empfinden. Alexander VI. war ein schamloser Wüstling, der keine Redlichkeit, keinen Anstand und keine Wahrheitsliebe kannte. Treue und Religion waren ihm ein Gespött. Von unmäßigem Geldgeiz und gränzenloser Ehrgier getrieben, war er oft unmenschlich grausam, und immer darauf bedacht, seine Bastarde zu erheben, gleichviel durch welche Mittel. Er hatte nämlich von einer Beischläferin, Rosa Vanozza, vier Söhne und eine Tochter. Unter jenen war der zweite, Cäsar Borgia, sein Liebling, ein Jüngling, der die Kraft des Spaniers und den wilden Feuergeist der Italienerin in sich verband. Aus seinem dunkelrothen Gesichte strahlten ein Paar feurige, stets rollende Augen hervor. Schon früh übertraf er alle seine Gespielen in der Führung der Waffen und der Kunst, wilde Pferde zu tummeln; mit einem Hiebe schlug er im Laufe den Kopf eines Stiers herunter. Es fehlte ihm nicht an der Geisteskraft, ein Ziel unverwandt, kühn und mit Anstrengung zu verfolgen, aber zugleich besaß er des Vaters ungezähmte Wollust und Herrschgier, und seine grausame Rachlust.

Anfangs war Alexander VI. sparsam mit Gunstbezeugungen gegen seine Söhne, um die Menge zu täuschen, aber bald überhäufte er sie mit Pfründen. Cäsar erhielt das Erzbisthum Valencia und das Bisthum Pampelona, ja er wurde sogar zum Cardinal erhoben, nach-

dem einige falsche Zeugen seine eheliche Geburt beschworen, und ihm einen falschen Vater angedichtet hatten. Aber mit geistlichen Würden, die mit dem Tode des Besitzers an einen Fremden fallen, wollte dieser Papst seine Nachkommenschaft nicht allein bereichern. Aus ihr sollte wo möglich eine Fürstenfamilie hervorgehen, und für sie eine feste auf alle Folgezeit vererbliche Herrschaft in Italien gegründet werden; dazu setzten diese herrschbegierigen Menschen alle Mittel in Bewegung.

Nachdem Karl VIII. genöthigt worden war, Italien zu verlassen, beschloß der Papst, die Familie der Orsini, weil sie es mit den Franzosen gehalten hatte, zu Gunsten der Seinen ihrer Güter zu berauben. An die Spitze der dazu bestimmten Truppen stellte er seinen ältesten Sohn Johann, der von Ferdinand dem Katholischen den Titel eines Herzogs von Gandia erhalten hatte. Der Versuch mißlang; statt dessen trennte Alexander die Stadt Benevent vom Kirchenstaate, machte ein unabhängiges Herzogthum daraus, und beschenkte seinen ältesten Sohn damit. Kurze Zeit nachher ward Johann, als er in der Nacht mit seinem Bruder Cäsar von ihrer Mutter zurückkehrte, und sich unterweges von diesem getrennt hatte, ermordet. Als er nicht zum Vorschein kam und ängstlich gesucht ward, sagte ein Arbeitsmann aus, daß er einen Leichnam habe in die Tiber werfen sehen, und auf die Frage, warum er dies nicht sogleich dem Stadtrichter angezeigt habe, erwiederte er: er habe in seinem Leben wol hundert Leichname in den Fluß werfen sehen, und es sey nie die geringste Untersuchung deswegen angestellt worden. Der allgemeine, für die Nachwelt durch bewährte Zeugen bestätigte Verdacht fiel auf den schändlichen Cäsar, den die letzte Erhebung seines Bruders bis

zur Wuth neidisch gemacht hatte. Ja das Gerücht beschuldigte ihn auch einer andern Eifersucht aus einem noch weit schändlichern Grunde. Beide Brüder nämlich, sagt man, waren von einer lasterhaften Neigung zu ihrer Schwester erfüllt, der berüchtigten Lucretia Borgia, welche damals in Rom ein ihrer Familie würdiges Leben führte; der Ältere aber sey der begünstigtere gewesen *).

Alexander VI. war über die Nachricht vom Tode seines ältesten Sohnes nicht wenig erschrocken, und betrauerte ihn sehr; allein entweder erfuhr er den Urheber der That nicht, oder das Vergeben kostete ihm wenig Mühe, genug, Cäsar verließ mit des Vaters Bewilligung den geistlichen Stand, und ward nun, seinem heißen Wunsche gemäß, zur Erwerbung einer weltlichen Herrschaft für das Haus Borgia bestimmt. Als Ludwig XII. seine Anstalten zur Eroberung Mailands machte (oben S. 18.), trat der Papst auf Französische Seite, und Cäsar ward als Gesandter an den König geschickt. Zum Preise des neuen Bündnisses waren große Vortheile für diesen ausgemacht worden; er ward von Ludwig zum Herzog von Valentinois erhoben, und mit einer Prinzessin aus dem Hause Albret vermählt. Die Eroberung Mailands durch die Franzosen erfolgte nun, und der Papst richtete zu gleicher Zeit seine Waffen gegen die Lehnsleute der Kirche in Romagna und der Mark An-

---

*) Impatiente oltre a questo, ch'egli avesse piu parte di lui nell' amore di Madonna Lucretia sorella comune. Guicciardini, Ed. Stoer 1645 p. 182. Sogar den Vater bezüchtigt das Gerücht desselben Incests, welches man, obschon die Stimmen der Zeitgenossen ziemlich stark lauten, als allzu unnatürlich gern bezweifelt. Vgl. Henke zu Roscoe's Leben Leo's X., Th. I. S. 371 fg.

cona. In Kurzem waren Pesaro, Rimini, Faenza, Imola, Forli, Camerino und Urbino von Cäsar ihren Besitzern entrissen. Wo Waffengewalt nicht ausreichte, halfen treulose Ränke; der junge Astorre Manfredi, Herr von Faenza, ward wider den Vertrag, der ihm Freiheit und Sicherheit zusagte, ermordet, nachdem vorher ein schändlicher Frevel an ihm verübt war. Um dieselbe Zeit ließ Cäsar seinen Vetter, den Cardinal Johann Borgia, vergiften. Den dritten Gemahl seiner Schwester Lucretia, Alfons, Herzog von Bisaglia, einen natürlichen Sohn König Alfons II. von Neapel, ließ er mörderisch überfallen, und da er an den erhaltenen Wunden nicht starb, in seinem Bette erdrosseln. Da es zu den vielen Kriegszügen und sonstigen Ausgaben an Gelde fehlte, so nahm man zu jeder Art von Erpressungen seine Zuflucht. Reiche Leute, besonders Prälaten, wurden gezwungen, den Papst zum Erben einzusetzen, oder man entriß ihnen gleich nach ihrem Tode ihre Güter. Die erledigten Aemter wurden dann wieder an den Meistbietenden verkauft, und wer zu lange lebte, dessen Tage wurden auch wol mit Gift verkürzt.

Die Reichthümer, welche der Papst auf so schändlichen Wegen an sich riß, wurden von ihm und seinem Sohne in den ausschweifendsten Lustbarkeiten vergeudet. Was die alten Römischen Kaiser an Schamlosigkeit und Verschwendung verübt hatten, kehrte in diesen Bacchanalien wieder; ja man achtete die Stimme des Volkes so wenig, daß der Lärm dieser Gelage nicht einmal schwieg, als sich zur Feier des Jubeljahrs von 1500 viele Tausend andächtige Christen in Rom versammelt hatten.

Das Kriegsglück des Cäsar Borgia hatte mehrere der tapfersten Kriegshauptleute, die in verschiedenen Städ-

ten Italiens herrschten, in seine Dienste gelockt. Da sie aber gewahrten, daß er immer weiter um sich griff, und mit Recht fürchteten, daß die Reihe nun auch an sie kommen würde, schlossen sie ein Bündniß, seinen ferneren Anmaßungen mit aller Macht entgegenzuwirken. Paul Orsini, der Herzog von Gravina aus derselben Familie, Vitellozzo Vitelli, Oliveretto von Fermo und mehrere andere Häupter gehörten zu diesem Bunde. Als Cäsars Truppen ein Treffen gegen sie verloren hatten, nahm dieser zu seiner oft gebrauchten Waffe, zu treulosem Verrath, seine Zuflucht. Er stellte sich ganz freundschaftlich gegen die Verbündeten, machte ihnen herrliche Anerbietungen, versicherte, daß seine Eroberungen eben so sehr auf ihren als auf seinen Vortheil berechnet wären, und lockte sie dadurch wirklich in die Falle. Während Cäsar seine Macht in der Stille auf alle Weise verstärkte, wurde unterhandelt, und der Erfolg war ein Friedens- und Freundschaftsbündniß, in welchem die Fürsten sich verpflichteten, ihm auf allen seinen Feldzügen beizustehen. Sie griffen darauf für ihn Sinigaglia an, und eroberten es; das Schloß wollte sich nur Cäsarn selbst ergeben. Dieser verhieß nun, deswegen von Fano herbeizukommen, und ersah sich dabei zugleich die Gelegenheit, seine neuen Freunde zu verderben. Die vier oben genannten Häupter ritten ihm entgegen, als er sich mit seiner ganzen Macht Sinigaglia näherte, und wurden mit heuchlerischer Freundschaft empfangen. Aber kaum waren sie in die Stadt gekommen (31. Dec. 1502), so ließ Cäsar sie gefangen nehmen, und Vitellozzo und Oliveretto noch in derselben Nacht erwürgen. Voll Freude über die so glücklich gelungene Verrätherei eilte der Papst, sie zu vollenden, indem er zwei andere Glieder der Familie Orsini,

von welchen der eine Cardinal und der andere Erzbischof von Florenz war, zu sich lockte und gefangen nehmen ließ. Hierauf ließ Cäsar auch die beiden anderen Gefangenen ermorden; der Cardinal Orsini wurde im Kerker vergiftet.

Aber für so viele Frevel nahte nun die rächende Vergeltung. Alexander VI. starb am 18. Aug. 1503 an Gift, welches er im Einverständniß mit seinem Sohne mehreren zu einem Gastmahle geladenen Cardinälen hatte reichen lassen wollen, um sich nach ihrem Tode ihrer Schätze zu bemächtigen. Aber durch ein Versehen verwechselte der Diener die Becher, und der Streich fiel auf das schuldige Haupt der Urheber zurück *). Keine Kunst der Aerzte konnte den Papst retten; Cäsars Riesennatur widerstand dem Gifte, aber das Leben, das ihm blieb, hatte jetzt keinen Werth mehr. Seine Gesundheit war zerrüttet, ein Fremder saß auf seines Vaters Thron, alle seine vorigen Hülfsquellen waren verstopft; in Romagna erhoben sich die Herren wieder und nahmen Besitz von ihren Gütern. In Zweifel, wohin er sich wenden solle, ergriff er den schlimmsten Ausweg; er warf sich dem Spanischen Feldherrn Gonsalvo von Cordova in die Arme, der damals, wie wir wissen, in Neapel stand. Dorthin wandte sich Cäsar, und wurde anfangs sehr freundlich und zuvorkommend behandelt, aber er hatte hier einen Mann gefunden, der nicht weniger treulos war als er selbst. Plötzlich ließ ihn Gonsalvo festnehmen und nach Spanien bringen. Dort saß er zwei Jahre auf dem Schlosse Medina del Campo; dann gelang es ihm, zu

---

*) Die Erzählung ist mit Unrecht bezweifelt worden. S. Ranke, Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber, S. 34.

entwischen. Er begab sich zu seinem Schwager, dem Könige Johann d'Albret von Navarra, stand diesem in einem Kriege mit einem seiner Vasallen bei, und fiel im Treffen bei Viana (1507). Von allen seinen Bestrebungen ist nichts übrig geblieben, als das Andenken seiner Unthaten.

3. Die Verschwörung des Fiesco zu Genua.

(1547.)

In der Französischen Geschichte (oben S. 75.) ist erzählt worden, wie der treffliche Genuesische Seeheld Andreas Doria sein Vaterland von dem Französischen Joche befreit und zu der alten republicanischen Verfassung zurückgeführt habe. Auch das war einer der Kraftmänner aus jener Heldenperiode, der es werth war, der Zeitgenosse eines Gama, Cortez, Luther und Karls V. zu seyn. Wol zwanzig Jahre hatte er das Ruder des Staats mit Würde geführt, als seine früheren Verdienste allmählig in Vergessenheit geriethen, und die ehemalige Achtung und Bewunderung sich in Tadel und Unzufriedenheit verkehrte. Daran war besonders die blinde Liebe Schuld, welche der schwache Greis gegen seinen Neffen und einzigen Erben Gianettino Doria hegte, einen übermüthigen, herrschsüchtigen Jüngling, der sich in ganz Genua allgemein verhaßt gemacht hatte. Mit Recht fürchtete man, das hohe Ansehn des Oheims werde ihm nach dessen Tode eine so unbeschränkte Herrschaft sichern, als jener ausgeübt habe, und dann war von diesem Brausekopf keine Mäßigung zu erwarten.

Am wildesten kochte der Haß gegen Gianettino in

dem Herzen eines jungen Patriciers, Johann Ludwig Fiesco, Grafen von Lavagna. Man hat diesen Jüngling den Genuesischen Alcibiades genannt, so sehr erinnerte er durch Schönheit des Körpers, Anmuth der Sitten, Lebendigkeit und Gewandtheit des Geistes, und feurigen Ehrgeiz an jenen berühmten Athener. Schon als Knabe glühte seine Seele von dem Verlangen nach Ruhm, und jetzt, da er zwei und zwanzig Jahre zählte, konnte er dies Toben und Pochen seiner Brust nicht mehr stillen. Gianettino war sein persönlicher Feind; ihn einst über sich und über alle Häupter in Genua herrschen zu sehen, ihn, dem er selbst sich in vieler Hinsicht überlegen fühlte — der Gedanke ließ ihn nicht schlummern. Aber alle seine Empfindungen über diesen Punct verschloß er so lange in seine Brust, bis er zur Ausführung eines bestimmten Planes alle Mittel berechnet und herbeigeschafft hatte. Und dieser Plan war kein anderer, als Ermordung der beiden Doria, Eroberung des Hafens und der Stadt, und völliger Umsturz der bisherigen Verfassung.

Sein großes Vermögen setzte ihn allerdings in den Stand, Schiffe zu kaufen und Mannschaft anzuwerben, aber ganz reichte es doch nicht hin. Er hatte den Muth, den Papst selbst in das Geheimniß zu ziehen, und dieser (es war Paul III.) sammt seinem Sohne, dem Herzoge von Parma, welche beide gleich begierig waren, Karls V. Macht in Italien zu schwächen, versprachen ihm kräftigen Beistand. Auch der Französische Gesandte, den er in Rom traf, unterstützte sein Vorhaben auf das eifrigste. Fröhlich kehrte der junge Graf zurück, und während seine Bundesgenossen für auswärtige Hülfe sorgten, war er darauf bedacht, in Genua selbst sich Freunde zu verschaffen, und seine Feinde durch die schlaueste Verstellung

möglichst sicher zu machen. Das Letztere gelang ihm in hohem Grade. Seine eigene Gemahlin fing nicht eher an etwas davon zu ahnen, als in der Stunde der Ausführung. Spanische Kundschafter aus Rom brachten dem alten Doria selbst bestimmte Anzeigen, aber in dem Augenblick trat der immer heitere Fiesco zur Thür herein, und scherzte so unbefangen und zutraulich mit dem Greise, daß dieser heimlich den Gesandten in's Ohr flüsterte: „Urtheilen Sie jetzt selbst, ob Ihre Nachricht die geringste Wahrscheinlichkeit habe."

Der Liebling des Volks war der schöne, prächtige und leutselige Graf längst gewesen, aber jetzt legte er es recht darauf an, alle Herzen zu gewinnen. Sein Palast stand jedem Armen offen, und für die zahlreichen Seidenweberfamilien, die damals sehr heruntergekommen waren, sorgte er so weise und gütig, wie es sonst nur reiche Regierungen vermögen. Er kaufte ihnen Arbeitsgeräth, bezahlte die Miethe für sie und ließ ihnen Getreide und Geld an bestimmten Tagen reichen. Aus Denen, die sich ihm bei dieser Gelegenheit genauer kenntlich machten, forschte er nun die Sichersten aus, und indem er vorgab, daß er von dem Herzog von Parma, an dessen Besitzungen seine Güter gränzten, nichts Gutes erwarte, erhielt er von mehreren Hunderten das Versprechen, ihm im Nothfalle mit Leib und Leben zu Dienste zu stehen.

Mit drei treuen Freunden, Calcagno, Verrina und Sacco, ward nun das Nähere überlegt. Fiesco wollte am 4. Januar (1547) ein großes Gastmahl geben, und auf diesem sollten die Doria ermordet werden. Aber Andreas lehnte die Einladung ab, weil er die Gicht hatte, und Gianettino, weil er gerade an dem Tage Geschäfte wegen außerhalb der Stadt seyn mußte. So ward denn

der Plan dahin abgeändert, daß die That schon in der Nacht vom zweiten zum dritten Januar geschehen, und die Doria in ihrem Palaste überfallen werden sollten. Vor allen Dingen wollte man sich dann des Hafens und der darin liegenden Galeeren Doria's bemächtigen, welches nicht schwer war, da sie alle abgetakelt und fast gar nicht bemannt waren.

Fiesco hatte unterdessen selbst vier Galeeren gekauft, wovon er eine in den Hafen von Genua kommen und bemannen ließ. Damit Niemand Verdacht schöpfen sollte, brachte er selber dem Gianettino Doria die erste Nachricht davon, indem er vorgab, er wolle auch einmal gegen die Türken kreuzen. Er äußerte zuletzt die Besorgniß, ob auch der alte Doria das wol erlauben werde, und als ihn Gianettino darüber zufrieden gestellt hatte, bat er nur noch, den Lärmen nicht übel zu nehmen, den das Einschiffen so vieler Menschen in der Nacht verursachen werde. Er blieb noch eine Weile dort, war ungewöhnlich fröhlich, spielte mit den Kindern, und überzeugte sich beim Weggehen völlig, daß von seinem Vorhaben noch nicht das Geringste ruchtbar sey.

Den ganzen Tag über wanderten nun die fremden Knechte aus dem Parmesanischen ein, und da man sie in allerlei Kleidungen gesteckt hatte, und zu verschiedenen Thoren einließ, so fiel ihre Menge nicht so sehr auf. Die Lage und die Weitläufigkeit des Fieschischen Palastes kam den Verschwornen gleichfalls sehr zu Statten. Diejenigen Bürger von Genua, auf die man bei der Ausführung gerechnet hatte, wurden gegen Abend zu einem Schmause und Schauspiele in Fiesco's Schloß geladen, wo sie sich zu Hunderten einstellten. Jeder ward herein, Niemand hinaus gelassen. Die starken Wachen verhinder-

ten alles Geräusch. Als die nöthige Anzahl beisammen war, trat Fiesco unter sie, und machte sie in einer ächt republicanischen Rede mit seiner Absicht bekannt, vertheilte dann die Rollen und erwartete die Mitternacht. Während unter die Verschwornen Speise und Wein ausgetheilt ward, ging er zu seiner schönen Gemahlin, die erst jetzt von seinem Vorhaben Kunde erhielt, gesellte ihr einen treuen Diener zu, und entriß sich ihren Thränen mit den Worten: „Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder du siehst Alles, was in Genua ist, zu deinen Füßen."

Es war eine schöne, mondhelle Nacht. Alles schlief, und Todtenstille war in den Häusern, als ein Kanonenschuß auf Fiesco's Galeere das Zeichen zum Aufruhr gab. Jetzt entlud sich mit schrecklichem Gebrause der Fieschische Palast der ungeheuren Menschenmenge. Ein Theil besetzte das Thor, ein anderer überrumpelte den Hafen und Doria's Galeeren, ein dritter die Hauptplätze und Paläste der Stadt. Gianettino Doria, obgleich noch immer in der Meinung, daß er die wahre Ursach des Lärms wisse, hielt doch, da das Getümmel zu allgemein schien, seine Gegenwart für nothwendig, etwanigen Unordnungen vorzubeugen. In seinen Mantel gehüllt und den Degen in der Hand, geführt von einem Pagen, der eine Fackel trug, und von einem Bedienten begleitet, eilte er durch die wogenden Straßen an das Hafenthor, und befahl es zu öffnen. Man erkannte ihn an der Stimme, und ließ ihn nur hindurch, um ihn mit unzähligen Stichen niederzustoßen. Der alte kranke Andreas wollte wie Anchises den Streich des Mörders in seinem Zimmer erwarten, ließ sich aber endlich doch bewegen, die Flucht zu versuchen, und entkam glücklich durch das Thor, weil

der Auftrag, ihn zu tödten, nicht in die rechten Hände gerathen war. „Fiesco und Freiheit!" hallte es nun in den Straßen wieder, und die Umwälzung war schon glücklich beendigt, als man gegen Morgen — den Anführer vermißte. Niemand war jetzt, der den rohen Haufen zusammenhielt; keiner wußte, was er thun sollte, noch warum er das, was geschehen war, gethan habe. Die Verwirrung wuchs mit jedem Augenblick, vergebens wartete man auf Fiesco's Erscheinung, und als der Tag anbrach, verlief sich der ganze Menschentroß, und die vorige Ordnung kehrte von selbst zurück. Einige Tage nachher fand man Fiesco's Leichnam im Hafen. Der Unglückliche hatte über ein Brett nach einer Galeere gehen wollen, das Brett war umgeschlagen, und die schwere Rüstung und der tiefe Schlamm hatten es ihm unmöglich gemacht, sich durch Schwimmen zu retten. Auch hatte ihn Niemand als angeschmiedete Galeerensklaven hinabstürzen sehen.

Der zurückgerufene Doria rächte die That an den Hinterbliebenen. Alle Fieschi wurden aus der Stadt verbannt, ihre reichen Güter und prächtigen Schlösser eingezogen, die Hauptverschwornen hingerichtet. Der aus dem Schlamm gezogene Körper des Ertrunkenen ward, statt aller Bestattung, ins Meer geworfen. So gemein endete eine That, die ohne jenen verhängnißvollen Zufall dem Staate von Genua eine neue Gestalt gegeben haben würde.

4. Sixtus V.

(Geb. 1521, gest. 1590.)

Dieser berühmte Papst war der Sohn eines armen Landmanns, ohnfern dem Flecken Montalto, in der Mark Ancona, Namens Peretti, und, wie er späterhin selbst scherzend zu sagen pflegte, in sofern aus einem durchlauchtigen (illustri) Hause, als sein väterliches Dach zerlöchert war, und mithin ringsumher durchleuchtet wurde (illustraretur). Da seine Aeltern ihn nicht lange ernähren konnten, so gaben sie ihn im neunten Jahre seines Alters zu einem Pachter in Dienst, dessen Schweine er hüten mußte. Einst zeigte er einem vorbeireisenden Franciscaner, der nach Ascoli gehen wollte und sich verirrt hatte, den rechten Weg, und entdeckte ihm bei dieser Gelegenheit seinen Wunsch, daß ihn ein Mönch in Dienst nehmen und Gelegenheit zum Lernen geben möchte. Der Franciscaner nahm ihn hierauf mit in das Kloster Ascoli, wo er in seinem dreizehnten Jahre (1534) völlig als Mönch eingekleidet wurde, und, als ahnete er gleichsam das Ziel, das auf diesem Wege seiner wartete, seinen Taufnamen Felix (glücklich) nicht ändern wollte, trotz der hergebrachten Sitte. Hier legte er sich auf alte Sprachen, Rhetorik, Philosophie und Theologie, und zeichnete sich überall, wohin er kam, durch den eifrigsten Fleiß und durch eine fast eigensinnige Pünctlichkeit in der Erfüllung seiner Pflichten aus. Er wechselte aber oft mit den Klöstern und Städten, denn eben dieser Eigensinn und ein Streben, Andere tadeln und beherrschen zu wollen, machten ihn überall verhaßt. Besonders ärgerte er die Mönche mit seiner Streitsucht, indem er jeden her-

ausforderte, und vermöge seiner großen Geistesgewandtheit und Fertigkeit im Disputiren gewöhnlich den Sieg davon trug. Diese Anmaßung, verbunden mit seiner wirklichen Ueberlegenheit, drückte die trägeren und ungeschickteren Mönche höchst empfindlich. Bald verklagten sie ihn bei den Oberen, bald rächten sie sich selbst an ihm, indem sie z. B. das Grunzen der Schweine nachahmten, um ihn an seine vorige Beschäftigung zu erinnern.

In seinem fünf und zwanzigsten Jahre (1544) ward er Vorleser des geistlichen Rechts zu Rimini, 1546 zu Siena, und 1548 erhielt er im Kloster zu Fermo die Doctorwürde. Die große Geschicklichkeit, mit der er theologische Sätze wider die Gegner verfocht, und verschiedene schriftstellerische Versuche, machten ihn von nun an immer bekannter, und zogen ihm bald hierhin, bald dorthin einen Ruf als Lehrer zu. Endlich kam er nach Rom, und erwarb sich dort durch seine Predigten die Freundschaft des bekannten Ignatius von Loyola. In Venedig, in Perugia, in Neapel — überall hielt man ihn für einen gescheuten und gelehrten Mann, aber auch für einen unerträglichen Streiter, und fast immer war der Haß seiner Vorgesetzten die Ursach, warum er jeden Ort so bald wieder verließ. Seine bekannte Gemüthsart verschaffte ihm 1557 den Posten eines Ketzerrichters im Venetianischen Gebiete. Hier kam er mit dem Senat bald so hart zusammen, daß der Zänkereien gar kein Ende war, und er sich nach zwei Jahren schon wieder entfernen mußte. Er kam zu einem aufrührerischen Auftritt in Rom an. Papst Paul IV. war eben gestorben, und der Pöbel, erbittert auf die Inquisition, öffnete alle Gefängnisse derselben, zerschlug und beschimpfte die herrliche Bildsäule des Papstes, und hätte sich gewiß auch an seinem Leich-

nam vergriffen, wenn die Wache nicht so stark gewesen wäre. „Wäre ich jetzt in Venedig, sagte der Pater Felix zu seinen Freunden, so könnte mir dort leicht bei meinem Leben begegnen, was hier dem todten Papste widerfährt."

Dennoch sandte der neue Papst, Pius IV., 1559 ihn noch einmal dorthin, und er ließ in nichts von seinem Eifer nach. Bald forderte er Einen zur Verantwortung vor sich, bald sprach er gegen einen Andern den Bann aus, und als ihn der Senat bedeutete, daß jeder, dem der Inquisitor den Proceß mache, doch eigentlich nach den Landesgesetzen von der weltlichen Obrigkeit bestraft werden müsse, ließ er eine heftige Schrift gegen den Senat an die Marcuskirche heften. Aber darauf folgte schnell ein Befehl, ihn für diese Verwegenheit ins Gefängniß zu setzen. Er entkam eben noch zu rechter Zeit, und floh nach Rom. Hier entschädigte ihn der Papst bald durch andere Aemter und einzelne ehrenvolle Aufträge. Im Jahre 1565 begleitete er als Gesandtschaftstheologe den Cardinal Buoncompagno, der als Legat nach Spanien ging. Hier erwarb er sich bald ein großes Ansehn, und König Philipp II., vor dem er predigte, wollte ihn zu seinem Hofprediger machen. Er lehnte jedoch diese Ehre ab, und kehrte mit großen Geschenken nach Rom zurück.

Noch in demselben Jahre war Pius IV. gestorben, und ein alter Freund Peretti's, der Cardinal von Alexandrien, unter dem Namen Pius V. zu seinem Nachfolger erwählt worden. Pater Felix empfand die Wirkungen der neuen Macht seines Freundes schon unterweges; er ward nämlich zum Generalvicarius oder Oberhaupt des Franciscanerordens ernannt, erhielt bald darauf ein Bis-

thum, und endlich 1570 die höchste Gunst, welche der Papst ihm erweisen konnte, die Cardinalswürde. Da er kein Vermögen besaß, so fügte sein erhabener Freund noch ein ansehnliches Geschenk hinzu, und wies ihm ein Jahrgeld von zwölfhundert Scudi an. Er ließ jetzt seinen Tauf- und Vaternamen fahren, und nannte sich von seinem Geburtsorte den Cardinal Montalto.

War er vom Stande des Schweinehirtenjungen so hoch gestiegen, wie hätte er nicht vom Cardinal zum Papst hinaufzurücken hoffen dürfen? In der That war dies jetzt sein einziger Gedanke und das Ziel aller seiner Bestrebungen. Hatte er bisher in seinen Aemtern die größte Gewissenhaftigkeit, Strenge und Thätigkeit bewiesen, so fing er jetzt an, mit Bekämpfung seiner innersten Neigung den Gleichgültigen, Kalten, Nachsichtigen und Schwachen zu spielen; ja, da er nicht mehr fern vom funfzigsten Jahre war, stellte er sich von den Vorboten des Alters so früh überrascht, daß man ihn für weit älter hielt, als er wirklich war. Im Jahre 1572 starb sein Gönner Pius V., nachdem er ihm noch zuletzt das Erzbisthum Fermo im Kirchenstaate ertheilt hatte. Der Cardinal Montalto schlich jetzt mit bescheidener Miene ins Conclave, stellte sich in den Ränken der vielfachen Parteien ganz unwissend, und versicherte jedem Cardinal, er wisse wahrlich nicht, wem er nach bestem Gewissen seine Stimme geben sollte; er halte sie Alle für würdig, und wünsche nur so viel Stimmen zu haben, als Cardinäle wären. Diesmal gelang indessen seine List noch nicht; man wählte den Cardinal Buoncompagno (denselben, der als Legat in Spanien gewesen war) und rief ihn unter dem Namen Gregor XIII. zum Papste aus.

Auch unter dieser Regierung nahm Montalto den

Schein der nämlichen Bescheidenheit und Genügsamkeit an. Er fragte Andere viel um Rath, drängte sich nicht zu Geschäften, und entzog sich sogar manchen, zu denen er berufen ward. Er sagte oft, er habe zu seinen drei Gelübden von jeher noch das der Dankbarkeit hinzugefügt, und dadurch machte er Allen die Hoffnung, als werde er es Denen, die ihn einmal unterstützen würden, vorzüglich vergelten. Er stellte sich auch von aller Vorliebe für seine Verwandten weit entfernt, wodurch die Päpste sich gewöhnlich so verhaßt machen; ja als sein Neffe Franz Peretti um seiner schönen Frau willen auf Anstiften eines Herzogs von Orsini auf der Straße ermordet ward, und alle Cardinäle ihm dieserhalb ihr Beileid bezeigten, schien er sehr gefaßt darüber zu seyn, und veränderte sein ruhiges Betragen selbst gegen den Mörder nicht. Bei dem Volke suchte er so sehr das Ansehn eines wohlthätigen Menschenfreundes zu erlangen, daß er sogar einiges Silbergeschirr aus seiner Hauscapelle versetzen ließ, um nur recht viel Geld zu Almosen übrig zu haben. Gegen seine Collegen war er äußerst verbindlich und dienstfertig, er ehrte und lobte sie oft, und ließ von seiner angestammten Sucht, zu herrschen, nichts mehr sehen. Seit seinem sechzigsten Jahre fing er an zu husten und an einem Stock zu gehen, und sprach viel von seinem nahen Tode. Er bewohnte ein stilles Landhaus vor der Stadt, und beschäftigte sich mit gelehrten Arbeiten.

Endlich starb Gregor XIII. am 10. April 1585. Nicht leicht waren in einem Conclave die Parteien so getheilt gewesen, als in diesem, und dies war Montalto's Glück. Als man sich über die vornehmeren Cardinäle nicht vereinigen konnte, traten einige vielbedeutende Männer zum Besten dieses ärmern und schwächern Bruders

zusammen, und ohne die Stimmen schriftlich zu sammeln, rief man ihn in der Capelle, auf dem sogenannten Wege der Adoration, laut zum Papste aus. Als die Wahl geschehen war, sah man den gebückten, keichenden Greis seine Krücke rasch wegwerfen, und mit der Munterkeit eines kraftvollen Mannes dastehn. Das Volk erstaunte über seinen majestätischen Gang, als der feierliche Zug ihn in die Peterskirche führte, und ein Cardinal konnte sich nicht enthalten, in seiner Gegenwart über sein verändertes Ansehn eine Bemerkung zu machen. „Monsignor, sagte Sixtus darauf (denn diesen Namen wollte er führen), als wir noch Cardinal waren, gingen wir mit gebeugtem Nacken, weil wir die Schlüssel des Himmels auf der Erde suchten; jetzt, da wir sie gefunden haben, sehen wir gen Himmel auf, weil wir auf der Erde nichts weiter nöthig haben." Bei dem Gastmahle, das er den vornehmsten Cardinälen bald nach seiner Thronbesteigung gab, und bei welchem sich Viele an ihn drängten, in der Hoffnung, zu seinen Vertrauten erwählt zu werden, legte er ihnen den Spruch: „Du bist Petrus, und auf diesen Felsen will ich meine Gemeine bauen," mit solchem Nachdruck aus, daß keiner mehr daran dachte, sein Mitregent seyn zu wollen. Er litt es nicht einmal, daß sie etwas zu seiner Bequemlichkeit in seinem Palaste anordneten, und gab sogleich selbst eine Menge Befehle, die von großer Klugheit und Herrscherkunst zeugten.

Wie erstaunten die betrogenen Cardinäle! Wer hätte aber auch an eine so lang fortgeführte Verstellung glauben sollen! Jetzt zeigte sich ganz der alte Inquisitor wieder, und die Neigung zum Herrschen brach nun so lebhaft aus, daß ganz Rom davon erschrocken war. Und wahrlich, er war zum Herrscher geboren. Er hatte, sagt

ein Zeitgenosse von ihm, eine bewundernswürdige Kraft in seinen Ausdrücken, und wenn er gar im Zorne sprach, und dazu seine schrecklichen Blicke funkeln ließ, so schien es, als wenn er donnerte. Selbst seine Milde war mit einem furchtbaren Ernste vermischt. Als jener Orsini, der Mörder seines Neffen, ihm seinen Glückwunsch abzustatten kam, berührte Sixtus jene That ganz leise, und fügte dann hinzu: „So wie wir euch alles verzeihen, was ihr dem Hause Peretti Böses zugefügt habt, so werden wir euch das doch nie vergeben, was ihr gegen den Sixtus begehen solltet. Geht sogleich, und entlaßt aus eurem Gebiete alle Banditen, denen ihr bisher Aufnahme und Schutz zugestanden habt. Geht und gehorcht!" Der stolze und mächtige Herzog gehorchte nicht bloß, sondern verließ sogar aus Furcht den Kirchenstaat.

Es war gewöhnlich, daß am Krönungstage eines Papstes Geld unter das Volk ausgeworfen wurde. Sixtus befahl, um die Mißbräuche dieser Wohlthat zu verhüten, daß das bestimmte Geld den Armen und Kranken in die Häuser und Spitäler gebracht werden sollte. Auch das am Krönungstage gewöhnliche prächtige Gastmahl stellte er ein, weil ihm diese Verschwendung bei dem damaligen Mangel an Lebensmitteln übel angebracht schien. Noch ernstlicher eiferte er gegen die Sitte, die von der vorigen Regierung her in den Gefängnissen sitzenden Verbrecher loszulassen. Dadurch wurden Viele sehr übel getäuscht. Liederliche Menschen nämlich, die den Nachsuchungen der Obrigkeit bis dahin noch entgangen waren, pflegten sich nun von selbst einzustellen, um der allgemeinen Verzeihung mit theilhaftig zu werden, und nachher aller Verantwortung erledigt zu seyn. „Wie? rief Sixtus, als man ihn deshalb fragte: ist es euch noch nicht

genug, daß die Richter dreizehn Jahre hindurch (während Gregors XIII. Regierung) geruht haben? Nicht Gnade, Gerechtigkeit ist noth, und damit jedermann sehe, daß uns Gott deswegen auf St. Peters Stuhl erhoben habe, daß wir die Guten belohnen und die Lasterhaften bestrafen sollen, so wollen wir schlechterdings, daß gleich an unserm Krönungstage vier der Strafbarsten ihr Urtheil empfangen sollen." Zugleich ward dem Statthalter und seinen Unterbedienten angedeutet, daß sie für jeden Gefangenen, der sich retten würde, eine ansehnliche Strafe erlegen müßten. Den Cardinälen, die für die Verurtheilten bitten wollten, sagte Sixtus, er sey nicht nur fest entschlossen, die Verbrecher strenge zu bestrafen, sondern auch die genaueste Untersuchung anzustellen, von wem sie bisher beschützt worden wären, und wer sie noch beschüzzen wolle, um es an diesen ebenfalls mit Schärfe zu ahnden.

In der That hatten während der schwachen Regierung Gregors XIII. die Straßenräuber und Banditen im päpstlichen Gebiete ordentliche Zünfte ausgemacht, und waren bei den Kämpfen der verschiedenen Parteien der Adeligen und höheren Geistlichen oft schaarenweise in Sold genommen worden. Die frechsten Gewaltthätigkeiten wurden ungestraft verübt, ganze Paläste, ja Dörfer und Flecken ausgeplündert, und die abgesandten Gerichtsdiener zum Fenster hinausgeworfen. Außerdem sah man bei dem Mangel an polizeilicher Ordnung die höchste Ruchlosigkeit der Sitten, und Betrügereien und Ausschweifungen aller Art; Obrigkeiten trieben einen Handel mit Bedienungen, Mütter und Ehemänner mit ihren Töchtern und Weibern, und die große Armuth des Volks begünstigte die Lasterhaftigkeit nur noch mehr.

Gregor XIII. hatte, um dem Banditenunfug zu steuern, zahlreiche Kriegsvölker zu Fuß und zu Pferde durch seine Staaten zerstreut, ja noch achthundert fremde Soldaten aus Corsica kommen lassen. Allein diese dienten den Banditen nur zur Kurzweil, und verstanden sich bald mit ihnen. Kaum war Sixtus Papst geworden, als er alle diese unnützen Waffenknechte abschaffte, ja sogar die Zahl der Häscher um die Hälfte herunterseţte. Er wollte zeigen, daß er sich selbst genug sey. Nicht viel Gesetze geben, aber die gegebenen auf das strengste vollziehen, war sein weiser Grundsatz. Ein junger Mensch war eingezogen worden, weil er ein Frauenzimmer gewaltsam entführt hatte. Der Oheim des Schuldigen glaubte, weil er dem Papste ehemals Gefälligkeiten erzeigt habe, seine Lossprechung leicht erhalten zu können; allein Sixtus antwortete ihm: „Ich erinnere mich deiner Freundschaft mit Vergnügen, doch dieses geht deinen Neffen nichts an. Willst du sein Fürsprecher seyn, so sey es bei Gott für seine Seele.“ Wirklich wurde der junge Mensch in Kurzem vor dem Hause aufgehängt, aus welchem er das Mädchen entführt hatte, und als Sixtus erfuhr, daß die Richter sich hatten bestechen lassen, um der That bei der Untersuchung eine unschuldigere Wendung zu geben, ließ er einen derselben auspeitschen, und den andern jagte er fort. Allen Gutsbesitzern und Gerichtspersonen ward scharf anbefohlen, auf die Banditen ein wachsames Auge zu haben, sich bei ihrer Erscheinung gleich zu vereinigen, die Sturmglocken zu läuten, und so viele todtzuschlagen oder zu fangen, als man erreichen könne. Alle Großen, welche die Banditen auf irgend eine Art beschützen würden, sollten sammt ihren Familien auf immer aus dem Kirchenstaate verbannt, ihre Häuser und

Schlösser geschleift und ihre Güter eingezogen werden. Auch wurden Preise auf die Köpfe der Banditen gesetzt, und alle eingesandte Köpfe wurden über den Stadtthoren und zu beiden Seiten der Brücke bei der Engelsburg aufgesteckt. Einst ging der Papst durch die Stadt, und erblickte den Anführer der Landhäscher. „Wer bist du?" fragte er ihn hastig. Zitternd sagte es jener. „Du Lügner! fuhr ihn der Papst mit fürchterlicher Stimme an, wie kannst du der Anführer der Landhäscher seyn, da du in der Stadt umherspazirst? — Werft ihn in Ketten!" Am Abend ließ er ihn zu sich kommen, und kündigte ihm Verzeihung an, wenn er ihm in acht Tagen ein halbes Dutzend Banditen einbrächte. Freudig durchstrich der Häscherhauptmann mit seinen Leuten die umliegende Gegend, und lieferte noch vor Ablauf der bestimmten Zeit vier lebendige Banditen nebst den Köpfen von drei umgebrachten, wofür ihn der Papst mit einer goldenen Kette beschenkte.

Viele hatten geglaubt, das sey nur das erste Feuer des neuen Regenten, welches bald genug verrauchen werde, aber diese irrten sich. Bis zu seinem letzten Athemzuge beseelte ihn dieser Eifer für die Ruhe seiner Staaten, und wirklich erreichte er auch seinen Zweck bewundernswürdig schnell. Was Niemand möglich geglaubt hatte, sah man jetzt verwirklicht. Die größte Sicherheit war an die Stelle der ungeheuersten Verwilderung getreten, und noch war er kein Jahr Papst, als die Banditen beinahe vertilgt waren. Sie überschwemmten dafür die schlecht regierten Staaten der kleinen benachbarten Fürsten so sehr, daß einige der letzteren sich deshalb laut beschwerten. Als man dies dem Papste hinterbrachte, sagte er: „Gut, sie mögen nur meinem Beispiele folgen, oder

mir ihre Länder abtreten; ich will die Banditen schon hinausbringen." Es war sonst ein Hauptfest des Pöbels gewesen, einen Juden auf der Straße zu necken und zu zerzausen. Sixtus ließ einen Bedienten, der einem Juden nur zum Spaß den Hut ins Wasser geworfen hatte, öffentlich auspeitschen, und seitdem hatten alle Juden in Rom Frieden. Ein Edelmann aus Neapel trieb in Rom viel Ehebruch und Unzucht, und als er dafür eingezogen wurde, behauptete er, die Römischen Gesetze seyen für ihn, als Ausländer, nicht vorhanden. „Gut, sagte Sixtus, so soll er an einem Neapolitanischen Strick gehängt werden." Zaudern war ihm in allen Dingen so verhaßt, daß er die Richter dringend ermahnte, alle peinliche Processe schleunigst zu Ende zu führen, indem er weit lieber die Galgen und Galeeren als die Gefängnisse angefüllt sähe.

Durch solche schnelle Gerechtigkeitspflege hatte er sich so furchtbar gemacht, daß man sogar im Scherze, wenn Jemand etwas Verfängliches sagte, die drohende Erinnerung machte, „daß Sixtus regiere!" Ja Mütter brachten mit dem Zurufe: „Sixtus kommt!" ihre ungezogenen Kinder zum Schweigen. Diese Furcht unterhielt er selbst sehr sorgfältig, indem er wirklich oft durch die Straßen ging, und auch wol Kundschafter besoldete, die ihm Alles anzeigen mußten. Ließ er doch wol Verbrechen untersuchen, die lange vor seiner Thronbesteigung verübt worden waren, welches einem Spaßvogel Anlaß zu einer witzigen Pasquinade gab. Man fand eines Morgens die Bildsäule des Apostels Petrus reisefertig angekleidet, und im Munde des gegenüberstehenden Paulus einen Zettel, mit der Frage, warum er Rom verlassen wolle. „Dem Sixtus zu entfliehen, lautete die Antwort, ehe er

mir für das Ohr, das ich dem Knechte in Gethsemane abgehauen habe, den Proceß mache."

Um indessen durch die bloße Strenge nicht zu erbittern, ließ Sixtus in seinen übrigen Handlungen den weisen Versorger seines Volks und den thätigen Beschützer der Gewerbe und Künste sehen. Er theilte zur Zeit der Theurung Getreide aus seinen eigenen Vorräthen an die Aermsten aus, und wehrte allem Kornwucher, so daß die Preise nie allzuhoch werden konnten. Er gab den vielen Müßiggängern Arbeit, indem er die sehr verfallenen Wollenmanufacturen und Seidenwebereien herstellte, und heruntergekommenen Arbeitern baare Vorschüsse gab; und da er hörte, daß das Unglück vieler Kaufleute daher rühre, daß die vornehmen Herren nach Belieben Waaren bei ihnen ausnähmen, und sie, wenn sie ihr Geld zu fordern kämen, mit Schlägen ablohnten, so befahl er einmal allen Kaufleuten, ihm die Schuldregister zu bringen. Wie hurtig liefen da die Schuldner in die Läden, und bezahlten noch in der Nacht ihre Rechnungen, um nur den Papst nicht zum Gläubiger zu bekommen! Auch machte er sich durch das dankbare Andenken an alle Diejenigen, die ihm einst im niedern Stande Dienste erwiesen hatten, sehr beliebt. Er vergaß keinen, und belohnte sie auf die edelste Art.

Endlich erwarb er sich auch große Verdienste um die Verschönerung der Stadt. Er legte in Rom sechs neue Straßen an, gab weise Verordnungen zur Erhaltung der Reinlichkeit, erweiterte den Palast auf dem Monte Cavallo und den Vaticanischen, und legte eine Wasserleitung an, die von viertausend Arbeitern in drei Jahren zu Stande gebracht wurde. Sie führte der Stadt aus einer Entfernung von dreizehn Meilen, in unterirdi-

schen Canälen und über gewölbte Bogen hin, das klarste Wasser zu. Das Werk kostete über 300,000 goldene Scudi, und das Geld dazu war aus seinen eignen Ersparnissen genommen. Er war es ferner, der den kühnen Gedanken faßte, von den vierzig Ägyptischen Obelisken, die eine Zierde des alten Rom gewesen waren, jetzt aber in Trümmern lagen, einige wieder aufrichten zu lassen. Einer hatte sich noch ganz erhalten, allein er stand hinter der Sacristei der Peterskirche, und steckte fast zur Hälfte im Schutte. Mehrere Päpste hatten ihn schon wollen ausgraben und an einen Ort bringen lassen, wo er besser ins Auge fiele, allein die Schwierigkeit und Kostspieligkeit des Unternehmens hatte sie wieder abgeschreckt, denn der bloße Schaft dieses ungeheuren Granitkegels wog gegen 992,000 Pfund. Der berühmte Baumeister Fontana vollbrachte das Meisterstück der Maschinenkunst, diese außerordentliche Last durch die zusammengesetztesten Werkzeuge aus der Erde zu heben, und in zwei und funfzig abgesetzten Bewegungen an ihren neuen Ort, den großen Platz vor der Peterskirche, hinzuschaffen. Achthundert Menschen und hundert und vierzig Pferde wurden dazu erfordert. Der ganze Obelisk war in ein besonderes Gehäuse eingeschlossen, um nicht zu zerbrechen, und oben saß der Baumeister, und gab mit einer Trompete das Zeichen zu den Bewegungen. Jeder Hub verursachte ein Dröhnen, das dem Erdbeben und dem Krachen des Donners glich, und fast zwei Monate dauerte die Arbeit (1586). In den drei folgenden Jahren ließ Sixtus noch drei kleinere Obelisken ausgraben, zusammensetzen, und an schicklichen Plätzen aufrichten, wo sie noch zu sehen sind. Mehrerer gemeinnütziger Anlagen und Gebäude zu geschweigen, vollendete er auch

die berühmte Kuppel der Peterskirche *), dieses erhabenste Werk der neuern Baukunst, und trieb dabei nach seiner Weise den Baumeister so sehr an, daß das Ganze durch Hülfe von sechshundert Menschen, die zum Theil sogar des Nachts arbeiteten, in zwei und zwanzig Monaten zu Stande kam.

So viel that ein Mann, der in seinem vier und sechzigsten Jahre zur Regierung kam und in seinem neun und sechzigsten schon die Welt verließ! Ein Mann ferner, dessen ordentliche Einkünfte beim Antritt seiner Regierung nicht über 1,200,000 Scudi betrugen! Noch mehr, er legte in den drei ersten Jahren drei Millionen Scudi (fünf Mill. Thaler) in der Engelsburg nieder, als einen bleibenden Schatz für seine Nachfolger, den sie aber nur in außerordentlichen Fällen, die er genau bestimmte, sollten angreifen dürfen. Um ihn zu ersparen, vernachlässigte er sich selbst so sehr, daß er geflickte Hemden trug; und ein eigener Ausschuß von Finanzräthen mußte beständig mit ihm auf neue Mittel sinnen, seine Einkünfte zu vergrößern.

Außer dieser ungemeinen Sorgfalt für sein Land, bemühete er sich ernstlich für die Erhöhung seines Ansehns als geistliches Kirchenoberhaupt, und nahm daher thätigen Antheil an den damaligen Welthändeln. Darum unterstützte er Philipp II. eifrig in dessen Kriege gegen Elisabeth von England; andrerseits aber fürchtete er, daß der päpstliche Stuhl von der Spanischen Macht zuletzt als ein willenloses, ganz abhängiges Werkzeug behandelt werden könnte, und arbeitete daher heimlich daran, sie zu

---

*) Julius II. hatte den Bau dieser neuen Peterskirche begonnen, und sich dazu des berühmten Baumeisters Bramante bedient; Leo X., Paul III. und Gregor XIII. hatten ihn fortgesetzt.

schwächen. Ja er soll ernstlich daran gedacht haben, die alten päpstlichen Ansprüche auf das Königreich Neapel, sobald Philipp II. gestorben seyn würde, mit Waffengewalt geltend zu machen. In derselben Absicht widerstand er dem heftigen Andringen des Spanischen Hofes, nachdrücklich für die Ligue und gegen die Franzosen, die Heinrich IV. anerkannt hatten, aufzutreten. Obgleich er die Königin Elisabeth in den Bann that, verbot er doch bei Galeerenstrafe, in Rom Schmähschriften oder Satiren auf sie zu machen, und meinte, daß man für ihre königliche Würde und Würdigkeit alle Achtung haben müsse.

Ganz Thätigkeit und Leben, wie er war, hatte er immer gern der Worte Vespasians gedacht: ein Kaiser müsse stehend sterben. So ließ er sich denn auch durch die immer näher rückende Krankheit nicht von seinen gewöhnlichen Geschäften abhalten, bis der Tod selbst ihn dabei überraschte. Der Pöbel, aufgebracht über die neuesten Steuereedicte, jubelte laut, und riß im wilden Taumel die Bildsäule eines seiner größten Regenten nieder.

---

5. Kunst und Litteratur.

Während der Zustand der Italienischen Staaten höchst unruhig und schwankend und alle Kräfte in Bewegung waren, gediehen die geistigen Bestrebungen weit besser als nachher in der erschlaffenden Trägheit des Friedens. Die Periode, von welcher jetzt die Rede ist, glänzt als das goldene Zeitalter der Italienischen Kunst und Litteratur, und diese haben so folgenreich auf die höhere Cultur von ganz Europa gewirkt, daß wir hier nothwendig einen

Blick darauf werfen müssen, indem wir zugleich bei der Geschichte einiger der berühmtesten Künstler etwas länger verweilen.

In der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts lernten die Maler in Toscana durch aufmerksames Beobachten der Natur, durch den Anbau mehrerer wissenschaftlichen Theile der Kunst, namentlich der Perspective, und durch die allgemeinere Verbreitung der Oelmalerei, sich in ihrem Kunstelemente immer freier bewegen. Von denen, welche in Florenz auf diese Weise die höchste Blüthe der Malerei vorbereitet haben, nennen wir hier nur drei der berühmtesten: Benozzo Gozzoli, Domenico Ghirlandajo und Andrea Verocchio. Auch in anderen Gegenden Italiens gelangte diese Kunst nunmehr zu höherer Ausbildung und Eigenthümlichkeit des Charakters; im Kirchenstaat zeichnete sich Pietro Vannucci aus, von seinem Aufenthaltsorte gewöhnlich Pietro Perugino genannt; zu Mantua hob sich die Kunst durch Andrea Mantegna, zu Venedig durch die beiden Brüder Gentile und Giovanni Bellino, durch Cima da Conegliano und andere berühmte Männer. Der Charakter der verschiedenen Richtungen, welche sich so allmählig bildeten, wird sich am deutlichsten bei der näheren Betrachtung derjenigen der größten Meister ergeben, in deren Werken sich jede von ihnen am vollständigsten ausgesprochen hat. Zu diesen gehen wir jetzt über.

Leonardo da Vinci, so genannt von dem Flekken Vinci im Arnothale unweit Florenz, wo er 1443 geboren ward, fühlte schon als Knabe eine außerordentliche Begierde, etwas Herrliches zu schaffen und damit vor allen Anderen hervorzuleuchten. Da er sich zuerst

auf das Zeichnen warf, so folgte sein Vater dem Winke der Natur, und gab ihn bei dem schon erwähnten Andrea Verocchio in die Lehre, der nicht nur Maler, Bildhauer und Baumeister zugleich war, sondern auch ein herrliches Talent zur Musik, und gute mathematische Kenntnisse hatte. Dieser Mann mit seinen vielen Künsten kam dem ruhmbegierigen Schüler so beneidenswürdig vor, daß er mit Ernst beschloß, ihm eine nach der andern abzulernen. Ein unablässiger Fleiß und Nachahmungseifer hielt den lebhaften Jüngling nun mehrere Jahre lang an die Werkstätte gefesselt, und endlich brachte er es dahin, daß der Meister ihn beneidete. Wenn er den ganzen Tag gemeißelt, gezeichnet, gemalt und Farben gemischt hatte, spielte er zur Erholung des Abends noch ein Paar Stunden auf der Geige und dichtete artige Lieder. Er focht auch dabei trefflich, und tummelte zu seinem Vergnügen die wildesten Pferde. Alles that er mit Auszeichnung, und es stand ihm wohl an, denn die Natur hatte ihm ein edles Gesicht und einen kraftvollen Körper gegeben. Dabei war sein Gespräch geistreich und anmuthig, und erwarb ihm beim ersten Worte Aufmerksamkeit und Achtung.

Er dachte immer auf neue Schönheiten und Vortheile in den Künsten, die er trieb. Um Menschen und Thiere ihrem Bau nach gründlicher kennen zu lernen, legte er sich auf die Anatomie, und studirte an aufgeschnittenen Leichnamen die Lage der Sehnen, Adern, Muskeln und Knochen; auch hat er mehrere Werke über die Anatomie des menschlichen Körpers und des Pferdes hinterlassen. Um in der Baukunst etwas rechtes hervorbringen zu können, vertiefte er sich einmal drei Jahre lang in die Geometrie, Mechanik und Hydraulik, wie er

denn auch in der Folge vom Herzoge von Mailand dazu gebraucht wurde, Canäle zu ziehen, Brücken und Dämme zu bauen, Wasserleitungen anzulegen und Berge zu durchstechen. Auch sind seine Werke über das Gleichgewicht und den Schwerpunct redende Beweise seiner Kenntnisse. Mit Aufmerksamkeit betrachtete er gern und lange altes Gemäuer, schauerliche Felswände u. dgl., um anziehende Bilder für seine Phantasie einzusammeln. Merkwürdigen Gesichtsbildungen ging er oft durch ganze Straßen nach, und zeichnete sie dann zu Hause zum künftigen Gebrauch auf. Und wenn er arbeitete, so geschah es mit solchem eigensinnigen Fleiße, daß auch das Allerkleinste vollendet seyn mußte.

In seiner Jugend erfreute sich seine Einbildungskraft besonders gern an allerlei wunderlichen und seltsamen Zusammenstellungen. So malte er einmal einem Bauer einen Medusenkopf auf seinen Schild, um durch die gräulichen Glieder aller Arten von scheußlichen Insecten und Gewürmen, die in das Haar des Kopfes geflochten waren, den höchsten Grad des Schrecklichen zu erreichen. Auf einem Bilde, das die ersten Menschen im Paradiese vorstellte, konnte man das wunderbare Gemisch der allerverschiedensten großen und kleinen Pflanzen und Thiere, die alle mit dem größten Fleiße getreu nach der Natur gebildet waren, nicht genug bewundern.

Von seinen Kenntnissen in der Mechanik gab er einen Beweis bei dem feierlichen Einzuge Franz I. in Mailand, denn er verfertigte bei dieser Gelegenheit einen hölzernen Löwen, der sich von selbst einige Schritte fortbewegte, und sich dann die Brust aufriß, in welcher eine Lilie zum Vorschein kam. Doch so etwas gehörte nur zu seinen Zeitvertreiben. Er schuf auch große Werke im

edelsten Stile, worunter ein Wandgemälde im Refectorium der Dominicaner zu Mailand, von welchem jetzt leider nur noch unscheinbare Spuren zu sehen sind, das berühmteste ist. Es stellt das Abendmahl vor, bei welchem die zwölf Apostel mit dem Heiland in einer Reihe zu Tische sitzen. Der Ausdruck in diesen Köpfen ist über alle Beschreibung schön. Den Judaskopf ließ er lange unausgeführt, weil er in seiner Phantasie kein Bild finden konnte, das der Bosheit desselben hinlänglich entspräche. Der Prior des Klosters, ein widerwärtiger und unverständiger Mensch, konnte diesen Grund nicht begreifen, und schob die Schuld auf des Malers Trägheit. Dieser beschwerte sich zuletzt beim Herzoge darüber, und gab endlich, mit Bewilligung desselben, aus Rache dem Judas das leibhaftige Gesicht des Priors, nur mit einiger Caricatur.

So lange Ludwig Moro sich in Mailand behauptete, genoß Leonardo da Vinci, der seit 1482 in seinen Diensten war, eines ehrenvollen Jahrgehalts, und ward Vorsteher der herzoglichen Akademie der Maler und Tonkünstler, wie er denn auch in der Capelle ein selbst erfundenes Instrument spielte. Kaiser und Könige suchten seinen Umgang, und alle Künstler verehrten ihn als ein würdiges Haupt. Als er einst in einem Kloster vor Florenz nur den Entwurf zu einem Altarblatte gezeichnet hatte, wallfahrteten die Florentiner zwei Tage lang wie zu einem Heiligenbilde dorthin, um diesen bloßen Entwurf zu sehen.

Im Jahre 1499 ward er mit dem berühmten Michael Angelo nach Florenz berufen, um die Cartons zu einem herrlichen Saale zu entwerfen, die zu den Meisterstücken beider Maler gehören. Seit dieser Zeit ent-

stand zwischen ihm und jenem Künstler Eifersucht und Neid. Er verließ daher auch Rom, wohin er sich mit dem Herzog Julian von Medici begeben hatte, weil er hier gegen Michael Angelo und Raphael nicht aufkommen konnte, nahm, schon sehr bejahrt, die oft wiederholte Einladung Franz I. an und ging nach Frankreich (1515). Hier besuchte ihn der Monarch oft in Fontainebleau, und dort starb Leonardo 1518.

So wie Florenz die Wiege der neueren Malerei gewesen, so sollte sie auch daselbst zuerst zum reifen Mannesalter erstarken, und dieses geschah durch Leonardo da Vinci. Während man bisher Licht und Schatten, wodurch die auf einer Fläche vorgestellten Körper rund erscheinen, lediglich nach einem mehr oder minder richtigen Gefühle angebracht hatte, war es ein Hauptziel der genauesten Beobachtungen und anhaltenden Studien des Leonardo, über die Art, wie dieselben auf einen Körper wirken, bestimmte Gesetze aufzufinden. Da ihm dieses endlich gelungen, so wußte er durch die Anwendung derselben auf seine Gemälde diesen einen Grad der Modellirung zu geben, dergleichen man vor ihm noch nicht gekannt hatte. Und da er damit eine treffliche Zeichnung, Freiheit und edlen Stil in der Composition, eine hohe Idealität in Charakter und Ausdruck, endlich die sorgfältigste Ausführung vereinigte, mußten seine Werke, für alle Zeiten bewundernswürdig, für die seinige zugleich höchst lehrreich seyn.

Michael Angelo Buonarotti stammte von vornehmen Aeltern, und ward 1474 auf einem Landschlosse im Florentinischen Gebiete geboren. Der Mann seiner Amme war ein Bildhauer, und in seines Vaters Schlosse

ward viel gemalt. Das flößte dem lebhaften Knaben eine innige Sehnsucht ein, beide Beschäftigungen nachzuahmen, und der Vater schickte ihn zu einem Maler in Florenz. Einige Copien, die er hier verfertigte, zogen die Bewunderung des Lorenzo von Medici dergestalt auf sich, daß dieser ihn in die von ihm gestiftete Malerakademie aufnahm, an seine Tafel zog und ihm die besten Lehrer verschaffte. Hier lernte er auch den Politian kennen, der des Jünglings großen Geist schnell durchschauete, und seine Entwickelung befördern half.

Michael Angelo meißelte nun auch, und brachte als funfzehnjähriger Jüngling Figuren zu Stande, die für das Werk seines Meisters gelten konnten. Ein unablässiger Fleiß, eine heiße Liebe zur Kunst, und ein rastloses Streben nach dem Vollkommensten brachten diese Wunder hervor. Er war achtzehn Jahre alt, als sein Gönner Lorenzo starb. Jetzt bereisete er die berühmtesten Malerschulen in Mailand und Venedig, und kehrte dann, belebt mit neuem Feuer der edelsten Nacheiferung, nach Florenz zurück. Jetzt bildete er einen schlafenden Amor von Marmor, so schön, daß man ihm rieth, ihn heimlich zu Rom vergraben, und dann als Antike aufsuchen zu lassen. Er that es, und als der Fund entdeckt ward, zahlte wirklich ein Cardinal für die vermeinte Antike, der um mehrerer Täuschung willen ein Arm fehlte, zweihundert Scudi.

Voll frohen Stolzes kam nun der Jüngling nach Rom, bewies durch Vorzeigung des abgebrochenen Arms, daß das Werk das seine sey, und erntete allgemeine Bewunderung ein. Von jetzt an war das Leben des herrlichen Künstlers eine Reihe von Triumphen. In Rom, in Neapel, in Florenz, Venedig, Mailand und Ferrara

setzte er sich Denkmäler seines Ruhms; er diente sieben Päpsten und zweien Kaisern, und ward von ihnen mit Geld und Ehre überschüttet. Als er bei den Unruhen, welche die Verjagung der Mediceer zur Folge hatte, aus Florenz flüchten mußte, nahm er ein Vermögen von zwölftausend Thalern mit. Der Papst reichte ihm immer einen Stuhl, wenn er ihn besuchte, und Cosmus II. von Medici sprach nie anders als mit unbedecktem Haupte mit ihm. Er starb zu Rom 1564.

Michael Angelo malte nur al Fresco (auf frischen Kalk) und hielt die Oelmalerei für eine Weiberbeschäftigung. Eine Kunstart reichte zur Beschäftigung dieses Riesengeistes nicht aus; er umfaßte vielmehr mit gleicher Energie Sculptur, Malerei und Baukunst. In allen dreien gehen seine Ideen häufig ins Colossale; so die Statue seines Moses für das Grabesdenkmal des Papstes Julius II.; so seine Propheten und Sibyllen an der gewölbten Decke, sein jüngstes Gericht an der einen Seitenwand der Sixtinischen Capelle zu Rom; so seine Kuppel der Peterskirche, Werke, durch die er sich vorzüglich verewigt hat. Der Zeichnung war er in einem Grade Meister, daß es ihm, wie keinem Andern, gelungen ist, den Menschen in den schwierigsten Lagen und Stellungen darzustellen. Die Würde und Erhabenheit seiner Charaktere, zumal jener Propheten und Sibyllen, flößen Staunen und Ehrfurcht ein. Nur in der spätern Zeit ließ er sich von der Lebendigkeit seiner Phantasie und seiner großen Meisterschaft zuweilen verleiten, das richtige Maaß in Stellung und Bewegung seiner Figuren um etwas zu überschreiten.

Raphael Sanzio, von seinen Landsleuten der Göttliche genannt, ward 1483*) zu Urbino geboren. Sein Vater war ein sehr geschickter, aber armer Maler, bei dem der Knabe sich schon in zarten Jahren übte; da er ihn aber früh verlor, so ward er nach Perugia zu dem schon genannten Pietro Perugino gebracht. Nach dem Verlaufe einiger Jahre konnte man die Copien des Lehrlings nicht mehr von den Originalen des Meisters unterscheiden, und der Ruf von den Talenten des Jünglings war so groß, daß man ihm schon von allen Seiten Gemälde für Kirchen und fürstliche Cabinette auftrug.

Er malte nun verschiedentlich in Perugia, Siena und Urbino, und als er von den herrlichen Cartons des Leonardo da Vinci und Michael Angelo in Florenz hörte, konnte er sich nicht enthalten, dorthin zu reisen, um sie zu sehen. Er erwarb sich hier die Freundschaft eines trefflichen Malers, Fra Bartolomeo, und blieb ihm und der Kunst zu Liebe, ein Jahr lang dort. Außer den schönen Werken, die er ununterbrochen hervorbrachte, legte er sich nun zugleich mit dem größten Eifer auf das Studium der Anatomie und der Perspective. Es brannte in ihm ein innerliches, lebendiges Verlangen, den großen Männern ähnlich zu werden, die in seiner Kunst das Höchste geleistet und sich dadurch die Bewunderung der Zeitgenossen und den Ruhm der Nachwelt erworben hatten, und die Antiken und Michael Angelo's Gemälde ließen ihn nicht schlummern.

Endlich öffnete sich ihm eine glänzende Ehrenbahn. Der berühmte Bramante, der Baumeister der Peterskirche und Raphaels Verwandter, rief ihn nach Rom, und em-

---

*) Am Charfreitage, etwa zwei Monate nach Luthers Geburt.

pfahl ihn dem Papste Julius II. zu den Wandgemälden, womit dieser mehrere Prunkzimmer im Vatican ausschmücken lassen wollte. So entstand dann eine Reihe großer historischer Gemälde, von denen jedes eine Wand einnahm, indem die vielen darauf angebrachten Figuren alle Lebensgröße haben. Das erste war der sogenannte Streit über die Sacramente, eine Kirchenversammlung; das zweite die Schule von Athen, eine Versammlung der berühmtesten griechischen Dichter und Philosophen; das dritte der Berg Parnassus, auf dem er sein eignes Bild hinter den Gestalten Homers, Virgils und Dante's angebracht hat, u. s. w. Der Papst hatte nicht so bald die beiden ersten Stücke gesehen, als er den Maurern befahl, alle die Gemälde anderer Meister in den benachbarten Zimmern herunterzuschlagen, damit Alles neu von Raphael gemalt werden könne. Dieser rettete nur die Gemälde von einer Decke, welche sein Lehrer Pietro Perugino in früheren Zeiten gemahlt hatte. Nach Julius II. Tode ward Leo X. sein erhabener Beschützer. Alles sollte Er malen, und da er sich doch immer nur einem Werke widmen konnte, so machte er zuletzt nur die Zeichnungen, und überließ die Ausführung seinen Schülern. Auf diese Art sind besonders die Wandgemälde (Logen) in einer Galerie im ersten Hofe des Vatican entstanden, die größtentheils von seinen Schülern ausgeführt sind.

Raphael ist nicht bloß als ein Enkel der Florentinischen Schule zu betrachten, in so fern sein Lehrer Pietro Perugino, wie Leonardo da Vinci, bei Andrea Verocchio gelernt hatte, sondern ihr vorzüglich deshalb sehr innig verwandt, weil er die Richtung derselben, welche vorzugsweise auf Ausbildung der Composition und Form,

so wie der Idealität in Charakter und Ausdruck geht, in ihrer höchsten Vollendung dargestellt hat. Ihm ist es vergönnt gewesen, die durch zweihundertjährige Anstrengung ausgezeichneter Geister allmälig zu völliger Reife gediehene Frucht zu brechen. In der eigenthümlichen Sprache seiner in allen ihren Theilen mündig und frei gewordenen Kunst drückt er alle menschliche Zustände von der höchsten Ruhe durch alle Mittelstufen bis zur gewaltsamsten Leidenschaft in den verschiedensten Charakteren und den mannichfaltigsten Verbindungen mit der größten Leichtigkeit so durchaus erschöpfend aus, daß es schwer wird, sich darüber auf eine dieses Genius erster Art würdige Weise auszusprechen.

Raphael war an Körper und Gemüth einer der schönsten Menschen. Seiner Leutseligkeit und bezaubernden Freundlichkeit konnte Niemand widerstreben. Die Blödigkeit, die eine Folge seiner beschränkten Erziehung gewesen war, hatte sich in der Folge in eine edle Bescheidenheit verwandelt, die großen Künstlern sonst nicht eigen ist. Er aber schien seine eigene Größe nicht zu kennen. Seine liebevolle Seele führte ihn zu einem Uebermaaß von Empfindung für die weibliche Schönheit. Er starb am 7. April 1520 in der Blüthe seines Lebens, im sieben und dreißigsten Jahre, an Entkräftung.

Sein Begräbniß war ein Trauerfest für ganz Rom. In dem Saale, wo er zuletzt gemalt hatte, stand sein Leichnam im Sarge ausgestellt, zu seinem Haupte sein letztes hochberühmtes Gemälde, die Verklärung Christi auf dem Berge Tabor, und rings umher sah man die edelsten Männer Roms, die ihre Thränen nicht stillen konnten. Alles, was Künstler hieß, schloß sich an den Leichenzug mit an, und seine erhabenen Freunde sorgten

für ein seiner würdiges Ehrendenkmal. „O glücklicher und seliger Geist — ruft hier sein edler Biograph aus — von dem jeder gefühlvolle Mensch mit Wehmuth spricht, seine Thaten feiert, und jedes Blatt von ihm bewundert! Nun, da dieser edle Künstler starb, konnte auch die Kunst untergehen, denn da Er die Augen schloß, blieb sie gleichsam blind zurück. An uns ist es nun, die wir hinterblieben, sein Gutes nachzuahmen, seine Tugend in wohlverdientem Gedächtnisse zu erhalten, und sein Lob auf unsrer Zunge nie erkalten zu lassen."

Antonio Allegri, von seinem Geburtsort gewöhnlich Correggio genannt (geb. 1494, gest. 1534), entfaltete sein wunderbares Talent zu Parma. — Wenn man von irgend einem Künstler sagen kann, daß er der Liebling der Grazien gewesen, so ist es gewiß dieser, da bei keinem andern alle Theile der Kunst so von den Gaben derselben durchdrungen sind. In den Compositionen wie in den einzelnen Figuren gewahrt man nichts Gewaltsames oder Eiliges, sondern alle Stellungen sind gemäßigt und die Umrisse wunderbar fließend, so daß das Auge nicht müde wird, den sanften Schwingungen der Linien zu folgen. Seine Köpfe athmen eine so anmuthige, selige Andacht und Heiterkeit, daß man in ihrem Anschauen sich über die Sorge und das Elend dieser Erde weit erhaben fühlt. Um solche Wirkung zu vollenden, spielt in seinen Bildern das hellste Licht mit den blühendsten, frischesten Farben. Weder vor Correggio noch nach ihm hat ein anderer Maler seine Bilder in Rücksicht der Beleuchtung so als ein Ganzes zu behandeln und wieder im Einzelnen durch Halbschatten und Widerscheine für Harmonie und Modellirung so viel Vor-

theil daraus zu ziehen verstanden. Zugleich war er der größte Meister für Verkürzungen, wie dieses zwei Kuppeln zu Parma, die er in Fresco ausgemalt hat, beweisen. Vier große Altarblätter in Dresden, worunter die berühmte Nacht, das ist eine Anbetung der Hirten, auf welcher das Licht vom Kinde ausgeht, und ein fünftes zu Parma, sind das Vorzüglichste, was wir an Ölgemälden von ihm besitzen.

Titiano Vecellio (geb. 1477 zu Cadore im Friaul, gest. 1576). — In diesem Meister erreichten die Bestrebungen der Venetianischen Schule den höchsten Gipfel der Ausbildung. Ohne sich zum Idealischen zu erheben, sind Titians beste Werke von einer unübertrefflichen Lebendigkeit und Naturwahrheit, und die Farben feiern darin durch Klarheit, Wärme, Sättigung und Übereinstimmung unter einander ihren höchsten Triumph. Für die Abstufung der Töne im Fleische hatte er ein so feines Gefühl, daß ohne tiefe Schatten zu suchen, dennoch Alles gehörig gerundet erscheint. Zu den berühmtesten unter seinen zahlreichen Werken gehören zwei große Kirchenbilder zu Venedig, der Tod des heiligen Petrus Martyr und eine Himmelfahrt Mariä; eine Venus zu Florenz, eine Danae zu Neapel u. a. m.

Gleichzeitig oder nur wenig später lebten an den genannten Orten mit diesen größten Meistern andere, die ihnen würdig zur Seite stehen, als zu Florenz Andrea del Sarto und Fra Bartolomeo, in Rom Giulio Romano und Perin del Vaga, in Venedig Giorgione da Castelfranco und Pordenone, u. a. m. Im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts sank indeß die Malerei in Ita-

lien, mit Ausnahme von Venedig, wo sie sich auf einer gewissen Höhe erhielt, sehr herab. Hauptsächlich war hieran eine mißverstandene Nachahmung jener großen Meister schuld, und der verkehrte Begriff von Meisterschaft, welche man besonders in der Schnelligkeit, mit der ein Werk vollendet wurde, suchte. Vor Allen wurde Michael Angelo kleineren Geistern verderblich, welche durch Übertreibungen ihren Werken seinen Geist einzuhauchen glaubten. Erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts erfuhr die Malerei zu Bologna durch Ludwig Caracci (geb. 1555, gest. 1619) und seine beiden Neffen, Augustin und Hannibal, eine Art von Reform, indem diese wieder ein sehr gründliches Studium der Antike und Natur aufbrachten, und so ausgerüstet dahin strebten, das Vorzügliche eines jeden der oben genannten großen Meister in ihren Werken zu vereinigen. Auch gelang ihnen dies wenigstens in so weit, daß durch eine Anzahl ihrer Schüler, von denen wir hier nur Guido Reni und Domenichino als die vorzüglichsten nennen wollen, die Malerei bis zur Mitte des siebzehnten Jahrhunderts wieder eine würdigere Stellung gewann.

Die Bildhauerkunst sank in Florenz nach dem Tode des Ghiberti (Th. VI. S. 361.), und wurde erst durch den Michael Angelo wieder gehoben, der auch in dieser Kunst Erstaunliches leistete. Sein Einfluß auf die Späteren war hier ein ähnlicher, wie in der Malerei, wenn er gleich nicht in demselben Grade schädlich war. Mehr als andere Künstler befreite sich davon Johann von Bologna, der durch zahlreiche Werke in Bronze die Sculptur während des sechzehnten Jahrhunderts auf einer gewissen Höhe erhielt, von welcher sie jedoch bald nach ihm gänzlich herabsank.

In der Baukunst richtete man seit Brunelleschi die Augen immer mehr auf die antiken Denkmale, und bildete sie nach dem Muster derselben auf eine den Bedürfnissen der Zeit angemessene Weise aus. Der berühmte Bramante, dessen schon oben gelegentlich erwähnt ist, hat sich durch zahlreiche Gebäude in Rom als einen der größten Baumeister der neuern Zeit erwiesen. Michael Angelo, der ihm folgte, übertraf ihn an Kühnheit, stand ihm aber an Reinheit des Stils etwas nach. Wir nennen hier nur noch den Palladio (geb. 1518, gest. 1580), der in vielen Palästen zu Venedig und seiner Vaterstadt Vicenza, noch mehr aber in einer großen Zahl von Landhäusern, einen edlen und einfachen Geschmack mit großer Bequemlichkeit zu verbinden wußte. In Rom gerieth die Architektur nach Michael Angelo immer mehr in Verfall.

Auch in den redenden Künsten traten in dieser Periode unter den Italienern herrliche Geister auf. Das mit so vieler Begeisterung, ja Leidenschaft, ergriffene Studium der Alten zeigte seinen großen Einfluß nicht nur bei Denen, die Lateinisch schrieben und dichteten, sondern auch in der Nationallitteratur. Vor Allen ist hier der berühmte Nicolo Machiavelli zu nennen (geb. zu Florenz 1469, gest. 1527). Er war Staatssecretair der Florentinischen Republik, diente ihr in den wichtigsten Geschäften, und wurde unter andern zwanzigmal als Gesandter an auswärtige Höfe geschickt. Seine republicanische Gesinnung stürzte ihn ins Verderben. Als die Mediceer 1512 wieder die Oberhand gewannen, wurde er beschuldigt, an einer Verschwörung gegen sie Theil genommen zu haben, und mußte deswegen sogar die Folter erdulden. Doch hatte das Unglück nicht vermocht,

seinen Geist niederzudrücken. Als er wieder in Freiheit gesetzt war, wandte er seine Muße auf schriftstellerische Arbeiten, die an Kraft und Schönheit der Darstellung den Werken der Alten an die Seite gesetzt zu werden verdienen, aber auch der Gesinnung nach einen mehr heidnischen als christlichen Geist athmen. Nächst seiner Florentinischen Geschichte sind besonders seine Betrachtungen über den Livius und sein Buch vom Fürsten berühmt. Überhaupt erzeugte in der jetzt von uns beschriebenen Periode kein Land für die Bearbeitung der Geschichte in der Muttersprache so classische Schriftsteller als Italien. Wir nennen hier noch Francesco Guicciardini, der die Geschichte Italiens von 1494 bis 1532, Paolo Sarpi, der das Tridentinische Concilium, und Arrigo Caterino Davila, der die bürgerlichen und religiösen Unruhen in Frankreich während der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts beschrieb.

Unter den Dichtern dieser Zeit strahlen vor Allen Lodovico Ariosto (geb. 1474, gest. 1533) und Torquato Tasso (geb. 1544, gest. 1595) hervor. Jener stellt uns in seinem rasenden Roland ein großes, mannichfach bewegtes, mit üppigem Pinsel entworfenes Bild einer reich geschmückten Wunderwelt vor Augen, das in den anmuthigsten Farben glänzt, in dem Ernst und Scherz kühn und großartig gemischt sind; in dem befreiten Jerusalem des zweiten tönt uns aus dem Zauber der wohllautendsten Sprache ein starkes Gefühl und eine fromme Begeisterung entgegen. Beide Werke wurden Gegenstand der höchsten Bewunderung und Liebe der Nation durch alle Stände. Neben diesen Dichtern ist der gedanken- und schwungreiche Guarini (geb. 1537, gest. 1612) zu nennen, dessen Pastor fido in ganz Europa gelesen und

bewundert wurde. Mit ihm war die ächte poetische Kraft in Italien erschöpft; er selbst steht schon an der Gränze und ist nicht ganz frei von Übertreibungen. Etwa ein Menschenalter nach ihm trat Giambattista Marini auf, ein Dichter voll Weichlichkeit, Üppigkeit, Schwulst und gekünstelter Witzesspiele. Der gesunkene Geschmack nahm dies für Schönheiten, und fand so großes Wohlgefallen daran, daß fast alle Italienische Dichter jetzt im Stil Marini's schrieben, und dadurch den völligen Verfall des poetischen Sinnes bekundeten.

In den strengen Wissenschaften blieben die Italiener gleichfalls nicht zurück; ja es stand unter ihnen ein Mann auf, Galileo Galilei (geb. 1564, gest. 1642), der sich durch seine vielen trefflichen Entdeckungen im Fache der Naturlehre den Namen des Vaters der neuern Physik erworben hat. Seinen merkwürdigen Lebensumständen wollen wir hier noch eine ausführliche Erwähnung widmen.

Galilei war der Sohn eines Edelmanns in Pisa, der ein Freund wissenschaftlicher Beschäftigungen war, und, vermuthlich sich selbst unbewußt, in seinem Sohne durch sein Beispiel einen ähnlichen Hang erweckte. Denn ungeachtet er selbst ihn zum Tuchhandel, einem in Florenz ehrenvollen Gewerbe, bestimmte, mußte er doch zuletzt der Neigung des Knaben zum Studiren nachgeben; er ließ ihn daher die Universität zu Pisa besuchen, wo er sich auf die Arzneiwissenschaft und die Aristotelische Philosophie legen sollte. Sein Geist richtete sich indeß fast ausschließlich auf das reale Wissen, und auf diesem Gebiete war er mit einer seltenen Gabe zu Beobachtungen und neuen Entdeckungen ausgerüstet. Schon in sei-

nem neunzehnten Jahre führte ihn das Hin- und Herschweben einer im Dom zu Pisa vom Gewölbe herabhängenden Lampe auf die Gesetze des Pendels, deren Entdeckung und erste Benutzung zur Abmessung der Zeit man ihm zu verdanken hat. Jetzt glaubte er in der Mathematik die gehaltreichste aller Wissenschaften gefunden zu haben, und beschloß sich dem Studium derselben und der Physik ausschließend zu widmen. Der Ruf seiner Kenntnisse verschaffte ihm schon in seinem fünf und zwanzigsten Jahre (1589) eine Professur der Mathematik zu Pisa. Er machte jetzt auf dem hohen Thurme der Domkirche sehr interessante Versuche, aus denen er die Gesetze der Geschwindigkeit fallender Körper fand. Bei immer weiteren Untersuchungen zeigte sich ihm die Unhaltbarkeit vieler Meinungen des Aristoteles in Hinsicht auf Naturerscheinungen; aber dieser Philosoph hatte damals noch in jeder Rücksicht so viele Verehrer, daß ihn anzugreifen für den größten Frevel galt. Die Wuth der Gegner war so groß, daß der junge Professor schon nach zwei Jahren seine Stelle niederlegen und Pisa verlassen mußte. Dafür ward er aber 1592 von dem Venetianischen Senate zum Lehrer der Mathematik nach Padua berufen, und hier fanden seine Vorlesungen so außerordentlichen Beifall, daß sie Zuhörer aus den entferntesten Gegenden herbeilockten. Indem er nun unablässig die mathematischen Wahrheiten auf physische Erscheinungen anwandte, kam er von einer neuen Wahrnehmung auf die andere. Seit 1604 machte er über den Magneten interessante Beobachtungen, und 1609 verfiel er, indem er eine zufällige Bemerkung eines Holländischen Brillenmachers weiter verfolgte, auf die Entdeckung der astronomischen Fernröhre und des Mikroskops. Kaum hatte er

diese unschätzbare Erfindung gemacht, so wandte er sogleich seine Blicke zum Himmel, und machte eine Reihe neuer astronomischer Entdeckungen. Er fand die Beschaffenheit der Mondsoberfläche, lehrte die Höhe der Berge im Monde aus ihrem Schatten messen, und zählte im Siebengestirn, wo das bloße Auge nur sieben Sterne unterscheidet, sechs und dreißig. Jetzt ahnete er auch, was wir nun wissen, daß sich mit Hülfe besserer Fernröhre vielleicht die Milchstraße in ein ganzes Heer von Sternen auflösen möchte. Am 7. Januar 1610 fand er die Jupiterstrabanten. Von diesem Jahre an setzte er seine Entdeckungen in Florenz fort, wohin ihn Cosmus II. von Medici, als großherzoglichen Mathematiker und Philosophen, unter den ehrenvollsten Bedingungen berufen hatte.

Aber diese Auszeichnung war eine Kleinigkeit gegen die Last des Neides, die den großen Mann, eben um seiner Größe willen, drückte. Seit 1632, da er einen Dialog über die Copernicanische und Ptolemäische Weltordnung herausgegeben hatte, brach eine offene Verfolgung gegen ihn aus. Er hatte in diesem Buche einen gewissen Salviati die erstere, und einen Simplicio die zweite vertheidigen lassen, doch so, daß die Gründe des Erstern das Übergewicht hatten. Nun war das Ptolemäische System, welches die Erde in den Mittelpunct des Weltalls setzt, und die Sonne sammt allen übrigen Sternen sich um dieselbe bewegen läßt, damals gleichsam das Hof- und Kirchensystem; ja das Copernicanische, nach welchem die Sonne im Mittelpuncte unserer Planetenwelt still steht, galt für Ketzerei, da es mit einer Stelle in der Bibel (Josua X., 12. 13.) streite. Die Mönche predigten nun öffentlich gegen Galilei, wobei einer gar

witziglich den Spruch (Ap. Geschichte I., 11.) „viri Galilaei, quid statis adspicientes in coelum?“ zum Text nahm; ja die Jesuiten, die alle mathematische Gelehrsamkeit gepachtet zu haben glaubten, stellten dem Papst Urban III. vor, unter dem Simplicio sey er gemeint, und Galilei habe ihn dadurch verspotten wollen, daß er die Erlaubniß zum Druck eines solchen Buches habe geben können. So ward denn die Sache wirklich proceßfähig gemacht, und eine Congregation von Cardinälen, Mönchen und Mathematikern, sämmtlich Galilei's Feinde, eingesetzt, um sein Werk zu untersuchen. Sie erklärten es für höchst gefährlich, und forderten ihn vor das furchtbare Inquisitionsgericht nach Rom. Unglücklicherweise lebte sein Gönner Cosmus nicht mehr. Ungeachtet seines Alters, seiner schwächlichen Gesundheit und der rauhen Jahrszeit, mußte er nun im Winter 1633 nach Rom reisen, und nachdem er hier einige Monate in banger Erwartung und zum Theil im Gefängnisse geschmachtet hatte, wurde er, zur ewigen Schande des Römischen Hofes, von der Inquisition verdammt, die großen Wahrheiten, die er behauptet hatte, auf den Knieen liegend und die Hand aufs Evangelium gestützt, vor unwissenden Mönchen abzuschwören (23. Jun. 1633). Die Formel lautete: Corde sincero et fide non ficta abjuro, maledico et detestor supradictos errores et haereses. Im Aufstehen stampfte er mit dem Fuße, und brummte in den Bart: „und doch bewegt sie sich!“ Hierauf wurde ihm sein von sieben Cardinälen unterzeichnetes Urtheil vorgelesen, durch welches er auf eine unbestimmte Zeit zum Kerker der Inquisition, und drei Jahre hindurch wöchentlich einmal die sieben Bußpsalmen Davids zu beten verurtheilt, sein Buch verboten, und sein

System, als der Bibel zuwider, verdammt wurde. Es ist wahrscheinlich, daß man den unglücklichen Greis auch gefoltert hat.

In den letzten Jahren seines Lebens ward er blind und taub, aber dennoch hörte er nicht auf, sich mit neuen Forschungen zu beschäftigen. „In meiner Finsterniß, schreibt er 1637 an einen Freund, grüble ich bald diesem, bald jenem Gegenstande der Natur nach, und kann meinen rastlos arbeitenden Kopf nicht zur Ruhe bringen, so gern ichs auch möchte. Diese immerwährende Geschäftigkeit meines Geistes raubt mir fast allen Schlaf." Endlich starb er, im fünf und siebzigsten Jahre seines Alters, in den Armen seines Schülers Vincenzo Viviani, der in der Folge keinen höhern Stolz kannte, als sich mit dem Beisatze: letzter Schüler des Galilei, zu unterzeichnen. Außer ihm hatte er eine Menge trefflicher Zöglinge gebildet. Sein Körper wurde in der Kirche zum heiligen Kreuz in Florenz, neben dem Grabmal des Michael Angelo, beigesetzt.

Er war klein von Gestalt, aber von gesundem und festem Körper und einer einnehmenden Lebhaftigkeit. Nur mit seinen vertrautesten Freunden sprach er von Mathematik und Philosophie. Seine Zeitvertreibe waren der Gartenbau, die Musik, das Zeichnen und die Dichtkunst. Den Ariost wußte er fast auswendig. Seine eigene Schreibart ist klar und angenehm.

IX.

Die übrigen Völker.

1. Die Schweizer.

Im sechsten Theile dieses Werks (S. 253.) ließen wir die Schweizer am Ende ihres Krieges gegen Karl den Kühnen von Burgund, den sie nicht nur siegreich bestanden, sondern auch das vorzüglichste Werkzeug wurden, diesen von den größten Monarchen Europa's gefürchteten Herzog von der Höhe seiner Macht herabzustürzen. Auch für ihre Geschichte bilden diese großen Siege einen merkwürdigen Wendepunct, aber von ganz anderer Art. In dem gefährlichen Burgundischen Kriege, sagt ein Schweizerischer Geschichtschreiber, haben die Eidgenossen den Ruhm ihrer Waffen zum Nachtheil des guten Rufs ihrer Mäßigkeit ausgebreitet. Die große Beute an edlen Steinen, Gold und Silber, die ihnen in die Hände gefallen war, und die vielen Französischen Hülfsgelder, machten einzelne Geschlechter übermüthig, oder wurden von dem gemeinen Mann in kurzer Zeit durch Schwelgen und Ausschweifungen aufgezehrt. Das Reislaufen, wie man das Eintreten in fremde Kriegsdienste nannte, nahm nun überhand, und gab zu vielen Unordnungen Anlaß. Die Reisläufer nahmen nicht selten von zweien Herren Geld, die Hauptleute oder Aufwiegler verkürzten den gemeinen Burschen den Lohn u. s. w. Die Oberen machten Gesetze dagegen, ohne sie zu vollziehen, oder schwiegen, weil sie Jahrgelder und Geschenke empfin-

gen. Dadurch verdarb der Kern der Schweizer, wie durch Prachtliebe und Sittenlosigkeit das ganze Volk.

Zwischen den Ländern (so hießen die Cantone von demokratischer Verfassung, wo keine Städte waren) und den mehr oder weniger aristokratisch regierten Stadtgemeinden entstand Eifersucht aus der Verschiedenheit der Sitten und Regierungsformen. Besonders war Bern Gegenstand des Hasses der Ersteren. Wegen der Aufnahme von Freiburg und Solothurn in den Bund, welche die Städte wollten, und der die Länder sich widersetzten, entstand heftiger Groll, und auf einer Versammlung zu Stanz (1481) stieg die Erbitterung so hoch, daß der letzte Tag der Eidgenossenschaft gekommen zu seyn schien. Da kam aus der Einsamkeit der fromme Bruder Klaus von der Flüe, der früherhin in Krieg und Frieden dem Vaterlande ausgezeichnete Dienste geleistet, dann dem unwiderstehlichen Triebe des Herzens folgend, sich in die Wildniß zurückgezogen hatte, wo er mit wunderbarer Enthaltsamkeit stillen Betrachtungen lebte. Als dieser Mann mit seiner Ehrfurcht gebietenden Persönlichkeit in die Versammlung trat, hörte Alles in frommer Scheu seiner Rede, und es gelang seinen schlichten, aber kräftigen Worten, Versöhnung zu stiften. Es wurde eine Verkommniß geschlossen, die als ein neues Grundgesetz für die ganze Eidgenossenschaft gelten sollte. In der Hauptsache trugen die Städte den Sieg davon; Freiburg und Solothurn wurden in die Eidgenossenschaft aufgenommen. Doch endeten damit die Reibungen nicht; auch innerhalb der Cantone war Bürgerzwist. Der Bürgermeister Hans Waldmann in Zürch, groß als Krieger und Staatsmann, nur daß er zuweilen willkührlich handelte, hatte den Adel gereizt; dieser verband sich mit den

Landleuten, und der angesehenste Eidgenosse starb unter dem Beile des Scharfrichters (1489).

Die schlaue Staatskunst Ludwigs XI., welcher die Eidgenossen schon wider Karl den Kühnen in die Waffen gebracht hatte, strebte ihre Kraft auch ferner für den Vortheil Frankreichs zu benutzen, und brachte sie 1480 zu einem Vertrage, vermöge dessen er gegen Geldzahlungen Soldaten von ihnen erhielt. Noch kurz vor seinem Ende bemühete er sich, dies Verhältniß auf seinen Nachfolger überzutragen, und Karl VIII. wußte auch durch richtige Zahlungen aus den Schätzen, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, gegen die gleichen Bemühungen Österreichs den Vorzug zu behaupten. Wenn aber zuweilen den Häuptern die Jahrgelder nicht richtig bezahlt wurden, so wankte das Französische Interesse, wie wir denn in den oben erzählten Kriegen Ludwigs XII. die Schweizer bald für, bald wider diesen König haben auftreten sehen. Kaiser Maximilian hätte die Eidgenossen gar gern auf seiner Seite gehabt, und da es ihm an Gelde fehlte, so wollte er es auf eine andere Weise versuchen, und damit zugleich die Schweiz wieder an Deutschland knüpfen, wo durch ihn, wie wir wissen, endlich eine neue Einigung zu Stande gekommen war. Er ließ die Eidgenossen einladen, dieser Einigung beizutreten, die Oberhoheit des Reichs und des Kammergerichts anzuerkennen, und von dem Bunde mit Frankreich abzulassen. Sie aber weigerten sich beharrlich, und der dadurch neu entstandene Haß führte bei einem unbedeutenden Anlaß offenen Krieg herbei (1499). Die Schweizer waren, wie bis dahin immer, siegreich, und noch in demselben Jahre kam zu Basel der Friede zu Stande, in welchem von keinen Forderungen des Reichs mehr die Rede war, und der den

Ruhm und das Ansehn der Schweiz noch erhöhte. Basel und Schafhausen traten bald nachher in den Bund, und 1513 Appenzell als der dreizehnte und letzte Canton. Neue Unruhen wurden durch die Reformation hervorgebracht, die in der Schweiz nicht durch Mittheilung aus Deutschland entstand, sondern auf eine ganz unabhängige Weise.

---

2. Schweizerische Reformation durch Ulrich Zwingli.

Dieser berühmte Reformator (geb. 1484) war der Sohn eines Amtmanns zu Wildhausen in der Grafschaft Toggenburg. Seine erste Bildung empfing er von einem Oheim, der ein Landpfarrer war. Dann kam er nach Basel, und von da nach Bern in die Schule. An beiden Orten legte er sich mit dem größten Fleiße auf die Wissenschaften und auf Musik. Schon war er nahe daran, ein Mönch zu werden; aber ein glücklicher Umstand, man weiß nicht mehr, von welcher Art, verhinderte ihn daran, und Zwingli ging dafür nach Wien auf die Universität, wo er sich mit großem Fleiße dem Studium der Philosophie ergab. Nach seiner Rückkunft aus Wien ward er Schullehrer in Basel, und hier war es, wo ihm beim Studium der Theologie Zweifel gegen den herrschenden Lehrbegriff der Kirche aufstießen.

Ein gelehrter Theologe zu Basel, Thomas Wyttenbach, und ein Universitätsfreund, Leo Jud, trafen in ihren Untersuchungen mit ihm zusammen, und ihr Eifer in der Schriftforschung beförderte nicht wenig die Entdeckung der neuen Wahrheiten. Vermöge des Interesses, welches

ein lebhafter und denkender Kopf in ähnlichen Köpfen erregt, zog er auch einen Kreis von redlichen Freunden an sich, und nachdem sie darin übereingekommen waren, daß das gegenwärtige kirchliche System von den Lehren des Erlösers sehr weit verschieden sey, beschlossen sie, jeder in seinem Kreise, von der Kanzel herab das wahre Evangelium unter das Volk zu verbreiten. Keinem gelang dies mehr, als Zwingli selbst, denn seine Predigten waren voll Herzlichkeit, und seine gefälligen Sitten machten ihn überall beliebt. Die vier Pfarrer, mit denen er sich zuerst näher verband, waren Konrad Rechberg, Abt im Kloster Einsiedeln, Leo Jud, Franz Zingy und Michael Sander. Ein guter Erfolg ihrer Bemühungen war schon der, daß den Klosterfrauen das Mettensingen erlassen und die Erlaubniß zu heirathen gegeben wurde. Um noch mehr auszurichten, wandten sie sich an den Bischof Hugo von Kostnitz, und an den Cardinal und Bischof zu Sitten, Matthias Schinner, und baten um Reinigung der Kirche, erlangten aber nichts als allgemeine Versprechungen.

Ein größerer Wirkungskreis eröffnete sich für Zwingli 1518, als er zum Pfarrer nach Zürch berufen ward. Hier fand er ein freiheitliebendes, neuerungssüchtiges Volk, und einen Rath, der ihm auf halben Wegen entgegen kam. Er führte eine neue Art zu predigen ein, indem er in zusammenhängenden Homilien seinen Zuhörern das ganze neue Testament bekannt machte und erklärte. Dann deckte er bei Gelegenheit auch wol die Verderbniß der Geistlichkeit und die Anmaßungen der Päpste auf, und als 1519 ein Barfüßermönch, Bernhard Samson, mit Ablaßbriefen in der Schweiz umherzog, eiferte er, wie Luther, gegen diesen Unfug. Um aber Anderen immer nützlicher

zu werden, bildete er sich selber durch fortgesetztes Studium der Bibel und der Classiker, ja er lernte in seinem vier und dreißigsten Jahre noch Hebräisch, um das alte Testament in der Ursprache lesen zu können. Seine Tagesstunden waren auf das regelmäßigste eingetheilt, und er entzog dem Schlafe manche Stunde, um sie für das Studiren zu gewinnen.

Da er sich in seinen Predigten und Schriften allmählig immer mehr gegen die Mißbräuche der herrschenden Kirche erklärte, so blieben die Angriffe auf ihn nicht aus. Im Jahre 1522 beklagte sich der Bischof von Kostnitz in einem Schreiben an das Stift der Chorherren zu Zürch, unter welche Zwingli eben auch aufgenommen worden war, über die gefährlichen Neuerungen und Unruhen, die im Zustande der Religion und Kirche dort vorgingen, über die Verachtung der alten Gebräuche und Auflehnung gegen die bischöfliche Gewalt, und ermahnte sie, keine Veränderungen der Art zuzugeben. Zwingli antwortete durch eine nachdrückliche Schutzschrift, in welcher er eingestand, daß er alle willkührliche menschliche Vorschriften in Glaubenssachen verwerfe. Da ihn nun auch die Dominicaner für einen Ketzer erklärten, so ordnete die Regierung, zum Theil auf sein Verlangen, auf den Januar 1523 ein Religionsgespräch zwischen den Lehrern beider Theile an. In diesem, wie in noch zwei anderen bald darauf gehaltenen Disputationen, erschienen Zwingli's Ansichten seinen Mitbürgern so überzeugend, daß 1524 die Messe und die Bilder abgeschafft wurden. In diesem Jahre verheirathete sich der Reformator auch, nachdem ihm schon mehrere andere Priester und Mönche darin vorangegangen waren. Zu Basel machte die Reformation um dieselbe Zeit durch einen andern trefflichen

Theologen, Decolampadius (Hausschein), einen Freund Zwingli's, Fortschritte, und in anderen Schweizerischen Städten folgte man dem gegebenen Beispiele. Johann Eck, der bekannte Gegner der Lutherischen Reformation, hielt 1526 zu Baden eine Disputation mit Zwingli und Decolampadius, ohne dadurch den Fortschritt der angefangenen Bewegung hemmen zu können. Ein anderes 1528 zu Bern veranstaltetes Gespräch war für den Sieg der neuen Lehre in diesem Canton entscheidend. Von den vergeblichen Bemühungen, die Schweizerische Reformation mit der Lutherischen zu vereinigen, ist schon in der Geschichte der letzteren (Th. VII. S. 287.) die Rede gewesen.

Doch errang Zwingli's Lehre nicht im ganzen Lande den Sieg; vorzüglich in den demokratisch regierten Cantonen Schwyz, Uri, Unterwalden und Zug blieb man dem alten Kirchenglauben getreu, und dieses gab der politischen Spaltung eine neue Heftigkeit. Denn die beiden mächtigsten aristokratischen Staaten, Zürch und Bern, hatten die Reformation angenommen, und deshalb ein Bündniß mit einander geschlossen, in welches auch Biel, Mühlhausen, Basel und St. Gallen aufgenommen wurden. Von einem Ende der Schweiz bis zu dem andern geschah eine Wanderung und Verpflanzung vieler Familien, die ihre Vaterstadt, wo ihre Religion unterlag, gegen einen andern Ort vertauschten, wo diese durch den Beschluß der Obrigkeit herrschte. Nach dem Beispiel der reformirten Cantone schlossen Schwyz, Uri, Unterwalden, Zug und Lucern 1529 gleichfalls eine Vereinigung zur Beschützung ihres Glaubens, und verbanden sich mit dem Könige Ferdinand von Ungern und Böhmen. Noch in demselben Jahre kam es zu kriegerischen Rüstungen.

Diesmal brachte indeß noch Johann Aebli, Landammann zu Glarus, durch Bitten und Ermahnungen bei Katholischen und Reformirten einen Frieden zu Wege, vermöge dessen jedem Canton das Recht blieb, die Religion in seinem Gebiet zu bestimmen; in den gemeinschaftlichen Vogteien sollte dieselbe nach der Mehrheit der Stimmen geordnet werden. Aber in jenen fünf Orten stieg die Erbitterung, als die Reformation noch immer weitere Fortschritte machte. Sie klagten, daß die Zürcher die Rechte des vertriebenen Abts von St. Gallen gesetzwidrig ausübten, und fielen in deren Gebiet ein. Hier hatte man schlechte Anstalten getroffen, und stellte dem Feinde nur einen unordentlichen Haufen in Eil zusammengeraffter Mannschaft entgegen, unter dem auch Zwingli war, der es für unedel hielt, zurückzubleiben, wo es galt, den durch ihn zuerst erregten Religionsstreit auszufechten. Am 11. October 1531 kam es bei Kappel unweit Zürch zum Treffen. Aber in dem Zürchischen Heere war weder Gehorsam noch Befehl, das Gefecht war mehr ein Tumult, Anführer und Gemeine flohen. Zwingli blieb bewaffnet unter der Zahl der Wenigen, die Stand hielten. Als er verwundet worden und aus Entkräftung niedergefallen war, ereilte ihn ein Unterwaldner Hauptmann, Namens Fuckingen, und gab ihm den Todesstoß in den Hals, da er mit gefalteten Händen und nach dem Himmel gerichteten Augen durch das Winken des Hauptes sich weigerte, die heilige Jungfrau anzurufen. Denn der Pöbel der Sieger war geschäftig, die Verwundeten mit dem Degen auf der Brust zum katholischen Glauben zu bekehren, und die hartnäckigen Ketzer abzuschlachten. Von gleicher Leidenschaft geleitet, ließen die Feinde Zwingli's Leichnam vom Henker viertheilen und verbrennen, und

mischten die Asche von Schweinen unter die seine, damit nicht etwa ein Verehrer des Verstorbenen sie sammeln möchte.

Die fünf Cantone machten sich indessen diesen ersten Vortheil nicht sonderlich zu Nutze. Bern, Basel, Schafhausen und die übrigen Orte der reformirten Verbindung sandten dem bedrängten Zürch Hülfstruppen. Zehn Tage nach der Schlacht vereinigten sich diese mit den Zürchern, man trieb die Katholiken bis auf den Zugerberg, wo sie eine feste Stellung einnahmen. Sie daraus zu vertreiben, mißglückte indeß abermals, die Zürcher wurden besiegt, und dieser Schlag war nachtheiliger als der erste. Die Evangelischen fingen an, sich im Felde zu trennen; Zürch machte Frieden, und auch Bern nahm ihn an (1531). Diesem gemäß wurde in der Abtei St. Gallen die katholische Religion wieder eingeführt. Auch in den evangelischen Cantonen entstanden seit dem unglücklichen Ausgange des Krieges Bewegungen, und an einigen Orten wurden die Katholiken rege und stellten die Messe wieder her. Im Ganzen erhielt die Kirchenverbesserung in der Deutschen Schweiz durch diesen Frieden die Gränzen, in denen sie späterhin geblieben ist.

Während hier der Religionskrieg wüthete, hatte der heftige Farel (oben S. 90.), unter dem Schutze Berns, mit großer Hitze die Reformation in der (der Sprache nach) Französischen Schweiz gepredigt. Er bestieg zu Genf die Kanzel alle Tage, ohne sich durch den Lärm der muthwilligen Kinder, oder durch die Thätlichkeiten der Weiber und Männer irre machen zu lassen, die ihm oft als einem Verführer das Angesicht zerkratzten oder den Bart rupften. Zu Granson lief er Lebensgefahr, indem die Priester und ihre Freunde ihm mit Dolchen und

Örten den Zugang zu ihren Kirchen verwehrten. Wie in Genf späterhin die Reformation durch Calvin vollendet wurde, haben wir oben gesehen. Die Genfer benutzten diese Gelegenheit, die Ansprüche Savoyens auf die Oberhoheit in ihrer Stadt für immer zurückzuweisen, und die mit ihnen verbündeten Berner, das Waadtland an sich zu bringen (oben S. 320.), welches sie durch Ausbreitung der Reformation in demselben fester an sich knüpften. Diese Besitzungen wurden erweitert, als endlich auch das gräfliche Haus Gryerz dasselbe Schicksal hatte, welches alle große Häuser in der Schweiz betraf. Schlechte Wirthschaft und eine große Schuldenlast spielten die reichen Besitzungen dieses Grafen in die Hände Berns. So war nun auch gegen Westen die Abrundung der Schweizerischen Eidgenossenschaft vollendet. In die Europäischen Angelegenheiten mischte sie sich als selbständige Macht in den folgenden Zeiten wenig.

---

3. Skandinavien unter Johann I. und Christian II.

(1481 — 1523.)

Die Calmarische Union, welche die drei Nordischen Reiche zu einem Ganzen hatte verschmelzen sollen, hatte ihren Zweck verfehlt, und in den Schweden war das Bestreben, ihre Selbständigkeit gegen die von Dänemark aus regierenden Unionskönige zu behaupten, stets herrschend geblieben. In diesem Kampfe verließen wir (Th. VI. S. 418) den Norden nach dem Tode Christians I. (1481), dessen Sohn und Nachfolger Johann I. sich sogleich bemühte, die aufgelöst'e Vereinigung wiederherzustellen. In

der That kam es zu einem Vertrage, der die Erneuerung der Verbindung enthielt, aber unter Bedingungen, welche dem Zwecke derselben die größten Hindernisse in den Weg legten. So versprach Johann, Norwegen den Bahuser Zoll, den Schweden besaß, wieder zu verschaffen, in jedem der drei Reiche eine beständige Schatzkammer unter Aufsicht eines geistlichen und eines weltlichen Reichsraths anzulegen, in den Reichsrath keinen aufzunehmen, der nicht von Adel sey, oder den übrigen Reichsräthen mißfiele, u. s. w. Ja trotz dieser Bedingungen herrschte in Schweden der Reichsvorsteher Sten Sture fast unumschränkt durch schlaue Gewandtheit und die Zuneigung des Volkes, denn der Adel beugte sich mit Unwillen vor einem Manne, der seines Gleichen war. Und obgleich Johann, bei Gelegenheit eines ausgebrochenen Streites zwischen Sten Sture und einem andern Schwedischen Großen, Svante Sture, den Erstern mit Krieg überzog und ihn besiegte, so mußte er dennoch einen Vergleich mit ihm eingehen, wodurch Sten Sture das Reichshofmeisteramt und einige Provinzen zu Lehen erhielt. Johann griff hierauf das Völkchen der Dithmarsen zwischen der Elbe und Eider an, erlitt aber am 17. Febr. 1500 trotz seiner großen Übermacht eine schwere Niederlage, und sogleich stand Sten Sture wieder auf. Er trachtete sogar, auch Norwegen zu erobern, wobei er auf die Hülfe der Hansestädte rechnete, welche damals mit dem Könige entzweit waren. Indeß starb Sten Sture (1503), und die Hansestädte machten Frieden. Dies bewog denn auch die Schweden zur Ruhe. Aber die Reibungen dauerten fort, und ein Schleichhandel, der zwischen Schweden und der Hanse getrieben wurde, bewog Johann zu einem neuen Kriege gegen Beide. Nach einigen Jahren

schloß die Hanse wieder Frieden; das Verhältniß mit Schweden aber war noch nicht aufs Reine gebracht, als Johann starb (1513).

Ihm folgte sein Sohn Christian II., ein entschlossener, muthiger und geistvoller, zugleich aber wankelmüthiger, gewaltthätiger und rachsüchtiger Fürst, dessen Grausamkeit und Blutdurst sein Andenken geschändet haben. Seine vorzüglichsten Rathgeber waren aus niederem Stande, eine ehemalige Niederländische Äpfelhökerin Sigbrite (deren Tochter, die schöne Düveke, des Königs Beischläferin war), eine verschmitzte Frau von mancherlei Kenntnissen und einschmeichelnden Gaben, und einer ihrer Verwandten, Namens Slagheck. Es war Christians Absicht, der Ludwig XI. Dänemarks zu werden, sich von der äußerst bindenden und beschränkenden Wahlcapitulation, die er hatte unterschreiben müssen, loszumachen, den Adel zu unterdrücken, und auf Sigbritens Rath den eignen Handel seiner Reiche zu befördern, damit durch die Vermehrung des Nationalreichthums auch die königlichen Einkünfte wüchsen. Hier nun stand ihm die Hanse besonders im Wege, die den Verkehr in den Skandinavischen Reichen völlig in Händen hatte, und der aller Vortheil daraus zufloß. Diesen Handel der Hanse zu zerstören, ergriff Christian nicht unschickliche Mittel. Auf ausländische Waaren wurden Zölle gelegt; aus den Niederlanden kamen Colonisten an, den Garten- und Ackerbau zu verbessern; in Nowgorod trat, mit Genehmigung des Zars, an die Stelle der Deutschen Handelsniederlassung eine Dänische; allen Deutschen Kaufleuten ward verboten, an den Dänischen Küsten zu fischen, im Lande mit Waaren umherzuziehen und Ochsen aufzukaufen. Diese Schritte mußten die Hanse beleidigen, und

zugleich die reichen Gutsbesitzer, die den Vortheil ihres Verkehrs theilten. Die Bischöfe dachte Christian durch Begünstigung der Reformation zu demüthigen. Aber auch unter den übrigen Ständen machte er sich durch willkührliche Anordnungen Feinde, besonders durch das Ausprägen geringhaltiger Münzen, welche bei Lebensstrafe nach dem alten Werthe angenommen werden mußten.

Schweden seiner Herrschaft zu unterwerfen, versuchte Christian vergeblich, so lange dort der tapfre und staatskluge Sten Sture II. an der Spitze der Angelegenheiten stand. Nachdem dieser aber in einem Treffen gegen die Dänen gefallen war (1520), war Niemand, der die Fortsetzung des Kampfes gegen Christian unternehmen wollte oder konnte. Nachdem der König durch einen Eidschwur dem Reiche die Erhaltung seiner Gesetze und Einrichtungen, und allen Schweden vollkommene Sicherheit angelobt hatte, geschah am 4. November 1520 zu Stockholm die feierliche Krönung. Drei Tage lang ward herrlich geschmauset, um den betrogenen Adel recht sicher zu machen. Am dritten Tage wurde von dem Erzbischof Gustav Trolle, durch dessen Haus die Eroberung Schwedens den Dänen erleichtert, und der selbst lange Zeit von dem vorigen Reichsverweser gefangen gehalten worden war, dem Könige eine Klage gegen alle seine vorigen Feinde übergeben, mit der Bitte, den päpstlichen Bann, den Christian schon früher gegen sie ausgewirkt hatte, an ihnen zu vollziehen. Hierauf erklärte der König Alle, welche einen 1517 gegen Trolle gefaßten Reichstagsbeschluß unterzeichnet hatten, für vogelfrei. Am folgenden Tage (8. Nov.) wurden früh die Thore von Stockholm geschlossen, alle Straßen und Plätze mit starken Wachen besetzt, und auf dem Markte Kanonen auf-

gepflanzt. Durch einen Trompeter ward bekannt gemacht, daß sich bei Lebensstrafe Keiner unterstehen solle, an diesem Tage aus seinem Hause zu gehen. Am Mittage wurden die Verurtheilten in einen Kreis geführt, und nachdem ein Dänischer Reichsrath dem Volke versichert hatte, daß der König hier nur des Papstes Bann vollstrecke, begannen die Hinrichtungen. Zwei Bischöfe, und nach ihnen viele weltliche Reichsräthe, Ritter, Rathsglieder und Bürger Stockholms, zusammen vier und neunzig Personen, fielen unter dem Beile des Henkers. Der Marktplatz wurde so mit Blut überschwemmt, daß es in breiten Strömen in die benachbarten Straßen floß. Den ganzen folgenden Tag wurden die Hinrichtungen fortgesetzt. Zwei Tage lang lagen die todten Körper auf dem Markte zur Schau, und zwar die der Geistlichen, Adeligen und Bürger in besonderen Haufen. In Finnland ward ein ähnliches Blutbad angerichtet, und Christian ließ sich öffentlich verlauten, er wolle alle Schwedische Männer noch so kirre machen, daß keiner mehr einen Degen oder eine Armbrust solle tragen dürfen. Auf dem Wege, den er nach Dänemark zurückreisete, ward das Morden überall fortgesetzt. Zu Jönköping gab Christian eine furchtbare Probe seiner unmenschlichen Grausamkeit. Er ließ dort einen gewissen Lindorm Ribbing enthaupten, und nach ihm seine beiden Knaben, einen von acht und einen von fünf Jahren. Als der jüngere von dem Blute des ältern bespritzt wurde, sagte das unschuldige Kind zu dem Henker: „Lieber, beflecke meine Kleider nicht so, ich bekomme sonst Schelte von meiner Mutter!" Der rohe Henkersknecht ward gerührt, und warf das Schwert weg, aber nicht der Tyrann; er ließ einen andern herbeirufen, welcher erst

den Knaben, und dann den mitleidigen Henker enthaupten mußte *).

Als Christian nach Dänemark zurückgekommen war, dachte er ernstlich auf die Einführung der Reformation. Er bat den Kurfürsten von Sachsen, ihm Luthern selbst nach Dänemark zu schicken, und gab bald darauf ein sogenanntes geistliches Gesetz, in welchem den Geistlichen der Ankauf unbeweglicher Güter untersagt wurde, außer in dem Fall, daß sie sich verehelichen würden. Wie der katholische Klerus durch diese Verordnung, so wurde der Adel durch die neuen Handels-, Polizei- und Strandverordnungen beleidigt, weil sie seine Vorrechte beschränkten, obschon sie für das Wohl des Ganzen sehr zweckmäßig waren. Bald darauf unternahm Christian eine Reise zu seinem Schwager, dem Kaiser Karl V., um von diesem die Lehnshoheit über seinen Oheim, den Herzog Friedrich von Holstein und Schleswig, und die Stadt Lübeck zu erhalten. Er konnte nur die Erfüllung der ersten Forderung bewirken, aber er machte sich dadurch den Herzog und die Lübecker zu Feinden. Nach seiner Rückkehr brach der Sturm los. Zuerst erhob sich in Schweden Gustav Wasa, wie bald umständlicher erzählt werden wird, mit Hülfe des gereizten Lübecks. Als nun der König die Jütländischen Reichsräthe berief, um zu seinem Zuge gegen Schweden Geld durch eine von ihnen zu bewilligende Kopfsteuer zu erlangen, und für den Fall der Weigerung Anstalten sie zu zwingen getroffen hatte, in denen man schon Vorbereitungen zu einem zweiten Stockholmer Blutbad sah, so brach auch hier die lang

---

*) Dalin Geschichte des Reiches Schweden, Deutsche übers. Th. II. S. 710.

verhaltene Empörung aus, und man rief den Herzog Friedrich von Holstein zum Jütischen König aus (1523). Ein förmlicher Absagebrief kündigte Christian den Gehorsam auf. Dieser sah sich ohne Geld und ohne Truppen, denn die Reiterei des Reichs bestand fast ganz aus dem Adel, seine Gegner aber waren mit Allem versehen. Sie hatten die ganze Jütländische junge Mannschaft aufgeboten, Lübeck unterstützte sie mit Geld, Geschütz und Menschen, und der Herzog von Holstein besetzte mit seinen Truppen schon die festen Plätze. Da die Handlungsweise des Königs ihm alles Zutrauen geraubt hatte, so konnte die Gewalt der Waffen allein entscheiden; aber auf diese wollte oder konnte er es noch nicht ankommen lassen, sondern verließ, mit seiner Gemahlin, seinen Kindern, der Sigbrite und seinen Schätzen, das Reich, um dessen Wiedereroberung durch auswärtige Hülfe zu versuchen. Dadurch fielen nun auch die Stände in Seeland, Fünen und Schonen von ihm ab, wo er viele und bedeutende Anhänger zählte, und wandten sich zu dem von den Jüten erhobenen König, der nun als Friedrich I. den Dänischen Thron bestieg.

Vor der Huldigung (26. März 1523) ließen die Stände den neuen König wieder eine sehr bindende Wahlcapitulation beschwören, in welcher dem Adel und der Geistlichkeit die Vorrechte zugestanden wurden, welche Christian ihnen hatte nehmen wollen. Auch Norwegen erkannte Friedrich als König an. Mit dem nunmehrigen Könige von Schweden, Gustav I., schloß dieser im folgenden Jahre ein Bündniß, womit denn die völlige Trennung der beiden Reiche ausgesprochen war.

4. Dänemark nach der Auflösung der Calmarischen Union.

Christian war indessen nicht müßig gewesen, eine bewaffnete Macht zusammen zu bringen, um seine Ansprüche auf einem andern Wege geltend zu machen, fand aber große Schwierigkeiten. Karl V., auf den er wol am meisten gerechnet hatte, wurde durch seine eignen Verwicklungen gehindert, ihn thätig zu unterstützen, und je mehr Christian seine Hinneigung zur Lutherischen Religion an den Tag legte *), desto größer ward die Bedenklichkeit des Kaisers. Zwar hätte ihm dies nun von den Protestanten Hülfe verschaffen können, allein auch hier war die eigne Furcht ein Hinderniß, und als einige Deutsche Fürsten dennoch ein ansehnliches Heer für ihn zusammengebracht hatten, fehlte es wiederum dem Könige an Gelde zur Besoldung der Truppen, so daß Friedrich, der mit den Hansestädten verbunden war, wenig Mühe hatte, das, was sich noch in den Händen von Christians Anhängern befand, zu erobern. Da nun dieser von außen keinen Angriff machte, so blieben die inneren Bewegungen, welche die Schonischen Bauern zu seinen Gunsten erregten, ohne Erfolg. Auch errichtete Friedrich mit Zustimmung der Reichsstände eine stehende

---

*) Christian hatte sich, als er in den Ländern des Kurfürsten von Sachsen war, durch Luther und Melanchthon selbst in den Grundsätzen der neuen Lehre unterrichten lassen, und war bei allen religiösen Feierlichkeiten so fleißig zugegen, daß sich, wie zum Spott, überall das Gerücht verbreitete, daß er zu Wittenberg die Amtsverrichtung eines Diaconus, dessen Besoldung ihm der Kurfürst zum Unterhalt angewiesen, wirklich übernommen habe.

Miliz gegen künftige Angriffe, womit er sich selber zugleich schützte, als er die Lutherische Lehre annahm und dadurch die Geistlichkeit in Bewegung setzte. Die mächtigsten Adeligen gewann er durch Einräumung von Klostergütern für die neue Lehre. Auf diese Weise hatte er nun Christian des letzten Mittels beraubt, sein verlornes Reich durch die Anhänger des Lutherthums wieder zu erwerben. Dieser aber, der seine Überzeugung seinen politischen Zwecken unterordnete, söhnte sich mit dem Kaiser und dem Papste aus, wodurch er die zahlreichen Anhänger des katholischen Glaubens in Norwegen gewann, die nun zu seiner Wiedereinsetzung Anstalten machten; die Bischöfe dieses Landes liehen ihm alles entbehrliche Kirchensilber. Mit Hülfe dieser und einer vom Kaiser erhaltenen Unterstützung, landete er in Norwegen, und eroberte dieses Königreich, nachdem er sich gegen die Bischöfe verpflichtet hatte, den katholischen Glauben gegen Luthers „verdammtes Werk" zu schützen (1531). Aber er rückte nicht rasch genug vorwärts, und sah sich auch durch ein großes Schwedisches Heer gehemmt. Den Winter über schloß er sich in Opslo ein, und als er im Frühjahr 1532 wieder etwas unternehmen wollte, konnte er seiner Söldner nicht Herr werden, die schon seit acht Monaten keine Bezahlung mehr erhalten hatten. Als er nun von einem Dänischen Heere angegriffen wurde, wollten die Bürger von Opslo seinetwegen ihre Stadt nicht beschießen lassen; er war also gezwungen, am 12. Mai mit dem Dänischen Bevollmächtigten, dem Bischof von Odensee, zu capituliren. Nach verschiedenen Vorschlägen, die alle verworfen wurden, bat er den Bischof, ihm in dieser Sache als ein ehrlicher Mann zu rathen. Dieser, in der Hoffnung, König Friedrich werde mit einem Ohn-

mächtigen und mit einem Neffen so strenge nicht verfahren, rieth ihm, selbst mit nach Kopenhagen zu schiffen, und versprach ihm, kraft seiner Vollmacht, sicheres Geleit zurück, wenn die persönliche Unterredung mit dem Könige fruchtlos ausfallen sollte. Als die Schiffe darauf in Kopenhagen ankamen, rathschlagte Friedrich mit seinen Reichsräthen über die nun zu ergreifenden Maßregeln, und diese, angefeuert von persönlicher Rachsucht, drangen so lange in den König, den Gefangenen nicht wieder frei zu lassen, bis er nachgab. Das Geleit des Bischofs ward darauf für nichtig erklärt, und der betrogene Christian nach der Insel Alsen abgeführt, wo er in dem Schlosse Sonderburg mehr als sechzehn Jahre in einem finstern Thurme ohne andere Gesellschaft, als die eines Norwegischen Zwergs, zubrachte.

In dieser Gefangenschaft konnte Christian nichts weiter unternehmen, aber sein Name ward doch noch gebraucht, als nach Friedrichs I. Tode (1533) neue Bewegungen ausbrachen. Da Friedrichs Sohn, Herzog Christian, ein eifriger Anhänger der Lutherischen Religion war, so widersetzten sich die katholische Geistlichkeit und die Reichsräthe dieses Glaubens seiner Thronbesteigung; die Wahl ward aufgeschoben und die Regierung dem Reichsrathe übergeben. Diese Maßregel konnte aber nicht von Dauer seyn. Der Lübecksche Bürgermeister Georg Wullenwever und der dortige Stadthauptmann Marcus Meier baueten auf diese Uneinigkeit den kühnen Plan, Dänemark für ihre Republik zu erobern, und dem Niederländischen Handel die Ostsee gänzlich zu verschließen. Durch glänzende Versprechungen gewannen sie sogar Heinrich VIII. von England für ihre Absicht; auch trachteten sie, den Herzog Christian durch das Vorgeben, daß sie

bloß zur Rettung der Lutherischen Religion Dänemark angriffen, auf ihre Seite zu ziehen, und ihn an die Spitze ihrer Truppen zu stellen. Da dieser aber, der ihre wahren Absichten merkte, sich weigerte, und sich mit dem Dänischen Reichsrathe und den bedroheten Niederländern verband, so machten die Lübecker den Grafen Christian von Oldenburg zum Anführer ihrer Truppen. Dieser fiel nun in Dänemark ein (1534), und begehrte die Huldigung im Namen Christians II., indem er dadurch die Anhänger des gefangenen Königs für sich zu gewinnen hoffte. Wirklich fielen ihm Kopenhagen nebst mehreren anderen Orten auf Seeland zu, und in Fünen trugen die aufrührerischen Bürger und Bauern über Adel und Geistlichkeit Vortheile davon. Aber nun sah der Reichsrath die Nothwendigkeit ein, die religiöse Entzweiung fahren zu lassen, und Herzog Christian zum Könige zu wählen, der als Besitzer von Holstein die Lübekker vom Lande aus überfallen konnte. Der neue Herrscher, Christian III., erhielt einen Bundesgenossen an dem König Gustav von Schweden; der Kampf dauerte bis 1536, wo Christian Sieger blieb, nachdem Lübeck Friede geschlossen hatte und auch Kopenhagen an ihn übergegangen war.

So zum ruhigen Besitz des Thrones gelangt, befestigte sich Christian auf demselben, indem er alle Bischöfe an einem Tage gefangen nehmen und ihre Güter zur Krone schlagen ließ. Dem Adel, mit dessen Genehmigung dieses geschehen war, versprach er die Erhaltung seiner großen, die königliche Gewalt sehr beschränkenden Vorrechte, und schenkte den Bischöfen, welche auf ihre vorigen Würden Verzicht thaten, Freiheit und Unterhalt. Durch den nach Dänemark berufenen Freund und Amts-

genossen Luthers, Johann Buggenhagen, auch Doctor Pommer genannt, ward die Reformation völlig zu Stande gebracht. Noch stand Karl V., der dem Pfalzgrafen Friedrich, dem Schwiegersohn Christians II., zur Dänischen Krone verhelfen wollte, als Christians Feind da; aber auch mit diesem ward 1544 zu Speier Friede geschlossen, und der Kaiser forderte nur eine Milderung der Gefangenschaft für Christian II., und einen Brautschatz für dessen Töchter. Dagegen leistete dieser Verzicht auf seine Ansprüche, und erhielt 1549 das Schloß Kallundborg zu seinem Aufenthalte, mit erweiterter Freiheit. Hier starb er 1559; einige Wochen vor seinem Tode war auch Christian III. aus der Welt gegangen.

Der Sohn und Nachfolger des Letztern, Friedrich II. (1559—1588), mußte sich vom Adel noch mehr Einschränkungen gefallen lassen, als sein Vater. Trotz eines heftigen Krieges mit Schweden — erregt, weil Friedrich das Wappen dieses Landes wieder angenommen hatte — dem der Stettiner Friede (1570) ein Ende machte, kamen doch Handel und Finanzen unter seiner Regierung durch einen trefflichen Mann, den Reichsrath Peter Oxe, sehr empor. Die Wissenschaften wurden beschützt und gefördert, Niederländische Flüchtlinge, die vor Alba's Tyrannei in Dänemark Schutz suchten, bereitwillig aufgenommen. — Christian IV., Friedrichs Sohn (1588 — 1648), regierte kräftiger und monarchischer, und errichtete 1615 aus fünftausend Kronbauern die erste stehende Armee in Dänemark. Um diese Zeit fingen die Dänen auch an, nach fernen Welttheilen zu schiffen, und sich in Ostindien niederzulassen, wo sie die Festung Trankenbar erbauten.

5. Schweden unter Gustav Wasa und seinen Söhnen.

Gustav Erichson, mit dem Beinamen Wasa, geboren den 12. Mai 1490, im Kirchspiel Orkestad, drei Meilen von Stockholm, war der Sohn eines Reichsraths, aus einem alten und verdienten Geschlechte. Sein mütterlicher Großoheim, der Reichsvorsteher Sten Sture der ältere, ließ ihn an seinem Hofe erziehen, und schon als Knabe zeigte Gustav so ausgezeichnete Gaben, so vielen Geist und Muth, daß man große Hoffnungen von ihm faßte. Auf den Lehranstalten zu Upsala sammelte er manche nützliche Kenntnisse. Vaterlandsliebe flößten ihm die achtungswerthen Edelleute ein, mit denen er umging, und Klugheit lehrten ihn die verwickelten Umstände, in denen sein Vaterland während Christians II. Regierung sich befand. Ehe dieser Dänische Unionskönig zur Krönung in Schweden gelangte, mußte er, wie wir wissen, lange gegen den Reichsvorsteher kämpfen, und hier war es schon, wo Gustav Erichson als ein junger Officier sein Vaterland gegen die Eingriffe des allverhaßten Fremden vertheidigen half. Die Dänen lernten ihn fürchten, und als daher Christian 1518, um einen Frieden zu vermitteln, sich erbot, selbst nach Stockholm zu kommen, verlangte er unter mehreren anderen Geiseln auch den jungen Erichson ausgeliefert. Hinter diesem Vorschlage lag aber eine höchst treulose Politik verborgen. Der König ließ nämlich, anstatt selbst nach Stockholm hinüberzusegeln, die früher angekommenen Schwedischen Geiseln als Verbrecher verhaften und nach Dänemark bringen, mit der Drohung, sie alle enthaupten zu lassen, wenn die

Schweden nicht die Calmarische Union anerkennen und seinen Freund, den verjagten Erzbischof Trolle von Upsala, wieder einsetzen würden.

In Dänemark nahm sich ein angesehener Edelmann, Namens Baner, des jungen Erichson an, der ihm verwandt war. Er stellte sechstausend Thaler zur Bürgschaft für ihn, und erhielt ihn dafür mit der Bedingung ausgeliefert, daß er ihn sorgfältig hüten, und sich für seine Flucht verantwortlich machen wolle. So verlebte der Gefangene eine Reihe von traurigen Monaten auf Baners Schlosse, und dachte an nichts, als an sein Vaterland, das seiner so sehr bedurfte. Und als er nun vernahm, wie der Reichsvorsteher gestorben und Christian im Begriff sey, die Schweden völlig unter seine strenge Herrschaft zu beugen, entfloh er in Bauernkleidern an einem Morgen in der Dämmerung aus dem Schlosse, und entging zwei Tage lang auf abgelegenen Wegen den Forschungen seiner Verfolger. In Flensburg schloß er sich an eine kleine Gesellschaft Deutscher Viehhändler an, die aus Jütland Ochsen geholt hatten und ihn auf sein Anerbieten als Viehhüter in ihre Dienste nahmen. Mit ihnen kam er nach Lübeck (im Sept. 1519), und hier begab er sich sofort auf das Stadthaus, nannte seinen Namen und bat um Schutz für sich, und um Beistand für sein Vaterland.

Lübeck, die mächtigste unter den Deutschen Hansestädten, und von Christian vielfach beleidigt, bedurfte kaum der nachdrücklichen Vorstellungen von Seiten Wasa's, um überzeugt zu werden, wie nützlich für sie die Trennung Schwedens von Dänemark sey. Gustav erwarb sich so sehr das Zutrauen des Bürgermeisters, daß er ihn gegen Baners Ansprüche in Schutz nahm, der ihm nachgeeilt

war und ihn von den Lübeckern zurück verlangte. Nach sieben Monaten angestrengter Bemühung erhielt er nicht nur die Erlaubniß, abzureisen, sondern auch das Versprechen, daß man ihn künftig mit Geld und Soldaten unterstützen wolle, wenn die Umstände einen solchen Beistand nöthig machen sollten. Ein Kauffahrteischiff setzte ihn im Mai 1520 glücklich in Schweden ans Land.

Er zeigte sich hier zuerst dem Schwedischen Befehlshaber von Calmar; allein dieser, welcher Dänisch gesinnt war, empfing ihn so kalt, daß Gustav, um nur sein Leben zu retten, schnell in Bauerntracht weiter eilte. Nach Stockholm wagte er gar nicht zu gehen; er wanderte zunächst unter unzähligen Beschwerden und Gefahren nach Südermanland. Die Nächte brachte er bald im Korne, bald in den Wäldern zu. In Südermanland besuchte er seine Schwester, die mit einem Reichsrath Brahe vermählt war, und machte hier seinen Vorsatz kund, das Volk zur Vertheidigung aufzurufen, und sich an dessen Spitze mit Gewalt den Weg nach Stockholm zu bahnen. Aber die furchtsamen Verwandten erschraken über solch ein Wagestück, und wollten mit dem verwegenen Jüngling nichts zu thun haben. Seine Schwester bat ihn mit Thränen, doch nicht sich und sie alle ins Verderben zu stürzen. So ging er denn weiter und verbarg sich auf einem Rittergute seines Vaters, Namens Räfnäs, indeß sein Schwager nach Stockholm reisete, dem Dänischen Könige zu huldigen.

Indem Gustav in Räfnäs zwischen allerlei kühnen Entwürfen schwankte, ging zu Stockholm das fürchterliche Blutbad vor, dessen wir oben erwähnt haben. Das Gerücht drang auch zu ihm in seine Einsamkeit; er hörte, daß sein Vater und seine Vettern mit gefallen waren, und

der Durst nach Rache verstärkte in ihm die längst gefaßten Entschlüsse. Aber woher sollte er die Macht nehmen, oder wohin sollte er fliehen, um nur seinen Verfolgern zu entrinnen? Denn Christian hatte seinen Aufenthalt in Südermanland erfahren, und schickte ihm überall Soldaten nach, ihn aufzusuchen. Auf seinen Kopf war ein Preis gesetzt, und wer ihn verbergen würde, ward mit dem Tode bedroht. Wohin er kam, verschloß man die Thüren vor ihm, selbst das Karthäuserkloster zu Gripsholm, das seine Vorfahren gestiftet hatten, verweigerte ihm eine Freistatt. Da floh er an die westliche Gränze Schwedens, in die Thäler an den Norwegischen Gebirgen, die von den Dalekarlen bewohnt werden, einem ziemlich rohen Stamme, der noch jetzt seine einfachen Sitten, seine Freiheitsliebe, seine Ehrlichkeit und Gastfreiheit bewahrt, und in dem Könige mehr seinen Schutzherrn als seinen Beherrscher ehrt. Diesen Männern wollte er sich zeigen, ihnen die Noth des Vaterlandes schildern, und wenn er sie zum Kriege begeistern könnte, sich an ihre Spitze stellen. Aber schon unterweges verlor er einen Theil seiner Hoffnungen. Ein Diener, den er mitgenommen hatte, verließ ihn in der Nacht, und ging mit allem ihm anvertrauten Gepäcke davon. Vergebens setzte ihm Erichson so lange nach, bis sein Pferd vor Mattigkeit hinsank; er mußte endlich auch dies Pferd im Stiche lassen, und sich wieder in die gewohnte Bauernkleidung stecken. Nachdem er lange einsam öde Steppen, starre Gebirge und unwirthbare Wälder durchirrt hatte, kam er endlich wieder an einen Ort, wo Menschen wohnten, nach Fahlun, das durch seine Kupferbergwerke berühmt ist. Ohne Geld und ohne Bekannte mußte er sich hier als Arbeitsmann verdingen, um nur sein Leben zu fri-

sten. Aber dieses ungesunden Aufenthalts unter der Erde ward er bald überdrüssig. Er ging weiter und verdung sich abermals bei einem reichen Manne im Kirchspiel Wika, auf dessen Hofe er durch Dreschen und andere Handarbeit sein Brot verdiente. Aber auch hier war er nicht lange sicher. Seine Sitten fielen seinen Mitknechten auf, eine Magd bemerkte auch die Feinheit seines Hemdes, und endlich ließ der Herr ihn kommen, um ihn auszuforschen. Erichson erinnerte sich, mit diesem Manne in Upsala studirt zu haben; er entdeckte sich ihm daher, und forderte ihn zur Theilnahme an seinem großen Unternehmen auf, erregte aber, wie gewöhnlich, nichts als Erstaunen und feiges Schrecken; ja man rieth ihm, tiefer ins Gebirge zu flüchten und sich an keinem Orte lange aufzuhalten. So wanderte er denn weiter, ging über einen gefrornen See, brach ein, rettete sich mit Lebensgefahr und erreichte einen andern Edelhof, dessen Besitzer ihn sogleich erkannte und freundschaftlich aufnahm, aber nicht aus Liebe, sondern aus Eigennutz. Er berechnete schnell, welche Belohnung er von Christian erhalten könnte, wenn er diesen gefährlichen Gast auslieferte, und so setzte er sich, nachdem er ihn ganz ausgeforscht hatte, unter einem Vorwande schnell zu Pferde, um seinen Fang dem nächsten Dänischen Statthalter anzuzeigen. Dieser gab ihm sogleich zwanzig Mann mit, allein zum Glück fanden sie den Flüchtling nicht mehr. Des Edelmanns mitleidigere Gattin hatte ihm einen Wink von ihres Mannes Vorhaben gegeben, und ihm selbst ein Pferd und einen Schlitten zur Flucht geliehen. Damit kam er glücklich nach dem Dorfe Isala, wo ihn der redliche Pfarrer acht Tage lang in seiner Kirche verschlossen hielt, und ihn dann bei einem Bauer, Namens Nilson, unterbrachte.

Aber auch hier suchten ihn die Dänischen Späher auf. Sie traten in Nilsons Stube, als eben Erichson daselbst unter mehreren Knechten am Feuer lag. Nur die Geistesgegenwart der Frau konnte ihn retten. Während die Soldaten mit ihrem Manne sprachen, kam sie zornig herein, schimpfte auf den faulen Knecht, der sich nur immer wärmen wolle, gab ihm einen derben Schlag mit dem Spaten und jagte ihn zu den übrigen Arbeitern hinaus. Er beschloß hierauf, noch weiter zu fliehen, aber überall hörte man von den umherstreifenden Dänen. Da legte ihn sein Wirth auf einen Wagen, bepackte ihn mit Stroh und fuhr ihn so verborgen nach Rätwick. Aber auch auf diesem Wege begegnete ihm eine Dänische Streifwache, der Wagen ward angehalten und das Stroh an mehreren Stellen durchstochen. Ein Stich ging Gustaven tief ins Bein, aber er rührte sich nicht. Der Bauer, welcher beim Weiterfahren bemerkte, daß seine ganze Wagenspur im Schnee von dem durchgetröpfelten Blute gefärbt war, gab sogleich seinem Pferde einen Schnitt in den Fuß, um die Kundschafter abermals zu täuschen. So kamen sie glücklich in Rätwick an.

Hier nahm Erichson, ohne sich zu erkennen zu geben, Gelegenheit, die Bauern in der Kirche von den Gräuelthaten in Stockholm zu unterrichten, deren Ruf in diese entlegenen Thäler noch nicht gedrungen war. Er schilderte ihnen den Charakter des Königs mit gräßlichen Farben, und weissagte ihnen ein schreckliches Schicksal, wenn sie sich nicht, wie ihre ruhmwürdigen Vorfahren, zuerst aufmachen würden, das fremde Joch abzuwerfen, wozu jetzt die beste Zeit sey. Die Bauern waren bewegt, und meinten, wenn ihre Nachbarn anfangen wollten, so würden sie nicht die Letzten seyn. Der erfreute

Erichson ging nun nach Mora, dem volkreichsten Kirchspiel in diesen Thälern, wo er seine Beredtsamkeit mit gleichem Erfolg versuchte.

Der Dänische Statthalter in Westeräs vernahm mit Unruhe diese Bewegungen in den Thälern, und befahl den Untervögten, recht wachsam auf den Urheber zu seyn, und den Bauern recht viel von Christians Milde vorzureden, Aufhebung der Steuern zu versprechen u. dgl. Dies hätte allerdings viel wirken können, denn was zu Stockholm und überhaupt bis jetzt vorgegangen war, hatte sie am wenigsten getroffen, wenn nicht Erichson an einem Schwedischen Soldaten, der ehemals unter ihm gedient, jetzt aber sich hier niedergelassen hatte, einen trefflichen Beistand gefunden hätte. Dieser freute sich so sehr, seinen geliebten Herrn so unerwartet hier zu finden, daß er sich ihm unter freiem Himmel zu Füßen warf, und ihm den Eid der Treue schwur. Ja um ihm seine Ergebenheit durch die That zu zeigen, ging er zu dem nächsten Untervogt, Nils Westgöte, der sich in der Verfolgung Gustavs besonders thätig bewies, und erschlug ihn.

Erichson hatte eben den Bewohnern von Mora zur bequemsten Zeit — es waren die Weihnachtsfeiertage — von einem Hügel herab eine feurige Rede gehalten, als das Gerücht erscholl, die Dänen seyen schon im Anzuge. Es waren etwa hundert Mann, die mit Ungestüm den Flüchtling suchten. Ihr hartes Verfahren erbitterte das Landvolk; man zog die Sturmglocke, und in Kurzem waren gegen tausend bewaffnete Bauern beisammen, die sogleich auf die Dänen losgingen, und sie sicher alle würden getödtet haben, wenn diese nicht versprochen hätten, Erichson ruhig fortziehen zu lassen. Dieser begab sich

nun nach den westlichen Thälern, um erst eine Zeit lang seine Verfolger zu ermüden.

Kaum war er fort, so fand sich ein Schwedischer Edelmann in Mora ein, der mit noch weit lauterer Stimme den Aufruhr predigte. Er erzählte die Grausamkeiten der Dänen mit übertriebenen Zusätzen, und verbreitete das unsinnige Gerücht, der König werde nächstens eine Blutreise durch ganz Schweden vornehmen, auf jedem Lehnhofe sollten neue Galgen errichtet werden, eine große Schatzung sey bereits ausgeschrieben, und um aller Empörung zuvor zu kommen, solle jedem Bauer ein Arm und ein Bein abgehauen werden. Die Dalekarlen, vor Schrecken und Wuth außer sich, bereueten nichts mehr, als daß sie ihren Gast hatten ziehen lassen, und der Edelmann hörte nicht sobald von der Anwesenheit seines ehemaligen Befehlshabers, als er den Bauern freudig bewies, dieser Erichson sey gerade der einzige Mann in Schweden, der sie und das Reich retten könne. Seine Reden wurden durch einen andern flüchtigen Edelmann bestätigt, der um diese Zeit dort ankam, das Blutbad in Stockholm mit angesehen hatte und die Wuth des Königs nicht fürchterlich genug schildern konnte. Jetzt wurden die Dalekarlen zur Rache fortgerissen; Einige eilten Gustaven auf Schlittschuhen nach, und brachten ihn im Triumph zurück. Zweihundert Mann erboten sich, ihm zu folgen. Mit diesen wandte er sich nach Fahlun, griff den Bergvogt an, nahm ihn und mehrere Anhänger Christians gefangen, und ließ die dortigen Buden Dänischer Kaufleute plündern. Der glückliche Erfolg und die reiche Beute lockten bald mehr Bauern zur Nachfolge an, und in wenig Tagen hatte Erichson gegen dreitausend Mann beisammen. Sie lebten vom Raube und verbreiteten

überall Schrecken vor sich her. Als die Nachricht von dem Aufstande in Stockholm ankam, war die dortige Dänische Macht schon nicht mehr stark genug, ein Gegenheer auszurüsten. Man mußte also Gustaven Zeit lassen, sich gehörig zu verstärken, und dieser nutzte seine Muße dazu, sein rohes Landvolk zur Kriegskunst abzurichten. Er lehrte sie, bessere Waffen schmieden, und in geschlossenen Gliedern fechten. Auch zwang er sie zu einer strengen Mannszucht, und bestrafte jeden groben Ungehorsam mit dem Tode. In seinem Betragen war Würde und Gefälligkeit so schön vereinigt, daß man nicht wußte, ob man ihn mehr lieben oder fürchten sollte. Er benahm sich schon durchgängig als Herrscher, und ließ sogar zu Hedemora, wo lange sein Hauptquartier war, Münzen schlagen. Im Mai 1521 erklärte er dem Tyrannen durch eine öffentliche Kundmachung förmlich den Krieg, eroberte Westerås durch List, und sammelte unter seine Fahnen eine Menge Schwedischer Officiere, die von des Königs Heer mit Freuden zu ihm übergingen. Seine Macht ward allmählig so stark, daß er sie theilen und an mehreren Orten zugleich damit wirken konnte. Ja als er sich von eigentlichen Soldaten hinreichend unterstützt sah, dankte er von den Bauern viele ab, die nun nach Hause gehen und ihre Ernte besorgen konnten. Bald ward Upsala erobert. Von da gings auf die Hauptstadt los. Der Dänen waren zu wenige in der Stadt, als daß sie ihm hätten entgegen gehen können, aber doch auch noch zu viel, um von den Einwohnern aufgerieben zu werden, und da Gustav keine Flotte hatte, so konnte Christian von der Seeseite noch so viel Truppen und Vorrath hineinbringen, als er wollte. Dazu kam, daß die Dänen noch viele Anhänger hatten, und namentlich die Geistlich-

keit auf ihrer Seite war. Gustav forderte daher die sämmtlichen Schwedischen Großen auf, sich im August 1521 auf einem Reichstage in Wadstena einzufinden. Zu seinem Vergnügen erblickte er hier Abgeordnete aus allen Provinzen; er redete sie ernst und freundlich an, schilderte ihnen den Zustand des Reichs, und forderte sie zur thätigen Hülfe auf. Alle Anwesende wurden von seiner edlen Gesinnung gerührt, und versprachen, ihm bis in den Tod zu folgen, auch ohne Neid ihn zum Throne zu führen. Mit unverstellter Bescheidenheit lehnte er die Königswürde ab, und nahm bloß den Titel eines Großvorstehers und Oberhauptmanns des Königreichs an. Darauf setzte er die Belagerung der Hauptstadt mit Eifer fort. Er sandte zu den Lübeckern und bat sie um die versprochene Hülfe. Sie schickten ihm zehn wohlausgerüstete Schiffe und neunhundert Mann Landtruppen, zu denen sich mehrere Deutsche Ritter gesellten, die Erichsons nun schon im Auslande bekannter großer Heldenruf dorthin lockte. Christians Dänische Händel und sein Geldmangel hinderten ihn, seine Schwedischen Truppen gehörig zu unterstützen, und diesem Umstande verdankte Gustav zuletzt vorzüglich die Erreichung seines Zweckes. Denn die Lübecker hatten durch ihre Flotte mehr ihre Handelsvortheile, als seinen Nutzen zu befördern gesucht. Als die Dänische Besatzung in Stockholm hörte, daß auch in Dänemark eine Empörung ausgebrochen sey, und daß der König Kopenhagen als ein Flüchtling verlassen habe, so willigte sie endlich unter vielerlei Bedingungen, die man gern zugestand, in die Uebergabe (21. Jun. 1523). Die Empfindungen des Volks waren dennoch getheilt, denn man kannte Gustaven hier wenig, der Neid der Großen trieb sein gewöhnliches Spiel, und die Geistlichkeit, welche

Gustavs Liebe zum Lutherthum kannte, versäumte nichts, das Volk unruhig und mißtrauisch gegen den neuen Herrn zu machen.

Mit wie vielen Schwierigkeiten Gustav zu kämpfen hatte, kann man daraus schließen, daß er, außer Stande den Lübeckern ihre Forderung von 68,681 Mark Silbers zu bezahlen, sie durch folgende Verheißungen besänftigen mußte: den Hansestädten im Nothfall mit Schiffen und Truppen beizustehen; ohne den Willen der Lübecker mit Dänemark keinen Vertrag zu schließen; den Schaden zu ersetzen, den Christian etwa aus Rachsucht den Lübeckern oder Danzigern anthun möchte; den Hansestädten die ausschließliche Handelsfreiheit in ganz Schweden ohne Zoll und andere Abgaben, auch Stapelgerechtigkeit und Niederlagen in allen Seehäfen zu bewilligen; keinen fremden Kaufleuten irgend eine Niederlassung in Schweden zu gestatten, ja sogar den Schweden selbst jeden andern Handel als mit den Hansestädten zu untersagen. Einen solchen Sklavenzwang mußte sich das Königreich Schweden von einer einzelnen Deutschen Handelsstadt auflegen lassen!

Diese Verhandlungen waren auf einem Reichstage zu Strengnäs gepflogen worden, der noch vor der Uebergabe Stockholms gehalten wurde, um über die Reichsregierung zu entscheiden. Man kam hier bald aufs Reine, indem alle Stimmen sich dahin vereinigten, daß das Reich eines Königs bedürfe, und daß Niemand der Krone würdiger sey, als Gustav Erichson, der Retter des Vaterlandes. Aber in diesem so entschlossenen Manne wohnte doch eine gewisse Weichheit, die man in dem Bekämpfer eines Tyrannen nicht erwarten sollte. Die nähere Ueberlegung der großen Schwierigkeiten, die mit der Einrich-

tung eines so gestaltlosen Reichs, mit der Bekämpfung einer so mächtigen Geistlichkeit und eines so stolzen Adels, und mit der Behauptung einer an Hülfsmitteln so armen Krone verbunden seyn mußten, brachten ihn zu dem Entschlusse, die dargebotene Königswürde standhaft abzulehnen und in den Privatstand zurückzukehren; und so war es rührend, zu sehen, wie das laute Freudengeschrei, mit welchem sämmtliche Glieder der Reichsversammlung den Namen König Gustavs feierten, plötzlich verstummte, und auf sein Weigern sich in allgemeine Traurigkeit verwandelte. Die Stände brachen in Thränen aus, Mehrere fielen auf die Kniee und beschworen ihn, doch jetzt seine Hand nicht vom Vaterlande abzuziehen. Der päpstliche Nuntius selber ermahnte sie, mit Bitten nicht abzulassen, und so konnte der edle Mann, dessen Augen selber von Thränen glänzten, nicht länger widerstehen. Ein lauter Freudentaumel ergriff jetzt die ganze Versammlung; Alle schwuren dem neuen Könige den Eid der Treue, und er schwur ihnen dagegen, nach den Schwedischen Gesetzen regieren zu wollen (6. Juni 1523). Gustav gefiel sich jetzt in der Ausübung solcher Handlungen, durch die er seinen guten Willen, seine Unterthanen glücklich zu machen, und seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter an den Tag legen konnte. Keiner von den guten Menschen, die ihn auf seiner Flucht unterstützt hatten, blieb unbelohnt, und da der Pfarrer zu Isala, der ihn einmal acht Tage in seiner Kirche beherbergt hatte, nicht mehr lebte, so ließ der König wenigstens zum Zeichen seiner dankbaren Erinnerung eine vergoldete Krone auf den Kirchthurm des Dorfes setzen.

Ein so armes Land wie Schweden, damals noch obenein ohne Handel, ohne Manufacturen und Künste,

und mit vielen uns ganz gemeinen Lebensbequemlichkeiten noch unbekannt, konnte freilich dem König nur wenig einbringen, der nicht einmal einen Reichthum an liegenden Gründen besaß. Diesem Uebel mußte zuerst abgeholfen werden, und dazu zeigte sich kein anderes Mittel, als die katholische Geistlichkeit aus ihren überaus reichen und wohlangebauten Besitzungen zu vertreiben. Gustav, der die Lutherische Lehre bei seinem Aufenthalt in Lübeck schon um ihrer selbst willen lieb gewonnen hatte, war nun also um so eifriger darauf bedacht, sie in Schweden einzuführen. Er schrieb deshalb selbst an Luther und bat ihn um sein Gutachten. Luther empfahl ihm zwei junge Schweden, Olaus und Lorenz Petri, die seine fleißigen Zuhörer in Wittenberg gewesen waren, und ihn auf seinen Visitationsreisen begleitet hatten. Beide Brüder nahmen, unterstützt vom Könige, das Reformationswerk in Schweden mit größtem Eifer vor. Aber sie erfuhren auch einen so kräftigen Widerstand, daß der König, der schon alle Hoffnung, jemals durchzudringen, aufgegeben hatte, 1527 auf einem Reichstage zu Westeräs abermals in vollem Ernste den Ständen den Entschluß kund that, die Regierung niederzulegen. Dies machte Eindruck; die Versammlung flehte den König an, seinen Vorsatz zu ändern, und nachdem er endlich darein gewilligt hatte, wurde ein Reichstagsbeschluß gefaßt, welchem zufolge die geringen Einkünfte der Krone mit den Gütern der Bischöfe, Domkirchen und Klöster vermehrt werden sollten. Dadurch wurde die evangelische Lehre in Schweden fest begründet, und siebzehn Jahre nachher wurden alle Reste der päpstlichen Gebräuche abgeschafft.

An den Reichsversammlungen nahmen jetzt auch Abgeordnete des Bürger- und Bauernstandes Theil. Auf

einem Reichstage zu Westeräs ward 1544 von allen Ständen eine schon früher gemachte Verordnung bekräftigt, vermöge deren Schweden aufhören sollte, ein Wahlreich zu seyn, und die Krone in Gustavs Familie für erblich erklärt wurde. Von so vieler Zuneigung des Volkes zu seinem Könige dies auch zeugt, so hatte der edle Gustav doch seine ganze fast vierzigjährige Regierung hindurch mit Mühseligkeiten, Verschwörungen und Aufständen zu kämpfen. Trotz dieser Schwierigkeiten erwarb er sich um die Bildung und den Wohlstand seines Volkes unendliche Verdienste. Er zwang die Hanse, ihren großen Freiheiten zu entsagen, und entfesselte dadurch den Schwedischen Handel, wobei er sein Reich mit Israel verglich, das nun von einer Ägyptischen Sklaverei befreit wäre; er gab den Schweden Handel, Schifffahrt, einige Künste und gute Gesetze, erhöhte die Einkünfte der Krone außerordentlich, machte den Anfang zu einem stehenden Heere und verschaffte dem Schwedischen Namen zuerst Ehre und Vortheile im Auslande. Zuletzt beging dieser treffliche König nur den Fehler, daß er seinen drei Söhnen zweiter Ehe, Johann, Magnus und Karl, ganze Fürstenthümer einräumte, die sie unter der Oberhoheit ihres ältesten Bruders besitzen sollten, wodurch der Grund zu verderblichen Verwirrungen gelegt ward. Er starb am 29. September 1560.

Sein ältester Sohn und Nachfolger, Erich XIV., führte mit Rußland und Polen Krieg wegen Esthland, welches zuletzt in seinen Händen blieb, und mit Dänemark wegen der neuen Anmaßung Friedrichs II., wie schon oben erwähnt ist. Schon früher hatten sich bei Erich Spuren von Geistesabwesenheit gezeigt; zuletzt kam es dahin, daß er in solchen Anfällen die willkürlichsten

Handlungen verübte, Staatsgefangene hinrichten ließ und dann die bitterste Reue darüber bezeigte. Man hielt ihn nun für völlig wahnsinnig; sein Bruder Johann, den er früher wegen einer Staatsverrätherei hatte gefangen sezzen lassen, vereinigte sich mit dem jüngsten, Karl, wider ihn; er ward 1568 des Reichs entsetzt und kam in lebenslängliche Gefangenschaft. — Sein Nachfolger, Johann III. (1568—1592) schloß mit Dänemark den schon erwähnten Stettiner Frieden, gerieth aber mit Rußland wegen der Ostseeprovinzen in einen neuen Krieg. Er war ein Mann von schwankendem Charakter; durch seine Gemahlin, eine Polnische Prinzessin, ließ er sich zur Begünstigung des Katholicismus verleiten, dem er durch schrittweise Annäherungen in gottesdienstlichen Gebräuchen allmählig wieder zur Herrschaft in Schweden verhelfen wollte. Dadurch machte er sich heftige Feinde, und aus Furcht, daß sein Bruder Erich sich an die Spitze der Mißvergnügten stellen möchte, ließ er diesen im Gefängnisse vergiften. Heimliche Jesuiten, die er ins Reich aufgenommen hatte, leiteten seine Schritte, und Gregor XIII. glaubte sich ebenfalls keines besseren Unterhändlers bedienen zu können, als eines Jesuiten, um Johann ganz an Rom zu fesseln. Dies war der schlaue Possevino, ein eifriger Ketzerbekehrer. Unter dem Namen eines Gesandten der Wittwe Kaiser Maximilians II. erschien er 1578 in Stockholm, und seine Bemühungen hatten so guten Fortgang, daß der König schon nach wenigen Monaten die evangelische Religion in seine Hände abschwor. Johanns Sohn Siegmund ward zum eifrigen Katholiken erzogen. Aber es dauerte nicht lange, so ergriff den König die Reue, und da er nach dem Tode seiner ersten Gemahlin ein Schwedisches Fräulein heirathete, so ver-

mochte ihn diese, dem katholischen Glauben wieder zu entsagen; doch quälte er sich sein übriges Leben hindurch mit Zweifeln und Gewissensunruhe.

Siegmund war schon 1587 durch Wahl König von Polen geworden. Da er nun seinem Vater auch in Schweden folgen sollte, beschlossen die Stände noch vor seiner Ankunft, daß im Lande keine andere Lehre vorgetragen werden solle, als die rein evangelische. Erst nachdem Siegmund dies bestätigt hatte, wurde er gekrönt, kehrte aber dann sogleich nach Polen zurück. Die dadurch erbitterten Stände ernannten nun für die Zeit seiner Abwesenheit den Bruder des verstorbenen Königs, den Herzog Karl von Südermanland, zum Reichsvorsteher. Dies gab dem Letztern Muth, nach der Krone selbst zu streben, da das Volk ihm anhing und den katholischen König haßte. Siegmund erklärte die letzten Reichstagsbeschlüsse für Aufruhr, und kam mit einem Polnischen Heere ins Land, aber Herzog Karl schlug ihn am 26. September 1598 bei Stangebro, und in dem darauf geschlossenen Frieden ward von beiden Seiten Entlassung der Truppen und Entscheidung des Streits auf einem Reichstage versprochen. Aber Siegmund glaubte dem herrschsüchtigen Oheim nicht trauen zu dürfen, und anstatt nach Stockholm zu gehen, kehrte er nach Polen zurück. Dies brachte ihn vollends um seine Krone. Die Stände versammelten sich 1599 zu Jönköping, und ließen an ihn die Forderung ergehen, entweder die päpstliche Lehre fahren zu lassen, und sein Erbreich in Person zu regieren, oder, falls er dies nicht wolle, seinen elfjährigen Sohn Wladislaus nach Schweden zu schicken, damit derselbe unter des Herzogs Augen erzogen, und in der Landesreligion unterrichtet werden könne. Unterdeß

wuchs Karls Anhang im Volke immer mehr; durch kühne Schritte machte er sich selbst dem Adel furchtbar, und 1600 brachte er es auf einem neuen Reichstage zu Linköping dahin, daß die Stände den Schluß faßten: wenn sich Siegmunds Sohn nicht binnen fünf Monaten in Schweden einfinde, so solle die Krone dem Herzog Karl und dessen männlicher Nachkommenschaft gehören. Siegmund war der Mann nicht, sich bei solchen Gegnern Achtung zu verschaffen; auch unterstützten ihn die Polen viel zu schlecht. Der Krieg ward planlos geführt, und 1604 nahm der Herzog auf einem Reichstage zu Norköping unter dem Namen Karl IX. den Königstitel an. Siegmunds Anhänger verfolgte er mit großer Heftigkeit. Außer der Fortsetzung des Polnischen Kampfes führte er auch mit den Dänen Krieg, und mischte sich in innere Händel Rußlands. Keiner dieser Kämpfe war beendet, als Karl 1611 starb. Für die Fortschritte des Handels und Gewerbfleißes und für gute Gesetze hatte er eifrig gesorgt, und der niederen Stände sich so angenommen, daß ihn die Vornehmen nur den Bauernkönig nannten.

---

6. Polen und Preußen.

Der siegreiche Krieg der Polen gegen den Deutschen Ritterorden, den wir in der Geschichte des Mittelalters als eine für den letztern so entscheidende Begebenheit kennen gelernt haben (Th. VI. S. 410), hatte auch in Polen die aristokratisch-republicanische Form dieses Staates vorzüglich ausbilden helfen. Der Adel war im alleinigen Besitz der politischen Rechte; weil aber jener Krieg häufigere Zusammenkünfte nöthig machte, und es den Edelleuten

beschwerlich fiel, sich auf allen Reichstagen persönlich einzufinden, so erwählten die einzelnen Districte (Woiwodschaften) auf ihren Provincialversammlungen bald mehr, bald weniger Deputirte oder Landboten, die in ihrer aller Namen zum Reichstage gehen, dort Steuern bewilligen oder verweigern, und auch in anderen Angelegenheiten die Rathgeber des Königs seyn sollten. Außer dieser Abgeordnetenversammlung bestand ein Senat, zu dem sämmtliche Erzbischöfe, Bischöfe, Woiwoden und königliche Minister gehörten. Von den Städten war wenig oder gar nicht die Rede, der Adel war Alles, die Macht des Königs sehr beschränkt, und der Regierung fehlte alle Festigkeit, während der Staat an den Russen, Türken und Tataren mächtige Feinde hatte. Die Uebermacht derselben lernte schon Johann I. Albrecht (1492—1501), des im sechsten Bande zuletzt erwähnten Kasimir III. Nachfolger und zweiter Sohn, zu seinem Schaden kennen. Als die Polen nach Johanns Tode dessen Bruder, den bisherigen Großherzog von Lithauen Alexander, zum Könige wählten, so wurden zwar Polen und Lithauen von nun an Ein Staat, aber ohne daß sich darum eine größere Kraftentwickelung zeigte. Alexander starb schon 1506. Länger und bedeutender war die Regierung des vierten Bruders, Siegmunds I. (1506—1548), der Einsicht in die Mängel des Staats hatte, durch welche dieser so oft den äußeren Feinden unterlag, und ob er gleich bei den inneren Parteiungen fast nichts vollständig durchsetzen konnte, war er doch glücklicher als seine Vorgänger. Unter seiner Regierung starb der Piastische Stamm der Herzoge von Masovien aus, deren Land nun mit Polen vereinigt ward; und er war es, dessen Mäßigung 1525 den Krakauer Frieden herbeiführte, durch welchen

der zum Lutherthum übergegangene Markgraf Albrecht erblicher Herzog von Preußen ward (Th. VII. S. 268.). Unter Siegmunds Sohne, Siegmund II. August (1548—1572), folgte der Heermeister des Schwertbrüderordens, Gotthard Kettler, dem Beispiele Albrechts. Da er sich nämlich gegen die unaufhörlichen Einfälle der Russen nicht halten konnte, so überließ er Livland dem Könige von Polen, und behielt dafür Curland und Semgallen für sich und seine männlichen Erben unter Polnischer Lehnshoheit als weltliches Herzogthum (1561). Darüber hatte Siegmund einen Kampf mit Rußland zu bestehen, und einen schon oben erwähnten mit Schweden, an welche Krone sich nämlich das früher mit Livland verbundene Esthland ergab. Esthland blieb bei Schweden, die Insel Oesel kam an Dänemark.

Auch in Polen selbst drang die Reformation ein, und Siegmund II. schien die neuen Meinungen zu begünstigen, ohne sich doch zu ihnen zu bekennen; dagegen wurden sie bald von einem großen Theile der Senatoren und Landboten angenommen, und da sich eine allgemeine Gewissensfreiheit bildete, so strömten fast alle Secten nach Polen, auch solche, welche an anderen Orten nicht geduldet wurden, wie z. B. die Socinianer *). Aber diese unter ihnen selbst herrschende Entzweiung, da vorzüglich die Socinianer von Lutheranern und Reformirten verabscheut wurden, schwächte die Nichtkatholiken, und da das Volk zu sehr unter dem Drucke war, so wurde die Reforma-

*) So genannt von Lälius Socinus und seinem Brudersohne Faustus, aus Siena. Diese beiden Männer, und besonders der letztere, haben das System der Antitrinitarier oder Unitarier, welche die ursprüngliche Gottheit Christi und die Dreieinigkeit läugnen, am meisten ausgebildet.

tion hier nicht Quelle einer höhern Cultur. Nur ein großer Anlaß von Streitigkeiten unter dem Adel ward sie, und auf den Landtagen entstanden darüber heftige Bewegungen. Vielleicht würden die Könige, wenn sie diese Bewegungen zu leiten gewußt hätten, hier einen Punct haben finden können, von dem aus sie die Adelsaristokratie schwächen und Polen größere Festigkeit und eine ganz andere Gestalt geben konnten. Da dies aber nicht der Fall war, so blieb die alte Staatsverfassung, und mit ihr auch die höchst unzweckmäßige Art der Landesvertheidigung, welche bloß Sache des Adels war, der erst die Waffen ergriff, wenn die Feinde schon im Lande waren. Als nun endlich bei den unaufhörlichen Verwüstungen des Landes von Tataren oder Russen die Nothwendigkeit, die Gränzen des Reichs durch einen stehenden Truppencordon zu decken, gefühlt, und die Ausführung beschlossen ward (1562), wollten Adel und Geistlichkeit nichts zur Erhaltung dieser Maßregel beitragen, und der König sah sich genöthigt, den vierten Theil der Einkünfte aus seinen Domainen dazu zu bestimmen.

Mit Siegmund II. starb der Jagellonische Mannsstamm aus, und nun wurde das Wahlrecht, welches der Adel bis jetzt auf beschränkte Weise ausgeübt hatte, da sich die Gewählten immer zugleich Erben des Königreichs schrieben, auch durch Abschaffung dieses Titels förmlich bestätiget, und damit zugleich eine neue Ursache zur Verwirrung des Reichs gegeben, indem fast keine Thronerledigung ohne Zwist und Parteiung abging. Gleich die erste Wahl gab davon ein Beispiel. Der Papst und die Türken, Schweden und Oesterreich, Frankreich und Spanien begünstigten Thronbewerber, und brauchten Geld und List, ihrer Partei unter dem Adel das Uebergewicht zu

verschaffen. Keiner aber verstand die Kunst der Unterhandlung besser, als der Französische Gesandte, der, obgleich vor der Wahl eine völlige Freiheit und Sicherheit der Religion für alle Parteien des christlichen Glaubens beschlossen worden war, mit einem Prinzen durchdrang, der als Haupturheber der Bartholomäusnacht eben ein schreckliches Beispiel seines religiösen Verfolgungsgeistes gegeben hatte. Dies war Heinrich, der Bruder König Karls IX. von Frankreich, wie oben (S. 149.) schon erwähnt ist. Heinrich beschwor den Polnischen Gesandten, die nach Paris gingen, ihm seine Erhebung anzukündigen, die erste Wahlcapitulation (**pacta conventa**), in welcher er die Religionsfreiheit und die Rechte des Adels bestätigte, eine Flotte zur Beschützung der Polnischen Häfen, viertausend Gascogner gegen Rußland auf eigne Kosten zu halten, eine halbe Million Polnischer Gulden zum Vortheil Polens zu verwenden, und die unter der vorigen Regierung gemachten Schulden des Reichs zu bezahlen versprach. Diese Vortheile bestimmten die Wahl eines Prinzen, dessen Bildungsart, Lebensweise und Sitten wol am wenigsten für eine solche Nation und einen solchen Adel paßten. Äußerte sich nun schon im ersten Vierteljahre lautes Murren über den König, so empfand dieser eben so sehr Sehnsucht nach seinem Vaterlande, und bei der Nachricht von seines Bruders Tode eilte er, wie gleichfalls oben schon erzählt ist, heimlich aus dem Lande.

Die neue Wahl traf einen Würdigern, den Fürsten von Siebenbürgen, Stephan Bathory, der sich mit der zwei und funfzigjährigen Prinzessin Anna, des letzten Jagellonischen Königs Schwester, vermählen, und ähnliche Bedingungen beschwören mußte, wie Heinrich von Va-

lois (1575). Noch immer wurde mit den Russen über den Besitz von Livland gekämpft; Stephan drang siegreich in Rußland ein, und brachte einen ruhmvollen Waffenstillstand zu Wege (1582). Gegen die Eroberungen, welche er in Rußland gemacht, gab der Zar Alles, was er in Livland besetzt hielt, zurück. So kräftig wirkte dieser tapfre, weise und gelehrte Fürst auch im Innern. Er sorgte für die Handhabung der Gerechtigkeit, gab den Kosaken, die gegen die Tataren als Gränzsoldaten sehr nützlich waren, eine zweckmäßige Einrichtung, und wenn der Verdacht, der gegen ihn erregt ward, gegründet ist, daß er nämlich gestrebt habe, die Wahlfreiheit zu beschränken, so hat er das Beste des Staats sehr wohl erkannt. Aber er hatte auch mit großen inneren Entzweiungen zu kämpfen, in denen er doch vielleicht die Oberhand behalten haben würde, wenn ihn nicht schon 1586 der Tod hinweggerafft hätte, als er eben im Begriff war, den Schweden Esthland zu nehmen, und Rußland von Neuem zu bekriegen.

Die folgenden Ereignisse machten den frühzeitigen Tod dieses Fürsten nur noch schmerzlicher. Die zwischen einem Oesterreichischen und einem Schwedischen Prinzen zwiespältige Wahl wurde erst durch Waffengewalt zum Vortheil des Schwedischen Siegmund, aber nicht des Reichs, entschieden. Denn dieses wurde von ihm in die Händel verwickelt, in welche er mit den Schwedischen Ständen und seinem Oheim Karl gerieth, als er den heimischen Thron bestiegen hatte, aber, wie in der Schwedischen Geschichte schon berichtet ist, nicht lange behauptete. Livland und Esthland wurden der Schauplatz, wo Polen und Schweden die Ansprüche ihrer Könige vertheidigten, aber nicht mit sonderlichem Nachdrucke von

Seiten Polens. Denn auch hier war es wegen Siegmunds Anhänglichkeit an den Katholicismus und an die Jesuiten, so wie an das Oesterreichische Haus, aus welchem er nach einander zwei Schwestern heirathete, zum förmlichen Aufstand gekommen, unter Anführung des Johann Radzivil. Die Gegenpartei schrieb schon einen Reichstag aus zur Wahl eines neuen Königs, aber eine große Niederlage, die sie bei Radom erlitt (1607), brachte die Aussöhnung wieder zu Stande; bald darauf schloß Siegmund einen Waffenstillstand mit Schweden (1609). Beide kämpften aber noch mit ihren Ränken gegen einander in Rußland, wo durch Thronstreitigkeiten eine völlige Anarchie entstanden war. Siegmund hatte nicht geringe Hoffnung, seinen Sohn Wladislaus von den Russen zum Zar erwählt zu sehen, wenn nicht auch hier seine Anhänglichkeit an den Katholicismus dem Wunsche der Russen, daß Wladislaus zur Griechischen Religion übertreten möchte, widerstanden hätte. Weil auch überdies die Polnische Armee in den eroberten Russischen Provinzen schrecklich hausete, und in ihr selbst kein Gehorsam und keine Zucht war, so wurden die Polen wieder aus Rußland vertrieben, und nach langen Kämpfen mußte Siegmund es aufgeben, seinen Sohn auf dem Russischen Throne zu erhalten, gewann aber die Provinzen Smolensk, Sewerien und Tschernigow für das Polnische Reich. Was aber der Staat hier gewann, verlor er in Livland gegen Schweden, indem Siegmund seine Ansprüche auf die Krone dieses Reiches nicht aufgeben wollte und daher den Krieg von Neuem begonnen hatte. Auch ein Türkenkrieg brach aus, wo die Tataren das Reich auf eine furchtbare Weise verheerten. Wie hätte nun wol bei so vielen Kriegen und unter den Aufständen des Adels die

Cultur gedeihen und der innere Zustand des Staats verbessert werden können! Und zum größten Unglück dauerte diese elende Regierung fast ein halbes Jahrhundert, denn Siegmund starb erst 1632.

Ungleich besser war der Zustand Preußens, weil dieses Land nun der unaufhörlichen Kriege überhoben war, weil seine Lage an der See einen größern Verkehr mit Fremden veranlaßte, weil es als ein seiner Sprache nach Deutsches Land an Deutscher Bildung Theil nahm, und weil eben durch diese geistige Verbindung die Lutherische Lehre hier bald die herrschende wurde, und nicht nur die Anlegung von mehreren Schulen, sondern auch die Stiftung der Universität zu Königsberg (1546) bewirkte. Doch fehlte es darum an inneren Reibungen und Störungen keinesweges. Die Adelsaristokratie nahm auch hier so schnell überhand, daß der Herzog nur sehr wenig vermochte, und sie erreichte die größte Höhe, als der zweite Regent, Herzog Albrecht Friedrich (1568—1618), blödsinnig wurde. Polen übertrug nun die Interimsregierung 1577 dem nächsten Lehnsvetter, Markgrafen George Friedrich von Anspach, aber dieser wurde bald der steten Kämpfe mit dem herrschsüchtigen Adel so müde, daß er nach Franken zurückging, in siebzehn Jahren nicht wieder nach Preußen kam und das Land von Anspach aus regierte. Da mit diesem Fürsten 1603 die ältere Brandenburgisch-Fränkische Linie erlosch, so wurde nun der Kurfürst Joachim Friedrich von Brandenburg Verweser, und dessen Sohn Johann Siegmund, nach dem Tode des blödsinnigen Albrecht Friedrich, der keine Söhne hinterließ, 1618 wirklicher Herzog von Preußen, wie schon an einem andern Orte (Th. VII. S. 451.) erwähnt ist. Denn die Polen hatten dem Brandenburgischen Kur-

hause auf diesen Fall schon früher die Mitbelehnung und Anwartschaft auf Preußen ertheilt, und mußten es sich gefallen lassen, als die Aussicht nun in Erfüllung ging, obschon sie es sehr ungern sahen und das ihnen so wohlgelegene Land viel lieber mit ihrem Reiche vereinigt hätten.

---

7. Nicolaus Copernicus.

(Geb. 1473, gest. 1543.)

Preußen hat den Ruhm, in diesem Manne einen der größten wissenschaftlichen Entdecker hervorgebracht zu haben. Sein Vater war ein zu Thorn ansässiger Edelmann aus Krakau, und seine Mutter die Tochter des Bischofs von Ermeland. Nachdem der Knabe auf der Schule zu Thorn einen guten Grund in den alten Sprachen gelegt hatte, ward er nach Krakau geschickt, um dort Medicin zu studiren. Er that dies mit der Gewissenhaftigkeit, die in seinem Charakter lag, und erlangte auch die Doctorwürde in dieser Facultät; allein seitdem er den Mathematiker Albert von Brudzewsky gehört hatte, ward dessen Wissenschaft auch sein Lieblingsstudium. Besonders begeisterten ihn die mathematischen Schriften Purbachs und des Regiomontanus *), zweier Deutschen, die durch

---

*) Dieser hieß eigentlich Johann Müller, und nannte sich nur so nach dem kleinen Städtchen Königsberg, im Stifte Würzburg, wo er 1416 geboren war. Er war ein so frühzeitiges Genie, daß man ihn schon in seinem zwölften Jahre für reif erklärte, die Universität zu Leipzig zu beziehen. Diese verließ er im funfzehnten Jahre, um zu Wien den großen Astronomen Purbach zu hören, der schon in seinem sechs und dreißigsten Jahre starb. Er kam bald seinem Lehrer gleich, und sein Ruhm erschallte so weit umher, daß er nach Rom gerufen ward, um zur Verbesserung des

ihren Scharfsinn und ihre Entdeckungen sogar in Italien die allgemeine Bewunderung auf sich gezogen hatten. In der Absicht, die Bahn dieser Männer zu verfolgen, ging Copernicus nach Italien, und schloß sich (1496) an die größten Lehrer der Mathematik zu Bologna an; dann reis'te er (1500) nach Rom, und sah sich hier schon so gekannt, daß man ihn nicht geringer als Regiomontanus schätzte. Er wurde daselbst zum Lehrer der Mathematik ernannt, und seine Vorlesungen wurden von Vornehmen und Künstlern aller Art zahlreich besucht. Endlich kehrte er aber doch — man weiß nicht, wann — in sein Vaterland zurück, und erhielt daselbst von seinem Oheim, dem Bischof von Ermeland, ein Canonicat am Dome zu Frauenburg, einer kleinen Stadt am Frischen Haff. Hier brütete er im Stillen über dem großen Werke, das ihn unsterblich machen sollte. Nachdem er in den Schriften der alten Philosophen und Naturkundigen geforscht, und zu seiner Freude gefunden hatte, daß die gemeine Meinung, die Erde stehe unbeweglich im Mittelpuncte des Weltalls, im Alterthume schon nicht durchgängig angenommen worden sey, untersuchte er nun die auch ihm schon lange zweifelhafte Behauptung selber. Man hatte nämlich nach diesem alten Systeme den Lauf der Sonne und der Planeten nicht ohne die allerseltsamsten Hypothesen erklären können, und war mit mancher Erscheinung bei allem Erklären dennoch nicht im Reinen. Die wahre Lage des Sonnensystems zu finden, war auch wahrlich sehr schwer, da der sinnliche Schein dem alten

---

Kalenders seinen Rath zu ertheilen, wofür er vom Papste mit Versprechungen überhäuft und vorläufig zum Bischof von Regensburg ernannt ward. Er starb schon in seinem vierzigsten Jahre, und liegt zu Rom im Pantheon begraben.

Glauben so sehr das Wort sprach, und da wir die Bewegungen der Planeten nur immer von der Seite beobachten können, und in jedem Augenblicke einen andern Standpunct haben. Bewundernswürdig ist also der Mann, der trotz dieser Verwirrung mit dem klarsten Bewußtseyn das Wort aussprach: die Sonne ruht im Mittelpuncte des Planetensystems, und hat keine andere Bewegung als um ihre Axe; die Planeten aber ziehen ihre Kreise in abgemessenen Entfernungen höchst regelmäßig um sie her; der Mond endlich ist bloß der Erde zum Trabanten gegeben. — Noch bewundernswürdiger aber ist die Bescheidenheit, mit der er diese große Entdeckung, die Frucht eines fast sechs und dreißigjährigen Forschens, so lange zurückhielt, daß die Welt, die er dadurch erleuchtet hat, sie erst in demselben Jahre erfuhr, da sie ihn selbst verlor.

---

8. Die Russen.

Von der neuen Gestalt, welche die politischen Verhältnisse Rußlands durch den kühnen Iwan III. Wassiliewitsch erhielten, welcher der Zertheilung des Staates ein Ende machte, und ihn vom tatarischen Joche befreite, ist im sechsten Bande (S. 419) die Rede gewesen. Sein Nachfolger, Wassilij IV. Iwanowitsch (1505 — 1534) hatte einen neuen Krieg mit Kasan zu bestehen. Zugleich suchten die Polen, während sie den Großfürsten dort beschäftigt sahen, von ihrer Seite aus Eroberungen zu machen, und hetzten die Krimischen Tataren auf, den Russen ins Land zu fallen, das heißt, es zu verheeren. Dagegen waren dann zu anderer Zeit dieselben Tataren

bereit, den Polen das Gleiche zu thun. Wassilij vermehrte seine Macht durch die Unterwerfung Pleskows, welches, wie Nowgorod, ein demokratischer, durch den Handel mächtiger Freistaat war; auch Sewerien, das letzte selbständige Fürstenthum, fiel an die Krone. Iwan IV. Wassiliewitsch (1534 — 1584), der wegen seiner Strenge den Beinamen der Grausame erhielt, eroberte endlich Kasan, und machte das Land zu einer Russischen Provinz (1553). Durch Unterdrückung des Islam und Einführung des Christenthums befestigte er sich in dem Besitz dieses Landes. Hierauf erfolgte auch die Einverleibung des minder mächtigen Astrachan. Bald nachher gerieth er mit Schweden und Polen in Krieg. Livland war, wie schon erwähnt ist, der Zankapfel der nordischen Mächte. Zur bessern Führung dieser Kämpfe und zur Sicherung seiner Eroberungen im Osten, hatte Iwan schon früher eine ungefähr 12,000 Mann starke Schaar mit Feuergewehr bewaffneter und regelmäßig besoldeter Schützen (Strelzi, Strelitzen) gebildet und dadurch den Grund zu einem stehenden Heere gelegt. Daneben bemühte er sich, zur Verbesserung des Staats- und Kriegswesens, zu einiger Beförderung der Künste u. s. w., Deutsche in sein Reich und an seinen Hof zu ziehen; auch kamen die Engländer 1553 nach dem weißen Meere, indem sie einen nördlichen Weg nach China und Indien suchten. Diese nahm der Zar *) ebenfalls gern auf, indem er so Gelegenheit erhielt, unmittelbare Verbindungen mit dem Europäischen Westen anzuknüpfen, woran

*) Diesen höchsten Ehrennamen, welchen die Russen ehemals dem Byzantinischen Kaiser und dann dem Mongolischen Chan beizulegen pflegten, hatten die Großfürsten jetzt angenommen.

ihn die Eifersucht der Schweden und der Hanse immer verhindert hatte, und gestattete ihnen viele Handelsfreiheiten. Dazu gewann er an Narva einen neuen trefflichen Handelsplatz, und durch die Kabardei erweiterte er sein Reich nach Süden. In seinen letzten Jahren verließ ihn aber in den Kriegen gegen Schweden und Polen sein Glück. Um nun von Stephan Bathory günstige Bedingungen zu erhalten, wandte sich der Zar an den Papst, und bat ihn, er möchte Jenen doch zu einem billigen Frieden vermögen. Da er zugleich von fern einige Hoffnung blicken ließ, mit seinem Volke zur Römischen Kirche überzutreten: so schickte Gregor XIII. den Jesuiten Possevino, dessen wir schon in der Schwedischen Geschichte erwähnten, den Frieden zwischen beiden Staaten zu vermitteln. So kam ein zehnjähriger Waffenstillstand, dessen Bedingungen schon bei Polen (oben S. 411.) bemerkt sind, zu Stande; aber des Papstes Erwartungen wurden getäuscht. Auch den Schweden mußte Iwan Ingermanland lassen.

Dagegen wurde unter seiner Regierung der Grund zur Eroberung Sibiriens gelegt. Ein Haufe von sechstausend Kosaken, von ihrem Hetmann Jermak geführt, flüchtete vor den Russen, die sie für ihre vielen Räubereien bekriegen wollten, nach Sibirien zu (1577). Jermak zog durch wilde, öde Steppen, unter beständigen Kämpfen mit den Tataren, und besiegte unüberwindlich scheinende Hindernisse der Natur. Nur noch sechzehnhundert Mann stark, lieferte er dem Chan Kutschum ein Haupttreffen, dessen siegreicher Ausgang ihn zum Meister alles Landes bis an den Irtisch machte. Nun sandte er einen Unterbefehlshaber an den Zar, mit der Bitte, das Land in Besitz zu nehmen, ihm aber die frühere Schuld

zu verzeihen. Iwan war erfreut, und sandte fünfhundert Mann zur Befestigung des Eroberten. Nach und nach drangen die Russen weiter vor und unterwarfen das ganze unwirthbare Land bis nach Kamtschatka hin ihrer Botmäßigkeit.

Mit Iwans Sohn Feodor I., der das Erworbene mühsam zusammenhielt, erlosch 1598 der Rurikschе Mannsstamm. Die Großen wählten seinen Schwager Boriß Godunow, einen kräftigen aber ruchlosen Menschen, der schon den verstorbenen Zar völlig geleitet und sich durch eine Reihe von Verbrechen den Weg zum Throne bereitet hatte. So hatte er auch Feodors Bruder Dimitrij (Demetrius) heimlich ermorden lassen. Unter der Maske dieses Prinzen standen mehrere Betrüger auf, um die Herrschaft an sich zu reißen. Der erste dieser falschen Dimitrij, ein junger Mönch, Namens Grigorei Otrepiew, jagte dem Zar Boriß ein solches Schrecken ein, daß er zu früh die Hoffnung aufgab, und sich selbst vergiftete (1605). Darauf ward der Betrüger wirklich als Zar anerkannt, und behauptete ein Jahr lang den Thron. Da erst standen die Großen und das Volk in Moskau auf, tödteten ihn und wählten den Russischen Fürsten Wassilij Schuiskoi. Aber auch dieser konnte sich nicht lange behaupten; furchtbare Gährungen verwüsteten mehrere Jahre das Reich; die Könige von Polen und Schweden schickten Truppen hin, und mischten sich in diese Händel, in der Absicht, Prinzen ihres Stammes auf den Thron von Rußland zu setzen. Aber die Russen selbst ermannten sich endlich, schlugen 1612 die Fremden aus dem Lande, und wählten dann den achtzehnjährigen, mütterlicher Seits von dem Rurikschen Hause abstammenden Michael Feodorowitsch Romanow zum Zar (1613), des-

sen Nachkommen in weiblicher Linie noch heut zu Tage den Russischen Scepter führen.

---

9. Die Türken.

Noch ein Jahrhundert ungefähr nach dem Tode Mohammeds II., der seinen barbarischen Thron nach Constantinopel verpflanzt hatte, spielten die Osmanischen Türken als Eroberer eine glänzende Rolle, und stürmten als furchtbare Feinde gegen die durch sie schon um so herrliche Länder geschmälerte Christenheit. Ihre höchste Macht erreichten sie unter Selim I. (1512 — 1520), der das Reich in Asien durch Syrien und bis an den Tigris erweiterte und Ägypten unterwarf, und unter Soliman I. dem Prächtigen (1519 — 1566), Karls V. bekanntem Feinde. Dieser, ein Herrscher von großem Unternehmungsgeist und hohem Muth, ganz dazu gemacht, einen Staat, dessen Seele und ganze Bedeutung der Krieg war, zu leiten, begann seinen Siegeslauf mit der Eroberung Belgrads; dann wandte er sich gegen Rhodus, den damaligen Sitz des Johanniterordens. Vergebens rief der Großmeister Philipp Villiers de l'Isle Adam alle christlichen Mächte zum Beistande auf. Er blieb auf seine eignen Mittel beschränkt, das heißt auf eine Besatzung von 600 Rittern und 5000 anderen Soldaten, während die Türken 200,000 Mann gegen die Insel führten, ergab sich aber doch erst nach der heldenmüthigsten und einsichtsvollsten Vertheidigung und nachdem mehr als die Hälfte der Türken bei der Belagerung ihren Tod gefunden hatte, und auf die ehrenvolle Bedingung eines freien Abzugs (1522). Der Kaiser wies den Rittern die Insel Malta

zu ihrem künftigen Wohnsitz an. Wie Solimans Macht sich ferner durch die Errichtung der Raubstaaten in Nordafrica ausbreitete, wie er sich einen großen Theil von Ungern unterwarf, und welche Gefahren er Österreich bereitete, ist im siebenten Bande an verschiedenen Orten erzählt. Auch als Gesetzgeber ist er in den Jahrbüchern seines Volkes berühmt. Trotz dieser und anderer sehr glänzender Seiten seiner Regierung, sucht doch sogar ein Türkischer Schriftsteller in derselben schon die Keime des nachmaligen tiefen Herabsinkens der Osmanischen Kraft und Furchtbarkeit *).

Diesen Verfall hielt unter Solimans Sohne und unwürdigem Nachfolger, Selim II. (1566 — 1574), noch ein tüchtiger Großwesir, Mohammed Sokolli, auf. Cypern und Jemen wurden erobert, der große von den Christen erfochtene Seesieg, die im vorigen Bande (S. 150.) erwähnte Schlacht bei Lepanto, so viel als möglich, unschädlich gemacht. Nach Sokolli's Zeiten aber wurde der Verfall desto entschiedener, obschon die christlichen Reiche Europa's ihn anfangs nicht gewahrten, dann, wegen der Zwistigkeiten unter ihnen selbst und der Unruhen in ihrem Innern, nicht benutzen konnten, und in der Folge nicht benutzen wollten. Die Geistes- und Willensstärke, welche die meisten Osmanischen Herrscher vom Stifter ihrer Dynastie bis auf Soliman ausgezeichnet hatte, nahm mit diesem kräftigen Fürsten ein Ende. Seine Nachfolger, mit sehr wenigen Ausnahmen, waren üppige und schlaffe Regenten. Schon sein Sohn Selim II. war ein Trunkenbold und schändlicher Wüstling, dessen Nachfolger

---

*) v. Hammer Geschichte des Osmanischen Reiches, Bd. III. S. 489.

Murad III. (1574—1595) durch unmäßigen Genuß der Freuden des Harems früh entnervt und ganz stumpf geworden. Wenn in jedem unumschränkt monarchisch regierten Staate vor allem Andern ein kräftiger Herrscher Noth thut; so ist dies ganz besonders in einem, wie der Osmanische, ganz auf Krieg gebauten der Fall, dessen Schwung sich mit der Begeisterung und dem Talent für den Krieg erhält und mit ihnen sinkt, daher diese Richtung in dem Monarchen selbst ihren Mittelpunct finden muß. Seit dem bezeichneten Wendepuncte in der Osmanischen Geschichte aber wurden die Thronfolger nicht mehr im Feldlager, sondern im Harem erzogen, und was der Sinnenrausch, in den sie dort eingewiegt wurden, nicht that, das verdarb an ihnen vollends die Vorstellung ihrer unbegränzten Herrschermacht, die zu ihrer Ausübung gar keiner eignen Geistesanstrengung bedurfte. Die Großwesire konnten auch nicht mehr seyn, was sie früher gewesen, seitdem der Weg zu dieser hohen Würde nicht mehr bloß dem Verdienste, sondern, durch die Ränke des Harems, auch unwürdigen Günstlingen eröffnet war. Sodann verdarben die Krieger schon durch die Enthaltung der Sultane von eigner Heerführung, und noch andere Ursachen trugen zu ihrer Entartung bei. Daß man den Janitscharen erlaubte zu heirathen, war der erste Keim ihres Verfalls, hierauf ertrotzten sie die Aufnahme ihrer Söhne in ihre Schaaren, und dann gestattete man den Eintritt in dieselben auch anderen gebornen Türken und Leuten aus verschiedenen moslemischen Völkern *). Damit wurde die Grundlage der Janitscharenstärke, die strenge, von allem Einflusse der Ältern und

*) Ranke Fürsten und Völker von Südeuropa, Bd. I. S. 63.

Verwandten entfernte, nur auf das Kriegswesen gerichtete Erziehung und frühe Einübung, untergraben. Von der Zeit an wuchs, mit der Abnahme ihrer Kraft gegen den Feind, ihr Trotz wider den eignen Herrn. Zucht und Gehorsam schwanden dahin, ein unerträglicher Übermuth, ein unheilschwangerer Geist des Aufruhrs traten an ihre Stelle. Die übrigen Milizen wurden von ähnlicher Verderbniß ergriffen. Unter den Richtern und Wesiren riß Bestechlichkeit ein, der Druck der Auflagen und Erpressungen wuchs, die Provinzen wurden entvölkert *). Das Volk büßte durch orientalische Weichlichkeit und entkräftenden Sinnengenuß seine frühere Kraft ein, und eine Religion, welche unverständigen Hochmuth, beschränkte Selbstgenügsamkeit und dumpfe Geistesträgheit befördert, verhinderte wahre und befruchtende Fortschritte der Geistesbildung und somit auch jede Entwickelung eines ächten politischen Lebens.

*) v. Hammer, Bd. IV. S. 594.

Leipzig, gedruckt bei Fr. Brockhaus.

Anzeige.

In demselben Verlage ist erschienen:

Die leichte Infanterie,

oder

Handbuch für die Operationen des kleinen Krieges.

Zum Feld-Gebrauch für Officiere.

Vom

General-Lieutenant, Grafen Dubesme.

Nebst einer geschichtlichen Entwickelung der Entstehung der leichten Infanterie.

Aus dem Französischen übersetzt

von

zwei Preußischen Officieren.

Mit 2 Planen.

8. 1829. 2 Rthlr.

Die neuere Zeit hat zwar eine große Anzahl Schriften über den so wesentlichen Theil der Kriegführung: den kleinen Krieg, hervorgebracht, allein in keiner derselben dürften sich nach dem Urtheil der ausgezeichnetsten Officiere des höchsten Ranges so genügende, ausführliche, der Anwendung entsprechende Lehren finden, als in dem obigen Werke. Folgendes ist die speciellere Angabe seines Inhaltes: Theil I. Historische Notiz über die leichte Infanterie und den Einfluß derselben auf die Taktik der verschiedenen Jahrhunderte. — Schlachtordnung der Griechen und der Römer. — Taktik der neuern Zeiten. — Von den Franken. — Taktik des Revolutionskrieges. — Theil II. 1. über die Functionen und den Dienst der leichten Infanterie. — 2. Kleidung, Ausrüstung und Bewaffnung. — 3. Stärke

und Organisation. — 4. Recrutirung. — 5. Physische Ausbildung der Soldaten, Übungen, Manöver und nothwendige Instructionen. — 6. Besondere Instructionen für die Voltigeurs. — 7. Die Zusammenstellung eines Corps Officiere. — Anlagen, Fähigkeiten und Kenntnisse, welche ein Officier beim Eintritt in die leichte Infanterie besitzen muß. — 8. Von den Feldwachen und Vorposten. — 9. Von den Patrouillen, dem Auskundschaften und den Recognoscirungen. — 10. Von den Streif-Corps. — 11. Von den mobilen Colonnen und den Kriegen gegen Räuberbanden. — 12. Von den Eclaireurs und Flankeurs. — 13. Von den Spionen. — 14. Von der Wahl, der Vertheidigung und dem Dienst der Posten. — 15. Von den detachirten Posten. — 16. Vom Angriff der detachirten Posten. — 17. Von den Rückzügen. — 18. Von den Fouragirungen. — 19. über die Führung, die Vertheidigung und den Angriff von Convoys. — 20. Von den Tirailleurs in den Feldschlachten, oder von der Gefechts-Ordnung der Linien- und leichten Infanterie unter sich. — 21. Vom Gebrauch der Tirailleurs bei Patrouillen- und Posten-Gefechten. — 22. Vom Gebrauch der Tirailleurs bei Belagerung und bei Vertheidigung der Festungen.

F. Trieſt,

(K. Geh. Regierungs-Rath und Ober-Bau-Director zu Berlin.)

Handbuch zur Berechnung der Baukoſten

für ſämmtliche Gegenſtände der Stadt- und Landbaukunſt.

Zum Gebrauch der einzelnen Gewerke und der technischen Beamten,

geordnet in 18 Abtheilungen. gr. 4. geh. 19½ Rthlr.

Enthaltend: die Arbeiten I. des Maurers (mit einem Kupfer) 1⅔ Rthlr.; II. des Zimmermanns 1½ Rthlr.; III. des Steinmetz (m. 1. K.) 1 Rthlr.; IV. des Tiſchlers ⅚ Rthlr.; V. des Schloſſers, des Schmieds, des Gelbgießers und des Drahtflechters 1¼ Rthlr.; VI. des Klempners, des Kupferſchmieds, des Schiefer- und des

Bleideckers $\frac{3}{4}$ Rthlr.; VII. des Glasers und des Töpfers $\frac{5}{6}$ Rthlr.; VIII. des Dammsetzers, des Brunnenmachers, des Drechslers und des Seilers 1 Rthlr.; IX. des Lehmers und Stakers, des Stroh- und Rohrdeckers, des Schindel-, Spließ- und Spohndeckers $\frac{1}{2}$ Rthlr.; X. des Bildhauers, des Stuccateurs, des Staffirers und Lackirers, des Vergolders und Tapezirers $1\frac{1}{6}$ Rthlr.; XI. des Spritzenmachers und des Böttchers $\frac{1}{2}$ Rthlr.; XII. des Glockengießers $\frac{1}{3}$ Rthlr. — Ferner: XIII. die Einrichtungen in verschiedenen öffentlichen Anstalten, als Casernen, Lazarethen, Büreaux u. s. w., nebst den dazu gehörigen Utensilien $\frac{7}{12}$ Rthlr. XIV. Grundsätze über die Ausmittelung des Raums zu den Gebäuden; Anweisung zu Bautaxen; Bauverordnungen $1\frac{1}{2}$ Rthlr. XV. Gesammtkosten einzelner Baugegenstände $1\frac{1}{6}$ Rthlr. XVI. Ökonomie beim Bauwesen; Erfordernisse der Bauanschläge, der Entreprise- und Bau-Contracte, der Berichte und Gutachten; Abnahme vollendeter Bauten und Form der Protocolle 1 Rthlr. XVII. Die Führung und Leitung der Bauten $\frac{7}{12}$ Rthlr. XVIII. Ausführlicher Anschlag nebst speciellen Berechnungen, Tabellen u. s. w. zum Bau eines Schauspielhauses, zugleich als Norm für alle übrige Anschläge bestimmt (mit 9 lithographirten Blättern) $3\frac{1}{3}$ Rthlr.

Jede der ersten dreizehn Abtheilungen zerfällt in 2 Abschnitte, von denen der erste das Arbeitslohn, der zweite die Materialien nachweis't; beide sind auf eine übersichtliche Weise classifizirt, was das Auffinden der einzelnen Gegenstände erleichtert. Überall werden die neuesten Erfahrungen über die erst in letzter Zeit mehr zur Anwendung gekommenen Constructionen mitgetheilt. — Die Abtheilungen 14 bis 18 sind besonders noch Baumeistern und Bauunternehmern nützlich.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Karl Friedrich / Loebell, Johann Wilhelm, / Menzel, Karl Adolf,

Karl Friedrich Becker's Weltgeschichte

Bd.: 8

Berlin 1830
H.un. 24 d-8
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10031059-8